

Goldene
Klassiker-Bibliothek

Schillers Werke

Auswahl in zehn Teilen

Auf Grund der Hempel'schen Ausgabe

neu herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Arthur Rütcher

Mit drei Bellagen in Gravüre
und zwei Saksimilebellagen

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

<http://rcin.org.pl>

Schillers Werke

Neunter Teil

Geschichte des Abfalls der Niederlande

Herausgegeben

von

Arthur Rutzscher

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

<http://rcin.org.pl>

Schillers Werke

1801

Verlag des Verlegers

Alle Rechte vorbehalten

Spamerische Buchdruckerei in Leipzig

<http://rcin.org.pl>

Geschichte
des
Abfalls der vereinigten Niederlande
von der spanischen Regierung

100
101
102
103
104
105
106
107
108
109
110
111
112
113
114
115
116
117
118
119
120
121
122
123
124
125
126
127
128
129
130
131
132
133
134
135
136
137
138
139
140
141
142
143
144
145
146
147
148
149
150
151
152
153
154
155
156
157
158
159
160
161
162
163
164
165
166
167
168
169
170
171
172
173
174
175
176
177
178
179
180
181
182
183
184
185
186
187
188
189
190
191
192
193
194
195
196
197
198
199
200

Einleitung des Herausgebers.

Nichts liegt mir ferner, als mir auf diesem Gebiete von Schillers Betätigung ein Urtheil erlauben zu wollen wie auf den bisher eingeleiteten. Dazu gehört ein besonderes Studium und eine solide Berufsvorbereitung als Historiker. Von Fachleuten der Geschichte ist ja nun auch schon allerlei über diese Schillerschen Aufsätze gearbeitet worden, und es wäre unbeschneiden, sich mit seinem eigenen Urtheile dem gegenüberstellen zu wollen. Arbeitsteilung ist auch hier das notwendige Prinzip. Nach dem aber, was über Schillers Geschichtsschreibung bisher geleistet worden ist, ist es absolut unnötig, daß jedesmal von neuem dazu Stellung genommen wird. Es genügt vollständig, wenn eine Ausgabe, welche für größern Volksgebrauch bestimmt ist, das allgemeine Verständniß dieser Arbeiten Schillers erschließt, hinweist auf die Forschung, damit jeder direkt aus den Quellen der Wissenschaft schöpfen kann, sofern ihm nach Einzelausführung und fachgemäßer Begründung gelüftet, und wenn sie endlich die Ergebnisse fachhistorischer Arbeit zusammenstellt. Dieses habe ich geglaubt, mir zur Aufgabe machen zu müssen und darnach bemesse man die folgenden Ausführungen.

Ich verweise zuerst auf die Arbeiten von Ottokar Lorenz in Thomafcheks Preisschrift: Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft 1862. J. Janssen: Schiller als Historiker. 1. Aufl. 1863. 2. Aufl. 1879. Theodor Kükelhauß in Bellermanns Schillerausgabe Band VI und XIV.

Im Sommer 1786 tauchte in Schiller zuerst der Plan auf, sich mit einer Darstellung der Geschichte der Niederländischen Bewegungen jener Zeiten befassen zu wollen. Der Don Carlos hatte ihn dazu gebracht und Watsons Histoire du regne de Philippe II, roi d'Espagne, traduit de l'anglois. Bd. I u. II.

Amsterdam 1777. Die Auffassungsart dieses Schriftstellers, seine klare, fast kalte Zusammenfassung der Begebenheiten vom Standpunkte der Niederländer aus, hatte Schillers Theilnahme herausgefordert. Mit der Leidenschaft für die niederländischen Freiheitshelden war in ihm der Dichter erwacht und die gestaltende Phantasie in Bewegung gesetzt. Einseitiger und unhistorischer konnte er gar nicht an diesen Stoff herantreten als er es that. Es war durchaus der Dichter, der hier in Tätigkeit geriet und der in der Manier der ersten Don Carlos-Entwürfe und der revolutionären, anklägerischen Jugenddramen Partei ergriff für die Unterdrückten gegen Tyrannenmacht und Pfaffenstiche. Eine Objektivität wie sie etwa der viel früher geschriebene Verbrecher aus verlorener Ehre zeigt, lag ihm also gänzlich fern, obgleich die Entstehungsgeschichte des Abfalls der Niederlande die Wandlung Schillers von subjektivsten Interessen zu einem so ausgeprägten Bestreben rein sachlicher Darstellung offenbart, daß Schiefheiten und Ungleichheiten in das Werk kommen mußten. Eine warme Begeisterung für den Stoff ließ Schiller aber nicht bei seiner einen Quelle stehen bleiben, weil sie Lücken genug aufwies, die er auszufüllen trachten mußte. Dabei lernte er nun allerlei Standpunkte zu der Geschichte jener Bewegungen kennen, Standpunkte, deren Berechtigung er trotz ihres Gegensatzes zu dem Werke Watsons einsehen mußte. Er arbeitete sich weiter hinein und da ihn der Freiheitskampf immer noch stark genug anregte, faßte er den Plan einer ausführlichen Geschichte jener Zeiten. Die ursprünglichen Ideen sprechen noch am deutlichsten aus seiner Vorrede zur ersten Auflage, welche später unterdrückt ist und leider in den Anmerkungen ihr kümmerliches Dasein fristet. Ich setzte sie hierher, weil mir ihre Bedeutung für das Werk wie für Schillers Stellung wichtig genug erscheint.

„Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp II. in Watsons vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsaktionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowol aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten und auch andere Theil daran

nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und dies ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben.

Die Ausführung dieses Vorhabens führte mich weiter, als ich anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntschaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Blößen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgesehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anscheinende Widersprüche, die ich heben, isolierte Fakta, die ich an die übrigen anknüpfen mußte. Weniger, um meine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüssel aufzusuchen, machte ich mich an die Quellen selbst, und so erweiterte sich zu einer ausgeführten Geschichte, was anfangs nur bestimmt war, ein allgemeiner Umriss zu werden.

Gegenwärtiger erster Teil, der sich mit dem Abzug der Herzogin von Parma aus den Niederlanden endigt, ist nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzusehen, die erst unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruch kam. Ich glaubte, dieser vorbereitenden Epoche um so mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müssen, je mehr ich diese Eigenschaften bei den mehresten Skribenten vermißte, welche diese Epoche vor mir behandelt haben, und je mehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgenden auf ihr beruhen. Findet man daher diesen ersten Teil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen oder geringe scheinenden, zu verschwendisch in Wiederholungen und überhaupt zu langsam im Fortschritt der Handlung, so erinnere man sich, daß eben aus diesen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählich hervorging, daß alle nachherigen großen Resultate aus der Summe unzählig vieler kleinen sich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, tut die ersten Schritte immer langsam, zurückgezogen und ungewiß, aber die folgenden alsdann desto rascher; denselben Gang habe ich mir auch bei Darstellung dieser Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leser bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er sich mit den handelnden Personen familiarisiert und in dem Schauplatz, auf welchem sie wirken, eingewohnt hat, mit desto raschern und sichern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes diesen langsamen Gang und diese Ausführlichkeit verbieten wird.

Über Armut an Quellen läßt sich bei dieser Geschichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Überfluß — weil man sie alle gelesen haben mußte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Lesen vieler in manchen Stücken leidet.

Bei so ungleichen, relativen, oft ganz widersprechenden Darstellungen derselben Sache hält es überhaupt schon schwer, sich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen teilweise versteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Gestalt vorhanden ist . . .

. . . Daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Dokumenten zu studieren, sie unabhängig von der Form, in welcher sie mir von dem denkenden Teile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erschaffen und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werke von etlichen Jahren das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht, wenn er einen Teil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Geständnis abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen notwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismesse 1788.“

Schiller spricht hier schon von seinem historischen Können, allerdings mit allerlei bescheidenen Zweifeln, besonders hinsichtlich seiner Quellen, die er weder in ihrer ganzen Ausdehnung noch in ihrer Ursprünglichkeit hätte benutzen können, und setzt sein Verdienst deshalb in eine möglichst treue, stilistisch gute Wiedergabe. Wir erkennen daraus aber schon einen Abstand von der ersten Auffassung. Die Begeisterung ist nur noch hie und da als Untergrund zu verspüren; er ist sich bewußt geworden, daß solche Dinge eben nur wissenschaftlich aufgefaßt werden dürfen, und daß die Dichtkunst als gute Verwandte hier höchstens etwas borgen darf, aber in keiner Weise selbständig hervortreten kann.

Er denkt an Darstellung der ganzen Begebenheiten etwa in der Form, wie man damals alle Merkwürdigkeiten auf dem Gebiete des Geistigen auffaßte und sammelte. Das Wort „merkwürdig“ begegnet uns ja zu jener Zeit auf vielen Titeln und wir finden es auch z. B. bei Schillers Unterhaltungsschriften häufiger. Wissenschaftliche Vorarbeiten für das Gebiet des Seelenlebens des Einzelnen wollte man leisten. Schiller denkt hier an Darstellung von wichtigen Begebenheiten im Völkerverleben,

und wie ihn hier das niederländische Volk gefaßt hat, will er überhaupt ein Sammelwerk schaffen, ein Geschichtswerk der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen. Auch hier sehen wir ihn wieder in höchst eigenartiger Weise das Außerordentliche bevorzugen, das an das Verbrechen Streifende, Ungeheuerliche, eine Neigung, die wir von seinen Dramen und Unterhaltungsschriften her kennen. Der Abfall der Niederlande sollte der erste Band des Sammelwerkes sein.

Der Leipziger Verleger Crusius hatte schon im Februar 1787 die ersten vier Aushängebogen fertiggestellt, und Schiller hoffte das ganze Werk noch zur Ostermesse beendigen zu können, da es ja nur ein „Umriß“ sein sollte, da es eben nur das Merkwürdige der großen und ganzen Bewegung, nicht aber Einzelausführung und gründliche Forschung bieten sollte. Aber der Stoff ließ ihn nicht los, und mit neuen Quellen, die sich ihm erschlossen, wuchs sein Blick für die Zusammenhänge, wuchs auch das Werk. Ernster und umfangreicher wurde die Arbeit, nachdem der Don Karlos abgetan war, im August 1787. Ein anderes stand auch hinter der Arbeit, die Aussicht nämlich auf eine Professur in Jena. Er hoffte, das Erscheinen des ersten Teiles auf den Oktober ansehen zu können, und arbeitete daran mit allen Kräften. Aber das erste Bruchstück davon kam erst im Januarheft von Wielands Teutschem Merkur heraus, Jahrgang 1788, unter dem Titel: „Der Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Einleitung.“ Im Februarheft erschien dann die Fortsetzung als „Niederländische Rebellion unter Philipp dem Zweiten.“ Wieland als Herausgeber sagte dazu unter anderm in seiner Einführung: Wenn die Leser des T. M. durch dieses Fragment (welches jedoch als Darstellung der wesentlichsten Grundlinien und Resultate dieser Geschichte gewissermaßen schon ein Ganzes ist) auf das dadurch angekündigte Werk selbst aufmerksam gemacht werden, und aus dieser Probe von dem innern Beruf des Verfassers, sich dieser Art, die interessantesten Teile der Geschichte zu bearbeiten, vorzüglich zu widmen, ebensoviel Gutes augurieren als ich, so ist die Hauptabsicht erreicht, die ich bei Bekanntmachung desselben habe; und so wird es wohl keiner Apologie bedürfen, daß ich dem Gedanken nicht widerstehen konnte, ein zahlreiches Publikum an dem Vergnügen, das mir dieses schöne historische Gemälde gegeben, durch gegenwärtige Ausstellung derselben Teil nehmen zu lassen.

Anspruch auf Wissenschaftlichkeit hatte Schiller zuerst in seinen Unterhaltungsschriften gemacht. Die psychologischen

Studien und Entwicklungszeichnungen waren mit der redlichen Absicht aller nur möglichen Genauigkeit und Zuverlässigkeit niedergeschrieben; sie sollten Beiträge zur Seelenforschung sein. Auf einem andern — aber als völkerpsychologischem Gebiete doch wieder verwandtem — Boden beginnt nun hier ein Streben nach Wissenschaftlichkeit. Der Umstand, daß eben dieses Streben schon in früheren Stadien von Schillers Schaffen nachzuweisen ist, bezeugt, daß nicht allein der künftige Professor die Veranlassung zu dieser Wandlung bei unserm Werke war. Schiller schreibt, daß ihm die Arbeit ungemein viel Genuß gebe und daß auch „die Idee von etwas Solidem“ (das heißt, etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten wird)“ ihn dabei sehr unterstütze. Sein Dichtertum, fühlt er, hat immer den Fluch der „Libertinage des Geistes“ mit sich gebracht, man hat den Tadel des Bodenlosen, Windigen, Leichtsinrigen, wohl auch Unwürdigen damit verbunden. Jetzt sitzt er zehn Stunden, einige Zeit hindurch sogar bis zu zwölf Stunden am Tage bei angestrengtester Arbeit, und das Gewissen kann nun zufrieden und beruhigt sein: das ist doch etwas Solides und Sicheres. Mehr und mehr wächst die Vogenzahl an. Wohl überfällt ihn auch einmal der Unmut. „Ich ringe mit einem mir heterogenen, fremden und oft undankbaren Stoff, dem ich Leben und Blüthe geben soll, ohne die nötige Begeisterung von ihm zu erhalten. Die Zwecke, die ich mit dieser Arbeit finde, halten meinen Eifer noch so hin und verbieten mir, auf halbem Wege zu erlahmen.“ Sieben Stunden braucht er täglich allein zu dem umfanglichen Quellenstudium und nur den Rest des Tages kann er zu eigenem Weiterführen der Darstellung verwenden. So kommt es, daß die Arbeit trotz angestrengtesten Schaffens nur langsam fortschreitet, daß er fast acht Tage lesen und schreiben muß, um nur sechs Taler zu verdienen. Die eigentliche anfängliche Liebe zu seinem Stoffe hatte stark nachgelassen, war ja überhaupt durch die wissenschaftliche Quellenforschung ausgeschaltet worden. Er schreibt am 7. Januar an Körner:

„Mit der Hälfte des Werts, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie . . . Ist nicht das Gründliche der Maßstab, nach welchem Verdienste gemessen werden? das Unterrichtende, nämlich das, welches sich dafür ausgibt, von weit höherem Range als das bloß Schöne oder Unterhaltende? So urteilt

der Pöbel — und so urteilen die Weisen. — — Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen.“

Nach und nach aber gab er in der That der Geschichtschreibung den Vorzug, er hält es für möglich, daß er dem Publizisten näher sei als dem Dichter. Wichtig war dabei ein Motiv, das wir auch sonst in Schillers Entwicklung schon angetroffen haben, zum Beispiel in der Braut von Messina und in dem Demetrius, nämlich die Neuheit dieser Schaffensart und des Tätigkeitsgebietes. Schiller sagt darüber einmal: „Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so unendlich viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“ Das hatte Schiller nötig und seine Arbeitslust und Arbeitskraft wurde durch solche Reize erhöht.

Aber der Dichter war doch noch immer dabei in Tätigkeit, seine Persönlichkeit arbeitete noch im einzelnen mit. Körner hatte sich gerade darüber an Schiller mit besonderem Feinsinne geäußert und ihm den Zweck und die Aufgabe des wahren Historikers dabei vor Augen gehalten: „Er schwebt,“ schreibt Körner, „über den Schauplatz der Begebenheiten als ein Wesen höherer Art. Der verborgenste Menschenwert entgeht ihm nicht; aber jede außerordentliche Handlung staunt er nicht wie der Pöbel als übermenschliche Größe an. In Ansehung des Stils ließe sich noch über einige Stellen sprechen. Wider den Wohlklang Deiner Perioden und die kraftvolle Sprache habe ich gewiß nichts einzuwenden; aber hier und da habe ich zu viel Schmuck gefunden. Was hindert Dich, immer mit so viel einfacher Würde zu schreiben, als z. B. im ersten Absätze (p. 4. 5). Ich weiß, daß der bildliche Ausdruck oft Bedürfnis ist, wie es keinen eigentlichen gibt, der die nämliche Idee mit gleicher Kürze und Lebhaftigkeit ausagt. Aber zuweilen war er doch entbehrlich, und alsdann, glaub ich, wird er zum Fehler für den Historiker. Er stört den Eindruck des Ganzen, heftet die Aufmerksamkeit auf Nebenideen, schwächt die Wirkung eines notwendigen oder wirklich verstärkenden Bildes. Kurz, ein zu blendendes Kolorit in allen Teilen des Gemäldes schadet der Haltung.“ Das sieht denn auch Schiller ein, und trotzdem gerade er damit unendlich Vieles aufgab, siegte doch die reine Wissenschaft in ihm. Er schreibt an Körner im März als Antwort:

„. . . Dein Tadel scheint mir nur zu gegründet; aber Du mußt und wirfst mir auf der andern Seite auch wieder

einräumen, daß es keine solche leichte Sache für mich war, mich in der Historie so schnell von der poetischen Diktion zu entwöhnen. Und darin hast Du es getroffen, daß die Geschichte selbst weniger von diesem Fehler hat; mit dem meisten wirst Du zufrieden sein. Gleich die Fortsetzung im zweiten Heft des Merkur ist beinahe ganz rein davon. Laß mir nur Zeit, und es wird werden. Wenn ich meinen Stoff mehr in der Gewalt, meine Ideen überhaupt einen weitem Kreis haben, so werde ich auch der Einkleidung und dem Schmuck weniger nachfragen. Simplizität ist das Resultat der Reife, und ich fühle, daß ich ihr schon sehr viel näher gerückt bin als in vorigen Jahren. Aber Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin.“

So arbeitete er denn eine Zeitlang mit großer Hingebung und ebensogroßem Erfolge. Er war nun bis zu der Objektivität gelangt, die er als Psychologe in jener schon öfters genannten Erzählung weit früher, als Dramatiker dann so viel später im Wallenstein erreicht hat. Aber dieser Geschichtsstoff vermochte ihm seine Objektivität nur teilweise zu danken, denn die methodische Arbeitslust entschädigte nicht für die Schiefeiten, in die er zu seinem Stoffe absichtslos nach und nach geraten war. Was war denn noch vorhanden von dem Interesse, das ihn anfänglich zu dieser Arbeit verführt hatte? Die allgemeinmenschlichen Grundzüge der Begebenheiten waren durch manche seiner Quellen angefochten, entstellt, zugedeckt und durften ja auch nicht in der Weise zum Ausdruck gelangen, wie das bei Schiller wohl naturgemäß gewesen wäre. Er mußte seine Leidenschaften wie seine Formkraft in Zügel legen und auf kleinen, sorgfältig abgesteckten Fleckchen Landes adern lassen. Dadurch mußten aber die Reizungen der neuen Schaffensform sich in sich selber ermüden. Wenn Körner an Schiller schreibt: „Die vorhandenen Materialien waren zum Teil in Widerspruch mit Deinem Ideal. Eine Zeitlang suchtest Du durch weitere Nachforschungen diese Widersprüche zu vereinigen. Aber endlich ermüdest Du in dieser Arbeit und gabst die Hoffnung auf, Deine höheren Forderungen zu befriedigen“, so hat er damit genau die Tatsachen bezeichnet, welche Schiller allmählich zum Aufgeben seiner großen Pläne bewogen. Schillers Eigenarten und Kräfte gerieten in Stauung und konnten sich nicht genug betätigen. Die zehn- bis zwölfstündige tägliche Arbeit konnte doch nur Teile seiner Anlagen beschäftigen, und die andern lagen brach. So kam es denn schließlich so weit, daß Schiller zuerst das große Sammelwerk der merkwürdigen Rebellionen und

Verschwörungen aufgab und dann sogar den zweiten Teil seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande fallen ließ. Ende Oktober 1788 war die Arbeit abgeschlossen. Als dann seine Aussichten auf die Jenenser Professur sich verwirklichten, dachte er noch einmal an eine Fortsetzung, um ein Privatkolleg über diesen Gegenstand zu halten; später wollte er auch einmal einen Urlaub zur Vollen dung der Geschichte benutzen. Götschen trat an ihn heran mit der Aufforderung, ihm ein ähnliches Geschichtswerk zu schreiben; Schiller ging an die Darstellung des dreißigjährigen Krieges, verschob den Abfall der Niederlande weiter und wandte sich dann nach dem Wiedererwachen des Dichters in ihm ganz davon ab.

Die erste Ausgabe in Buchform war bei Crusius 1788 erschienen. Elf Jahre später, im Oktober 1799 fragte Schiller bei seinem Verleger an, ob er geneigt sei, eine neue, von ihm verbesserte Auflage seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande zu veranstalten. „Meine Intention dabei ist, das Werk, welches für einen Band ohnehin zu dick ist, in zwei Bände zu trennen und zwei Erzählungen, welche Begebenheiten aus jenem Kriege abhandeln, nämlich den Prozeß des Grafen Egmont und die berühmte Belagerung von Antwerpen, daran anzuschließen. Diese beiden Erzählungen sind fertig, und ich hätte wohl Lust, etwa noch zwei andere Ereignisse aus demselben Kriege ebenso abzuhandeln und damit zu verbinden.“ Diese beiden Abhandlungen, welche Schiller hier seltsamerweise Erzählungen nennt, wurden denn auch als Beigaben zur letzten Ausgabe gedruckt. Sie sind nicht etwa Fortsetzungen zu nennen, denn die erstere über des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod war zu spät fertiggestellt, um noch im ersten Bande, wohinein sie gehört, Aufnahme zu finden, und war deshalb in dem achten Hefte der Thalia 1789 gedruckt, die zweite, die merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585 war ein Lückenbüßer und wurde in den Horen, Jahrgang 1795, abgedruckt. Die Ausgabe von 1801 war aber im Wortlaut, in der Tendenz und in der Einteilung verändert worden. Wo die Leidenschaft und allzu starke Anteilnahme dem Dichter die Feder geführt hatte, traten Milderungen und stärkere Kürzungen ein — darüber werden unsere Anmerkungen Aufschluß zu geben haben. Einige rein sachliche Verbesserungen waren inzwischen nötig geworden. Schiller nahm eine Teilung in zwei Bände und vier Bücher vor.

Bevor wir uns nun der Einzelbetrachtung zuwenden, soll doch festgestellt sein, daß diese Arbeit zwar für einen Schillerschen

Geist etwas Mechanisches, fast Technisches war, aber trotzdem ihm sehr zugute gekommen ist. Sie hat unzweifelhaft seine Kräfte und Energien gestählt und geübt; und diese wiederum, wie auch besonders die Formkraft kamen dann später seinen großen dramatischen Arbeiten zugute, welche ohne solche Vorarbeiten kaum in ähnlicher Weise hätten bewältigt werden können. Das ist es auch wohl, was Schiller meint, wenn er sagt: Ich sehe recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlicheren Dienst leisten werde als der Historie selbst, und dem Publikum einen angenehmeren als einen gründlichen den Gelehrten.

Was nun seine Quellen betrifft, die ausführlich in den Anmerkungen verzeichnet werden sollen, so wurde Schillers Darstellung von dem erwähnten Werke von Watson nur angeregt, im übrigen aber weniger beeinflusst. Geradezu bestimmt wurde er aber von Wagenaar: Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. Schiller nennt dieses Werk in der vorn z. T. abgedruckten Einleitung „eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zusammengetragene und mit seltener Billigkeit und Treue verfaßte Komplikation, die wirklich noch einen bessern Namen verdient“. Er verdankt ihr, wie er ausdrücklich hervorhebt, Einführung in die ganze Bewegung, Bekanntschaft mit allerlei Quellen, Auszüge aus ältern Berichten, die er wegen Unkenntnis der holländischen Sprache sonst nicht hätte benutzen können, Stellung zu den Standpunkten solcher Quellen, Stoffeinteilung und den Umriß zum Aufbau. Alles natürlich hat er nicht in Wagenaars Darstellung benutzen können; er hat manches verarbeiten, andres fortlassen müssen, und auch wohl hie und da einmal ganz anders zeichnen müssen als diese Hauptvorlage. Wichtig wurden für ihn noch die Darstellungen von spanischen Standpunkten aus: *Famiani Stradae Romani et societate Jesu de bello Belgico decades duae* und *Nicolai Burgundi J. C. Historia Belgica ab anno MDLVIII*, von welchen besonders der erstere in Betracht kam, und die drei niederländischen Berichte: *Hugonis Grotii Annales et historiae de rebus Belgicis*, *Jac. Aug. Thuanii Historiarum superioris seculi operum pars prima* und sein zweites Werk *Historiarum sui Temporis. Pars secunda*, und Emanuel von Meteren *Eigentliche und vollkommene historische Beschreibung des Niederländischen Kriegs*, in zwey Theil abgetheilt. Die beiden letzteren hat Schiller mehr benutzen können als den schwereren Grotius, Meteren besonders im letzten Drittel. Schiller hat diese Quellen — man könnte sagen — gleichmäßig benutzt, und

die sehr auseinandergehenden Ansichten mit feinem Sinne abgewogen auf ihre Verwendbarkeit. Hier besonders tritt sein Streben nach Objektivität hervor, seine Sorgfalt, seine Gewissenhaftigkeit. Man muß sagen, er hat diese Vorlagen gut bewältigt und sie in seine Form gezwungen. Dabei mutet nichts gewaltsam und künstlich an. Unparteilichkeit war seine Tendenz, und die hat er trotz seines anfänglichen Parteistandpunktes treulich walten lassen. Wo ihm Widersprüche aufstießen, wo sich Lücken zeigten, da arbeitete er mit ganz besonderer Vorsicht. An strittigen Punkten vertraute er sich dann oft einer bestimmten Quelle und ihrer Darstellung an, trat aber manches Mal offen mit seinen Zweifeln und seiner Ungewißheit hervor.

Die genannten Darstellungen benutzte er durchgehend. An besondern Stellen halfen dann noch ein der schon erwähnte Grotius bei Schilderung der Inquisition und auch wohl in Verfassungsfragen; auch Voltaires Essay sur les moeurs konnte er für die Inquisition benützen. Außer diesen kamen noch gelegentlich in Betracht Everardus Reidanus Belgarum aliarumque gentium annales. Joachimus Hopperus Recueil et memoires des troubles des Pays-Bas du Roy in der Sammlung Vita Viglii ab Aytta Zuichemi ab ipso Viglio scripta eiusque nec non Joachimi Hopperi et Joannis Baptistae Tassii opera historica. Joannes Meursius Guillemus Auriacus. Pars prima. Richardus Dinothus Normanni Constantinatis de bello civili Belgico libri VI. Cardinal Bentivoglio Della guerra di Fiandra. P. I. II. Memoires de Messire Philippe de Comines. A. Anderson Historische und chronologische Geschichte des Handels. Bd. 3. Fischer Geschichte des teutschen Handels. Die drei letzten Werke halfen ihm besonders bei der Darstellung des Gewerbes und Handels.

Wenn man Schillers Können beurteilen will, muß man von den Quellen und Hilfsmitteln ausgehen, die ihm zu Gebote standen. Gründlichste Quellenarbeit wird ihm überall auch von Fachleuten zugestanden; er hatte vollständige Quellenkenntnis bis auf das ihm unzugängliche spanische Material. Benutzt hat er nicht alle vorhandenen Quellen. In der Verarbeitung aber hat er wohl zu unterscheiden gewußt zwischen „primären und sekundären Quellen“, zwischen „Akten und Darstellung“. Er hat darin einen guten Blick gezeigt und ein außerordentliches Geschick bewiesen. An ein Hereinziehen von Urquellen von gleichzeitigen Zeugnissen und Akten, was man selbstverständlich heute von einem Historiker fordert, ist bei

Schiller natürlich nicht zu denken. Kückelhaus sagt in seinen Anmerkungen: „An eine Herrschaft über den Stoff selbst, eine darauf gestützte kritische Sichtung des Richtigen vom Falschen und an eine nur bei solcher Übersicht mögliche unbestechliche Entscheidung über die Zuverlässigkeit seiner Führer konnte er nicht wohl denken. Für diese Aufgabe war seine Zeit zu bemessen, seine historische Vorbildung zu beschränkt, seine Hilfsmittel zu gering und das Material zu gewaltig . . . Schiller war doch im Grunde bis zuletzt zu tief von der Masse und dem Geist seiner Quellen befangen, um sich schon zu einem abgeklärten Gesamturteil zu erheben . . . Er mußte die Arbeit abschließen, ohne sich zur Klarheit und Übersicht durchgerungen zu haben.“ Das gesteht ja auch Schiller selber unumwunden zu, wenn er sagt: „Wo war ich in der Lage, ich, ein großes historisches Ganze mit einem reifen Blick zu umfassen!“

Zusammenfassend äußert sich Kückelhaus über Schillers Quellenstudien dahin: „Sie erfüllen gewiß nicht die höchsten Forderungen der neuern Geschichtschreibung, bleiben aber auch nicht allzu weit hinter ihnen zurück. Für ihre Mängel ist Schiller persönlich nur zum Teil verantwortlich, da es meist äußere Umstände waren, die es ihm versagten, seine Arbeit so anzufassen, wie er es nach seiner eignen Anschauung gewünscht hätte. Was er bei solcher Beschränkung noch schaffen konnte, hat er geleistet: Heranziehung möglichst vieler und guter Vorlagen, eindringliche Lektüre, sorgfältige und gewissenhafte Verwertung des Materials; dazu brachte er als eigne, wertvollste Gabe einen feinen kritisch-historischen Takt und einen unfehlbar sichern Blick für alles Wesentliche mit. Wenn er sich doch einmal vergriß, entsprang der Fehler immer nur einem rein äußerlichen Versehen bei seiner praktischen Quellenarbeit, nie etwa einer falschen, theoretischen Anschauung von der Aufgabe des Historikers. Denn wie richtig, auch im Sinne der modernen Wissenschaft, Schiller ein gewissenhaftes Quellenstudium auffaßte, beweisen seine Worte aus der Vorrede. (Siehe den letzten Absatz.)“

Wir haben den Fachhistorikern das Wort gegeben, können aber nicht abschließen, ohne noch hinzugefügt zu haben, daß die Bedeutung dieser Schillerschen Arbeit auch noch in andern Punkten beruht als solchen, die nur vom Fach aus beurteilt werden können. Rein darstellerisch hat zwar nicht das Ganze, aber doch manches Einzelne großen Wert. Es gibt in der Geschichte des Abfalls der Niederlande einige Stellen, die Schiller mit ganz besondrer Vorliebe behandelt hat, Hauptpunkte

ber Bewegung. Das Kapitel „Öffentliche Predigten“ ist so ein Meisterstück in seiner Art und „der Bildersturm“ gehört auch dazu. Man hat den Bildersturm wohl Mosaikarbeit genannt, dabei will aber nicht nur das Zusammensetzen, sondern auch das Einstimmen, das Zusammentönen angedeutet sein, und man muß sagen, daß dies zu einheitlichem großen Eindruck gelungen ist. Beispiele solcher Harmonie entschädigen dann auch für den Umstand, daß Schiller in der Führung der ganzen Bewegung nicht auf einer geraden Linie bleibt, sondern sich an der Hand seiner verschiedenen Quellen öfters im Zickzack bewegt. Daß er dabei die große Richtung beibehält, soll nicht geleugnet werden.

Wie es ihm gelungen ist, einzelne Abschnitte mit besondrer Kunst zu gestalten, so sind ihm auch einzelne Charaktere ganz besonders geglückt. Das Bedeutendste ist wohl der Cardinal Granvella, der mit feinstem psychologischen Verständnisse aufgefaßt und ausgeführt ist. Schillers Phantasie ist es da gelungen, ohne vollständige Kenntniss der Lebensumstände ein Bild zu zeichnen, welches später von der Forschung durchaus bestätigt worden ist. Seinem psychologischen Feingefühl wie seinem genialen Blicke war das Wesentliche in der Struktur dieses Mannes nicht entgangen. Später hat Schiller an der Gestalt des Wallenstein (seines Dramas) dieselbe Fähigkeit aufs glänzendste bekundet.

Zu den Schönheiten seines Werkes gehört aber auch sein Stil. Unausgebildet für diese Betätigungsart hat er natürlich noch manches annehmen und lernen können von seinen Quellen, unter denen Strada, Burgundius und Mercier besonders hervorragten. Mancherlei schädliche Beeinflussung hat er auch von ihnen erlitten, denn sein Stil hatte auf dem Gebiete seiner Erzählungen schon Richtung gewonnen. Ausbildung des Stiles zu völliger Objektivität, zu ruhiger Gelassenheit war sein Ziel gewesen, und dieses Ziel hat er in seinem Abfall der Niederlande erreicht.

Faint, illegible text at the top of the page, possibly a header or introductory paragraph.

Second block of faint, illegible text, appearing to be a list or a series of entries.

Third block of faint, illegible text, continuing the list or entries.

Fourth block of faint, illegible text, possibly a concluding paragraph or a separate section.

Einleitung.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zu schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufstuhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuches nicht unwert, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabnerm Schwunge stiegen andere

auf. Auch erwarte man hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der staunenswürdigen Taten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichen Schoß der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschaffen lassen, die jene Zeitalter übten und notwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenschilder an wie ein entnerbter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Weltteils, und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeists fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft und nötigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigentümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Überlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Not das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite, der mächtigste Souverän seiner Zeit, dessen gefürchtete Übermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichtümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten, ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotigen Nationalstolz begeistert und erhitzt durch das Andenken ersochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs, alle diese furchtbaren Hilfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk in einem vergessenen Winkel Europens, den es noch mühsam der Meeresflut abgewann; die See sein Gewerbe, sein Reichthum und seine Plage, eine freie Armut sein höchstes

Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort ein gutartiges gesittetes Handelsvolk, schwelgend von den üppigen Früchten eines gesegneten Fleißes, wachsam auf Gesetze, die seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlstandes verläßt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem sich gedrückte, traurige Sklaven verschließen. Ein fröhlicher Mutwille, der gerne den Überfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Buchtrute der Despotismus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundpfeiler seines Glücks einzureißen, der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit wie in seinen Sitten, erkühnt es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen und den Herren beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche Handlung hieß; die Beschwerden Brabants forderten einen staatsklugen Mittler; Philipp der Zweite sandte ihm einen Henker, und die Lösung des Kriegs war gegeben. Eine Tyrannei ohne Beispiel greift Leben und Eigentum an. Der verzweifelnbe Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode die Wahl gelassen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes, üppiges Volk liebt den Frieden; aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln soll, warum es wünschenswert war. Die Wut des Aufruhrs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder; die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern. Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste, und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre sein, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geist, der diesen großen politischen Augenblick haschte und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weicht sich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Über eine furchtsame Selbstsucht erhaben, kündigt er dem Throne strafbare Pflichten auf, entkleidet sich großmütig seines fürstlichen Daseins, steigt zu einer freiwilligen Armut herunter und ist nichts mehr als ein Bürger

der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksspiel der Schlachten; aber zusammengeraffte Mietlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht standhalten. Zweimal führt er seine mutlosen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlassen sie ihn, aber nicht sein Mut. Philipp der Zweite sendet so viele Verstärkungen, als seines Mittlers grausame Habsucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, suchen sich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Korsaren, aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen, und eine Republik steigt aus Morästen empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande, ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserflut und Verzweigung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine Tat getan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann. Faktionen zerreißen ihren Bund; selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souveränität wegzuschicken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst die Habsucht fremder Könige seine junge Blüte verschmähete — einem Fremdling endlich dringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfrischen ihren sinkenden Mut; aber einen Verräter gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drangvollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren schon stürmet, tastet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit Wilhelm von Dranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hilfe nicht mehr.

Philipp der Zweite sieht die Frucht einer Tat verloren, die ihm seine fürstliche Ehre, und wer weiß, ob nicht den heimlichen Stolz seines stillen Bewußtseins kostet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderische Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechselt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherrn erzog. Ein langer

verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verbluten, während daß der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiß zu sich lockte und auf den Trümmern seines Nachbarn den herrlichen Bau seiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Endigung Philipps sterbendes Auge nicht erfreute, der ein Paradies in Europa vertilgte und ein neues aus seinen Ruinen erschuf — der die Blüte der kriegerischen Jugend verschlang, einen ganzen Weltteil bereicherte und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieser Monarch, der, ohne sein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes verschwenden durfte, der noch weit mehr durch tyrannische Künste erzwang, häufte eine Schuld von hundertundvierzig Millionen Dukaten auf sein entvölkertes Land. Ein unveröhnlicher Haß der Freiheit verschlang alle diese Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation gedeihete unter den Verwüstungen seines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu grenzen; aber vieles vereinigte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigener Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hilfe, indem er ihn nötigte, seine Macht zu teilen. Die kostbare Politik in jedem Kabinett Europens Verräter zu besolden, die Unterstützungen der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau vom Escorial erschöpften endlich seine so unermesslich scheinenden Schätze und untersagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entscheidenden Moment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst und wüteten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Britannien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Reichs wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie sich die spanische Macht

erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raubsucht der Soldateska und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorratskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entzaten. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müßiggang herbeiführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aus- halten. Wenige unter diesen sahen ihr Vaterland wieder; diese wenigen hatten es als Jünglinge verlassen und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer teurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preis der entgegengesetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Für sie arbeitete der Fanatismus der Verfolger wie der Verfolgten. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abenteuerer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zusammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurückempfangen, was muß es damals gewesen sein, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdruck seufzte, wo Amsterdam bei- nahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichtum in ein Land, das der Ozean und die Eintracht gleich mächtig beschirmten. Die

republikanische Armee war vollzählig, ohne daß man nötig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffen-geräusch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem
5 Blut erst erstritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Dasein kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus und haute still an ihren ostindischen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte diesen kostbaren Krieg mit
10 totem, unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfnisse in Europa erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitsamkeit und Handel. Jenes verminderte, diese vervielfaltigte die Zeit. In eben dem Maße, wie sich die Hilfsquellen der Regierung bei
15 der langen Fortdauer des Kriegs erschöpften, fing die Republik eigentlich erst an, ihre Ernte zu halten. Es war eine gesparte dankbare Aussaat, die spät, aber hundertsältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp sich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipp's widriges Schicksal wollte, daß alle Schätze, die
20 er zum Untergang der Provinzen verschwendete, sie selbst noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüsse des spanischen Goldes hatten Reichtum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfing seine vermehrten Bedürfnisse
25 größtenteils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrschten und den Preis aller Waren bestimmten. Sogar während dieses Kriegs konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit seinen eignen Untertanen nicht wehren, ja, er konnte dieses nicht einmal wün-
30 schen. Er selbst bezahlte den Rebellen die Unkosten ihrer Verteidigung; denn eben der Krieg, der sie aufreiben sollte, vermehrte den Absatz ihrer Waren. Der ungeheure Aufwand für seine Flotten und Armeen floß größtenteils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämischen und brabantischen Handels-
35 plätzen in Verbindung stand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte mittelbar für sie. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verschlang, waren in die Fässer der Danaiden gegossen und zerrannen in einer bodenlosen Tiefe.

Der träge Gang dieses Kriegs tat dem König von Spanien
40 ebensoviel Schaden, als er den Rebellen Vorteile brachte. Seine Armee war größtenteils aus den Überresten jener siegreichen Truppen zusammengeschlossen, die unter Karl'n dem Fünften

bereits ihre Lorbeern gesammelt hatten. Alter und lange Dienste berechtigten sie zur Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünschten sich ungeduldig nach ihrer Heimat zurück, ein mühevolleres Leben gemächlich zu enden. Ihr vor-
maliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als sie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten und die Früchte so vieler Feldzüge endlich zu ernten anfangen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch das Ungeßüm ihres Angriffs jeden Widerstand zu besiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menschen als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beschwermü-
tigkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Mut noch ihre lange kriegerische Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zustatten kommen, dessen eigentümliche Beschaffenheit oft auch dem Feigsten der Eingebornen über sie Vorteile gab. Auf einem fremden Boden endlich schadete ihnen eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, mußte der schwächere Feind zuletzt von dem Stärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüssig wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer bessern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meister und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Kriegs von seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt als von seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlossenheit der Herzogin von Parma teilte sich dem Kabinett zu Madrid mit und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Albas unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers Requesens, Don Johannis von Österreich Hinterlist und Tücke und der lebhafteste Cäsarische Geist des Prinzen von Parma gaben diesem Krieg ebensoviele entgegengesetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte,

immer derselbe blieb. Das größere Übel war, daß die Maxime
 mehrenteils das Moment verfehlte, in welchem sie anzuwenden
 sein mochte. Im Anfang der Unruhen, wo das Übergewicht
 augenscheinlich noch auf seiten des Königs war, wo ein rascher
 5 Entschluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der
 Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in
 den Händen eines Weibes schlaff hin und her schwanken. Nach-
 dem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war,
 die Kräfte der Faktion und des Königs schon mehr im Gleich-
 10 gewichte standen, und eine kluge Geschmeidigkeit allein dem nahen
 Bürgerkrieg wehren konnte, fiel die Statthaltertschaft einem
 Manne zu, dem zu diesem Posten gerade diese einzige Tugend
 fehlte. Einem so wachsamem Aufseher, als Wilhelm der Ver-
 schwiegene war, entging keiner der Vorteile, die ihm die
 15 fehlerhafte Politik seines Gegners gab, und mit stillem Fleiß
 rückte er langsam sein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erschien Philipp der Zweite nicht selbst in
 den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichsten
 Mittel erschöpfen, um nur das einzige nicht zu versuchen, welches
 20 nicht fehlschlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu
 brechen, war kein Ausweg natürlicher als die persönliche Gegen-
 wart des Herrn. Neben der Majestät mußte jede Privatgröße
 versinken, jedes andre Ansehen erlöschen. Anstatt daß die Wahr-
 heit durch so viele unreine Kanäle langsam und trübe nach dem
 25 entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem
 Werke des Ohngefährs Zeit ließ, zu einem Werke des Verstandes
 zu reifen, hätte sein eigener durchdringender Blick Wahrheit von
 Irrtum geschieden; nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst
 allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher
 30 ihrer Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edikte gewesen, je
 dichter an ihrem Ziele, desto unkräftiger und verzagter die Streiche
 des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse,
 dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen
 mag, ihm ins Angesicht zuzufügen. Die Rebellion schien anfangs
 35 selbst vor ihrem Namen zu zittern und schmückte sich lange Zeit
 mit dem künstlichen Vorwand, die Sache des Souveräns gegen
 die willkürlichen Anmaßungen seines Statthalters in Schutz
 zu nehmen. Philipps Erscheinung in Brüssel hätte dieses
 Gaukelspiel auf einmal geendigt. Jetzt mußte sie ihre Vorspiege-
 40 lung erfüllen oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre
 Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Nieder-
 lande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Übel
 erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf

sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermesslichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfnissen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter verschwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majestät in allen Gemütern schon vorgefunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben; denn der Mißbrauch angeborener Gewalt drückt weniger schmerzhaft als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht einmal der war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringschätzung seiner Maschinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten, ebenso, möchte man denken, hätte der Ungehorsam und Abfall dieses Volks eine Aufforderung an alle Fürsten sein sollen, in der Gerechtfame ihres Nachbars ihre eigne zu schützen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europas traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiser Maximilian der Zweite, obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandtschaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beschuldigung, die Partei der Rebellen ingeheim begünstigt zu haben. Durch das Anerbieten seiner Vermittlung gestand er ihren Beschwerden stillschweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches sie aufmuntern mußte, desto standhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiser, der dem spanischen Hof aufrichtig ergeben gewesen wäre, hätte Wilhelm von Oranien schwerlich so viele Truppen und Gelder aus Deutschland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, stellte einen Prinzen vom Geblüt an die Spitze der niederländischen Rebellen; die Operationen der letztern wurden größtenteils mit französischem Gelde und Truppen vollführt. Elisabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da sie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenngleich ihr sparsamer Beistand höchstens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, so war dieses in einem Zeitpunkt schon unendlich viel, wo ihren erschöpften Mut Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit diesen beiden Mächten stand Philipp damals noch im

Bündniß des Friedens, und beide wurden zu Verrätern an ihm. Zwischen dem Starken und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen selten die feinem Bande zugut, welche Gleiches mit Gleichem zusammenhalten.

5 Philipp selbst hatte die Wahrheit aus dem politischen Um-
 gange verwiesen, er selbst die Sittlichkeit zwischen Königen auf-
 gelöst und die Hinterlist zur Gottheit des Kabinetts gemacht.
 Ohne seiner Überlegenheit jemals froh zu werden, mußte er
 sein ganzes Leben hindurch mit der Eifersucht ringen, die sie
 10 ihm bei andern erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch
 einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Ge-
 brauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf
 den ersten Anblick so sehr in Erstaunen setzt, alle Zufälle in Be-
 15 rechnung, welche jenen anfeindeten und diesen begünstigten, so
 verschwindet das Übernatürliche dieser Begebenheit; aber das
 Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maß-
 stab gefunden, das eigne Verdienst dieser Republikaner um ihre
 Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem
 20 Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte vor-
 angegangen sei, oder daß sie beim Eintritt in dieses ungewisse
 Meer schon das Ufer gewußt haben, an welchem sie nachher
 landeten. So reif, als es zuletzt dastand in seiner Vollen-
 dung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so
 25 wenig als vor Luthers Geiste die ewige Glaubensstrennung,
 da er gegen den Ablasskram aufstand. Welcher Unterschied
 zwischen dem bescheidenen Aufzug jener Bettler in Brüssel, die
 um eine menschlichere Behandlung als um eine Gnade flehen,
 und der furchtbaren Majestät eines Freistaats, der mit Königen
 30 als seinesgleichen unterhandelt und in weniger als einem Jahr-
 hundert den Thron seiner vormaligen Tyrannen verschenkt! Des
 Fatums unsichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem
 höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als
 ihm von der Sehne gegeben war. Im Schoße des glücklichen
 35 Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugebornes
 Kind ihrer Mutter entrisßen, das verachtete Holland beglücken
 soll. Aber das Unternehmen selbst darf uns darum nicht kleiner
 erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war.
 Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den
 40 die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt,
 aber die Weltgeschichte rollt der Zufall. Wenn die Leiden-
 schaften, welche sich bei dieser Begebenheit geschäftig erzeugten, des
 Werks nur nicht unwürdig waren, dem sie unbewußt dienten —

wenn die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen oder einem höhern Verstand unsre Bewunderung zuzutragen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich wie die Gesetze der Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor funfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Ebenso wie jene einem hochmütigen Beherrscher unwillig untertan, ebenso von habfüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab und versuchen das Glück in ebenso ungleichem Kampfe. Derselbe Er-
 obererstolz, derselbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in beider Heeren, dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzug. Dort wie hier sehen wir Riß gegen übermacht streiten, und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die sich durch Teilung entkräftet hat. Dort wie hier waffnet Privathafß die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimnis ihrer Kräfte auf und bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Gestehet, Batavier!“ redet Claudius Civilis seine Mitbürger in dem heiligen Haine an, „wird uns von diesen Römern noch wie sonst als Bündsgenossen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieselbe Gewaltthätigkeit, nur unter andern Namen, erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen teuern Gefolge und noch unerträglicherem Stolz. Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen und eure kraftvolle Jugend der Römischen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reuterei; Germanien ist unser, und Gallien lüstern, sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen

und Aften und der Aufgang, der Könige braucht! Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten.“ Feierliche Sacramente weihen diese Verschwörung wie den Geusenbund; wie dieser hüllt sie sich hinterlistig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines großen Namens. Die Kohorten des Civilis schwören am Rheine dem Vespasian in Syrien wie der Kompromiß Philipp dem Zweiten. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Verteidigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängnis rettet Civilis seine Insel — wie funfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Dranien die Stadt Leyden — durch eine künstliche Wasserflut. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie der schöne Mut ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg ebenso hartnädig dauern und beinahe ebenso zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion¹⁾

¹⁾ Tac. Histor. L. IV. V.

Erstes Buch.

Frühere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieser großen Revolution hineingehen, müssen wir einige Schritte in die alte Geschichte des Landes zurücktun und die Verfassung entstehen sehen, worin wir es zur Zeit dieser merkwürdigen Veränderung finden.

Der erste Eintritt dieses Volks in die Weltgeschichte ist das Moment seines Untergangs; von seinen Überwindern empfing es ein politisches Leben. Die weitsläufige Landschaft, welche von Deutschland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordsee begrenzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruch der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkerschaften verteilt, alle ursprünglich deutscher Abkunft, deutscher Sitte und deutschen Geistes.¹⁾ Der Rhein machte ihre Grenzen. Zur Linken des Flusses wohnten die Belgen²⁾, zu seiner Rechten die Friesen³⁾, und die Batavier⁴⁾ auf der Insel, die seine beiden Arme damals mit dem Ozean bildeten. Jede dieser einzelnen Nationen wurde früher oder später den Römern unterworfen, aber ihre Überwinder selbst legen uns die rühmlichsten Zeugnisse von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, schreibt Cäsar⁵⁾, waren die einzigen unter den gallischen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, sagt uns Tacitus⁶⁾, wurden an

¹⁾ J. Caesar d. Bello Gall., L. I.; Tacit. de Morib. Germ. und Hist., L. IV.

²⁾ In den Landschaften, die jetzt größtentheils die katholischen Niederlande und Generalsitätslande ausmachen.

³⁾ Im jetzigen Grönningen, Ost- und Westfriesland, einem Teil von Holland, Gelbern, Utrecht und Oberhssel.

⁴⁾ In dem obern Teile von Holland, Utrecht, Gelbern und Oberhssel, dem heutigen Cleve uff., zwischen der Sed und der Waal. Kleinere Völker, die Canninesater, Mattiafer, Marefaten uff., die einen Teil von Westfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist., L. IV. c. 15, 56; de Morib. Germ., c. 29.

⁵⁾ De Bello Gall.

⁶⁾ Hist., L. IV. c. 12.

Heldenmut von den Bataviern übertroffen. Dieses wilde Volk erlegte seinen Tribut in Soldaten und wurde von seinen Überwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten gespart. Die batavische Reiterei erklärten die Römer selbst für den besten
 5 Teil ihrer Heere. Lange Zeit machte sie, wie heutzutage die Schweizer, die Leibwache der römischen Kaiser aus; ihr wilder Mut erschrockte die Dacier, da sie in voller Rüstung über die Donau schwamm. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf seinem Zug nach Britannien begleitet und ihm diese
 10 Insel erobern helfen.¹⁾ Unter allen wurden die Friesen zuletzt überwunden und setzten sich zuerst wieder in Freiheit. Die Moräste, zwischen welchen sie wohnten, reizten die Eroberer später und kosteten ihnen mehr. Der Römer Drusus, der in diesen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jezige Südersee, durch welchen die römische Flotte in die
 15 Nordsee drang und aus dieser durch die Mündungen der Ems und Weser einen leichtern Weg in das innere Deutschland fand.²⁾

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römischen Heeren; aber nach den Zeiten des Honorius verschwindet
 20 ihr Name aus der Geschichte. Ihre Insel sehen wir von den Franken überschwemmt, die sich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Friesen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrscher zerbrochen und erscheinen wieder als ein freies und sogar eroberndes Volk, das sich durch eigene
 25 Gebräuche und den Überrest der römischen Gesetze regieret und seine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigsten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Gesetzen gelitten und durch eine lange Reihe von
 30 Jahrhunderten Spuren seiner Verfassung, seines Nationalgeists und seiner Sitten behalten, die selbst heutzutage nicht ganz verschwunden sind.

Die Epoche der Völkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser mehrsten Nationen; andre Mischungen entstehen mit
 35 andern Verfassungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung, und mit diesen so viele Denkmäler ihrer großen Regentenkunst, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlassenen Dämme ergeben sich der Wut ihrer Ströme und dem eindringenden Ozean wieder. Die
 40 Wunder der Menschenhand, die künstlichen Kanäle, vertrocknen,

¹⁾ Dio. Cass., LXIX; Tacit. Agricol., c. 36; Tacit. Annal., L. II. c. 15.

²⁾ Tacit. Annal., II. Cap. 8; Sueton. in Claud., Cap. I. n. 3.

die Flüsse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlecht beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländische Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel nach einem hartnäckigen Kriege der fränkischen Krone und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle diese Länder, die nun einen Teil der weitläufigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lombardei erschuf. Wie dieses große Reich unter seinen Nachkommen durch Teilungen wieder zerrissen ward, so zerfielen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen, und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen.¹⁾

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsvfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie, wie in allen übrigen, aus. Die mächtigern Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten rissen die Landschaften, denen sie vorstehen sollten, als ein erbliches Eigentum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hilfe ihrer Untersassen gegen die Krone behaupten, und der Beistand, den diese leisteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkaufte werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig und errang sich bald ein eignes unabhängiges Dasein in ihren Abteien und bischöflichen Sizen. So waren die Niederlande im zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souveränitäten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaisertum, bald den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heiraten, Vermächtnisse oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter einem Hauptstamm wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitz des größten Teils von den Niederlanden.²⁾ Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte schon eilf Provinzen unter seiner Herrschaft versammelt, die Karl

¹⁾ Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, I. Teil, 4. und 5. Buch.
²⁾ Grot. *Annal.*, L. I. p. 2, 3.

der Kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unmerklich ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welttheils zu sein. Diese weitläufigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Grenznachbarn Frankreichs und versuchten Karls des Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geschlossene Landschaft von der Südersee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsaß begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hilfsquellen dieses Fürsten rechtfertigten einigermaßen diese kühne Schimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht, sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit; aber das treulose Glück verließ ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Toten verloren.¹⁾

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die reichste Fürstentochter jener Zeit und die unselige Helena, die das Elend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der Elfte von Frankreich für den jungen Dauphin, seinen Sohn, und Maximilian von Oesterreich, Kaiser Friedrichs des Dritten Sohn, erschienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem sie ihre Hand schenken würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum erstenmal fing dieser Weltteil an, für sein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der mächtigere von beiden, konnte sein Gesuch durch die Gewalt der Waffen unterstützen; aber das niederländische Volk, das die Hand seiner Fürstin vergab, ging diesen gefürchteten Nachbar vorüber und entschied für Maximilian, dessen entlegnere Staaten und beschränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treulose, unglückliche Politik, die durch eine sonderbare Fügung des Himmels das traurige Schicksal nur beschleunigte, welches zu verhindern sie erfunden ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte seine spanische Braut diese weitläufige Monarchie,

¹⁾ Ein Bage, der ihn fallen gesehen und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer schimpflichen Vergessenheit. Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe, worin er festgestorben war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte als ein anderer Mensch. Aber daß es dieser Kennzeichen ohngeachtet, noch immer Ungläubige gab, die seinen Tod bezweifelten und seiner Wiedererscheinung entgegenzahn, beweist eine Stelle aus dem Sendschreiben, worin Ludwig der Elfte die burgundischen Städte aufforderte, zur Krone Frankreich zurückzukehren. „Sollte sich“, heißt die Stelle, „Herzog Karl noch am Leben finden, so seid ihr eures Eides gegen mich wieder lebzig.“ Comines, T. III. Preuves des Mémoires, 495, 497.

welche Ferdinand und Isabella kürzlich gegründet hatten; und Karl von Oesterreich, sein Sohn, war geborner Herr der Königreiche Spanien, beider Sizilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk stieg hier früher als in den übrigen Lehenreichen aus einer traurigen Leibeigenschaft empor und gewann bald ein eigenes bürgerliches Dasein. Die günstige Lage des Landes an der Nordsee und großen schiffbaren Flüssen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menschen in Städte zusammenzog, den Kunstfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlstand und Überfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegerische Politik jener Zeiten auf jede nützliche Handtierung heruntersah, so konnten dennoch die Landesherren die wesentlichen Vorteile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zufließen. Die anwachsende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die sie unter den verschiedenen Titeln von Zoll, Maut, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktschoß, Heimfallsrecht usf. von Einheimischen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für sie, als daß sie gegen die Ursachen hätten gleichgültig bleiben sollen, denen sie dieselben verdankten. Ihre eigene Habsucht machte sie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei selbst, wie es oft geschieht, half so lange aus, bis endlich eine gesunde Staatskunst an ihre Stelle trat. In der Folge lockten sie selbst die lombardischen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige kostbare Privilegien und eigne Gerichtsbarkeit, wodurch diese ungemein viel an Ansehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge untereinander und mit ihren Nachbarn führten, machten sie von dem guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichtum Gewicht verschafften und für die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchsen diese Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine kostbarere Ausrüstung notwendig machten, wie den Produkten des Morgenlands ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der einreißende Luxus neue Bedürfnisse für ihre Fürsten erschuf. So finden wir schon im eilften und zwölften Jahrhundert eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Macht des Souveräns durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfnis der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht und

kein Fremder zu irgend einem Teile der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen miteinander gemein; andre waren nach den verschiedenen Landschaften verschieden. Die Regierung war erblich; aber der Sohn trat nicht eher als nach feierlich beschwornen Konstitution in die Rechte des Vaters.¹⁾

Der erste Gesetzgeber ist die Not; alle Bedürfnisse, denen in dieser Konstitution begegnet wird, sind ursprünglich Bedürfnisse des Handels gewesen. So ist die ganze Verfassung der Republik auf Kaufmannschaft gegründet, und ihre Gesetze sind später als ihr Gewerbe. Der letzte Artikel in dieser Konstitution, welcher Ausländer von aller Bedienung ausschließt, ist eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein so verwickeltes und künstliches Verhältnis des Souveräns zu dem Volke, das sich in jeder Provinz und oftmals in einer einzelnen Stadt noch besonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhaftesten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichste Kenntnis derselben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdling nicht wohl vorausgesetzt werden. Dieses Gesetz galt übrigens von jeder Provinz insbesondere, so daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angestellt werden durfte, und es erhielt sich auch noch in der Folge, nachdem schon alle diese Provinzen unter einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigste Freiheit. Seine Privilegien wurden für so kostbar geachtet, daß viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebären und ihre Kinder aller Vorrechte dieses glücklichen Landes teilhaftig zu machen, ebenso, sagt Strada, wie man Gewächse eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreich veredelt.²⁾

Nachdem das burgundische Haus mehrere Provinzen unter seine Herrschaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provinzialversammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale gewesen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewiesen, der die verschiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband und alle bürgerliche und peinliche Handel als die letzte Instanz entschied. Die Souveränität der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majestät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen versäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den

¹⁾ Grotius, L. I. 3.

²⁾ De Bello Belg., Dec. I. L. II. 34; Guicciardini, Descr. Belg.

Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war.¹⁾ Die Staaten von Holland und Seeland zwangen sie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigsten Souveränitätsrechte versicherte.²⁾ Der Übermut der Genter verging sich so weit, daß sie die Günstlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterstuhl rissen und vor den Augen dieser Fürstin enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die sie einem Freistaat sehr nahe brachte. Nach dem Absterben seiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht, als Vormund seines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch diesen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten seine Gewalt nicht und konnten auch nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine bestimmte Zeit und unter beschworenen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Konstitution übertreten zu dürfen, nachdem er römischer Kaiser geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutsche und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eifersucht dieser Republikaner gestiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem starken Gefolge von Ausländern in Brügge seinen Einzug hielt, bemächtigte sich seiner Person und setzte ihn auf dem Schlosse gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und römischen Hofes erhielt er seine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigentums, die aus mildern Gesetzen und einer gleichen Handhabung der Justiz entsprang, hatte die Betriebsamkeit und den Fleiß in diesen Ländern ermuntert. In stetem Kampf mit dem Ozean und den Mündungen reißender Flüsse, die gegen das niedrigere Land wüteten, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden, hatte dieses Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um sich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Ägypter, den sein Nil unterrichtete, in einer kunstreichen Gegenwehr seinen Erfindungsgeist und Scharfsinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünstigte, ver-

¹⁾ Mémoires de Philippe de Comines, T. I. 314,

²⁾ H. G. d. v. N., II. 2.

mehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen schiffbaren Flüssen Deutschlands und Frankreichs, die zum Teil hier ins Meer fallen, so viele künstliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, belebten die Schifffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.

Die benachbarten britannischen und dänischen Küsten waren die ersten, die von ihren Schiffen besucht wurden. Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte tausend fleißige Hände in Brügge, Gent und Antwerpen, und schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandrische Tücher in Frankreich und Deutschland getragen. Schon im elften Jahrhundert finden wir friesishe Schiffe im Belt und sogar in der levantischen See. Dieses mutige Volk unterstand sich sogar, ohne Kompaß unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Rußlands zu steuern.¹⁾ Von den wendischen Städten empfangen die Niederlande einen Teil des levantischen Handels, der damals noch aus dem Schwarzen Meere durch das russische Reich nach der Ostsee ging. Als dieser im dreizehnten Jahrhundert zu sinken anfang, als die Kreuzzüge den indischen Waren einen neuen Weg durch die Mittelländische See eröffneten, die italienischen Städte diesen fruchtbaren Handelszweig an sich rissen, und in Deutschland die große Hansa zusammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwischen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Kompasses nicht allgemein, und man segelte noch langsam und umständlich längs den Küsten. Die baltischen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrtheils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich.²⁾ Schiffe also, die den weiten Weg von der Mittelländischen See in den Belt in einer Jahreszeit nicht wohl beschließen konnten, wählten gerne einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter sich ein unermessliches festes Land, mit dem sie durch schiffbare Ströme zusammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ozean durch wirthbare Häfen geöffnet, schienen sie ausdrücklich zu einem Sammelpfatz der Völker und zum Mittelpunkt des Handels geschaffen. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel errichtet. Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Briten, Deutsche, Dänen und Schweden flossen hier zusammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Konkurrenz

1) Fischers Geschichte des d. Handels, 1. T. 447.

2) Anderson III, 89.

der Verkäufer setzte den Preis der Waren herunter; die Industrie wurde belebt, weil der Markt vor der Türe war. Mit dem notwendigen Geldumtausche kam der Wechselhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürsten, welche mit ihrem wahren Vorteile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigsten Freiheiten auf und wußten ihren Handel durch vorteilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu schützen. Als sich im funfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter einem Beherrscher vereinigten, hörten auch ihre schädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vorteile wurden jetzt durch eine gemeinschaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlstand gedieh im Schoß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundische Flagge war gefürchtet in allen Meeren¹⁾, das Ansehen ihres Souveräns gab ihren Unternehmungen Nachdruck und machte die Versuche eines Privatmanns zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein so mächtiger Schutz setzte sie bald in den Stand, dem Hansebund selbst zu entsagen und diesen trotigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hansischen Kauffahrer, denen die spanische Küste verschlossen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandrischen Messen besuchen und die spanischen Waren auf niederländischem Stapel empfangen.

Brügge in Flandern war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels und die große Messe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundertundfunfzig Kauffahrteischiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Sluys einliefen.²⁾ Außer der reichen Niederlage des Hansebunds waren hier noch funfzehn Handelsgesellschaften mit ihren Kontors, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäischen Ländern. Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden, und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet. Diese gingen mit hansischen Schiffen durch den Sund und auf dem Rheine nach Oberdeutschland, oder wurden auf der Achse seitwärts nach Braunschweig und Lüneburg verfahren.

Es ist der ganz natürliche Gang der Menschheit, daß eine zügellose Lippigkeit diesem Wohlstand folgte. Das verführerische Beispiel Philipps des Gütigen konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der

¹⁾ Mémoires de Comines L. III. Chap. V.

²⁾ Anderson III, 237, 259, 260.

wollüstigste und prächtigste in Europa, selbst wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Großen, die der spanischen nachher zum Muster diente und mit den burgundischen Gebräuchen an den österreichischen Hof zuletzt überging, stieg 5 bald zu dem Volk herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Samt und Seide.¹⁾ „Dem Übersuß,“ sagt uns Comines (ein Schriftsteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste), „war der Hochmut gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von 10 beiden Geschlechtern zu einem ungeheuern Aufwand getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung wie hier war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beider Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhizen, hatte alle 15 Schamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Uppigkeit der Großen die Rede; der gemeinste weibliche Pöbel überließ sich diesen Ausschweifungen ohne Grenze und Maß.“²⁾

Aber wie viel erfreuender ist selbst dieses Übermaß dem 20 Freunde der Menschheit als die traurige Genügsamkeit des Mangels und der Dummheit barbarische Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa daniederbrückten! Der burgundische Zeitraum schimmert wohlthätig hervor aus jenen finstern Jahrhunderten wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des 25 Hornungs.

Aber eben dieser blühende Wohlstand führte endlich diese flandrischen Städte zu ihrem Verfall. Gent und Brügge, von Freiheit und Übersuß schwindelnd, kündigen dem Beherrscher von eilf 30 Provinzen, Philipp dem Guten, den Krieg an, der ebenso unglücklich für sie endigt, als vermessen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Gaure viele tausend Mann

¹⁾ Philipp der Gütige war zu sehr Verschwender, um Schätze zu sammeln; dennoch fand Karl der Kühne in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Blicdern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrat aufgehäuft, als drei reiche Fürstentümer damals zusammen besaßen, und noch überdies einen Schatz von dreihunderttausend Talern an barem Gelde. Der Reichthum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granon, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat Karl dem Kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt, und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber, für Zinn und das Gold gegen Kupfer und rissen die kostbaren Gezeile von Goldstoffs in Stücken; der Wert der Heute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen geschätzt. Karl und sein Heer waren nicht wie Feinde; die schlagen wollten, sondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege sich schämten, zum Treffen gezogen. Comines, I. 253. 259. 265.

²⁾ Mémoires de M. Philippe de Comines. T. I. L. I. c. 2; L. V. c. 9. 291; Fflschers G. b. d. Handels, II. B., 193 uff.

und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von vier-
 malhunderttausend Goldgülden versöhnen. Alle obrigkeitlichen
 Personen und die vornehmsten Bürger dieser Stadt, zweitausend
 an der Zahl, mußten im bloßen Hemd, barfuß und mit un-
 bedecktem Haupt dem Herzoge eine französische Meile weit ent-
 gegengehen und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieser Ge-
 legenheit wurden ihnen einige kostbare Privilegien entzogen; ein
 unerseßlicher Verlust für ihren ganzen künftigen Handel. Im
 Jahr 1482 kriegten sie nicht viel glücklicher mit Maximilian
 von Oesterreich, ihm die Vormundschaft über seinen Sohn
 zu entreißen, deren er sich widerrechtlich angemacht hatte; die
 Stadt Brügge setzte 1487 den Erzherzog selbst gefangen und
 ließ einige seiner vornehmsten Minister hinrichten. Kaiser
 Friedrich der Dritte rückte mit einem Kriegsheer in ihr Ge-
 biet, seinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Stuyts
 zehn Jahre lang gesperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt
 wurde. Hierbei leisteten ihm Amsterdam und Antwerpen den
 wichtigsten Beistand, deren Eifersucht durch den Flor der fland-
 rischen Städte schon längst gereizt worden war. Die Italiener
 fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Ver-
 kauf zu bringen, und die flandrischen Tuchweber, die sich in Eng-
 land niedergelassen hatten, schickten gleichfalls ihre Waren dahin,
 wodurch die Stadt Brügge um zween wichtige Handelszweige kam.
 Ihr hochfahrender Stolz hatte längst schon den Hansabund be-
 leidigt, der sie jetzt auch verließ und sein Warenlager nach
 Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremden
 Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber
 ihr Wohlstand verblühte langsam, wie er aufgeblüht war.¹⁾

Antwerpen empfing im sechzehnten Jahrhundert den Handel,
 den die Üppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter
 Karls des Fünften Regierung war Antwerpen die leben-
 digste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom
 wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Flut
 mit der Nordsee gemein hat und geschickt ist, die schwersten Schiffe
 bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen
 Sammelplatz aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Frei-
 messen zogen aus allen Ländern Negotianten herbei.²⁾ Die In-
 dustrie der Nation war im Anfang dieses Jahrhunderts zu ihrer
 höchsten Blüte gestiegen. Der Acker- und Linnenbau, die Vieh-
 zucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann,
 40

¹⁾ Anderson, III. Teil, 200, 314, 315, 316, 488.

²⁾ Zwei solcher Messen dauerten vierzig Tage, und jede Ware, die da verkauft wurde,
 war zollfrei.

Künste, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flandrischen und brabantischen Fleißes in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ozean, und wir sehen sie im Schwarzen Meer mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten.¹⁾ Den niederländischen Seemann unterschied das Eigentümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebrge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republikern geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Spezerereien von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen.²⁾ Hierher flossen die westindischen Waren, womit die stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleiß bezahlte. Der ostindische Stapel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Lucca und Genua und aus Augsburg die Fugger und Welfer hieher. Hierher brachte die Hanse jetzt ihre nordischen Waren, und die englische Kompanie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichtum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und der Menschen.³⁾

Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Sozietät türkischer Kaufleute um Erlaubnis an, sich hier niederzulassen und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Warenhandel stieg auch der Geldhandel. Ihre Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geschäfte als in zwei ganzen Jahren Venedig während seiner glänzendsten Zeiten.⁴⁾

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hansabund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. Im Jahr 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhunderttausend Bewohner. Das flutende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei-, dritthalbhundert Masten erschienen

¹⁾ Anderson, III. Teil, 155.

²⁾ Der Wert der Gewürz- und Apothekerwaren, die von Lissabon dahin geschafft wurden, soll sich, nach Guicciardinis Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben,

³⁾ Meteren, I. Teil, I. B., 12, 13.

⁴⁾ Fischers G. d. b. Handels, II. 593 uff.

öfters auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutschen durch seine Tore; über zweitausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus 5 Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getreidefahren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreißigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Markttaggaben, Zoll und Akzise gewann 10 die Regierung jährlich Millionen. Von den Hilfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die sie Karl dem Fünften zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig 15 Millionen Goldes gerechnet wurden.¹⁾

Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederländer ebenso sehr ihrer Freiheit als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vorteile zernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher Fülle über sie ausgegossen 20 hatte. Nur die unverletzliche Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleißes versichern und ihm jene glückliche Zuversicht einflößen, welche die Seele jeder Tätigkeit ist.

Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen 25 Erfindungen; im Schoße des Überflusses und der Freiheit reiften alle edleren Künste. Aus dem erleuchteten Italien, dem Coßmus von Medicis jüngst sein goldenes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Malerei, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf 30 einem neuen Boden eine neue Blüte gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis und gab gemeinschaftlich mit dieser der schönen Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufakturen und Künste, worauf die Niederländer ihren Wohlstand haupt- 35 sächlich gegründet haben und zum Teil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwürkerei, die Olmalerei, die Kunst, auf Glas zu malen, die Taschen- und Sonnenuhren selbst, wie Guicciardini behauptet, sind ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des 40 Kompasses, dessen Punkte man noch jetzt unter niederländischen

¹⁾ U. G. d. v. N., II. Teil, 562; Fischers U. d. d. Handels, II. 595 uff.

Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunst in Haarlem erfunden, und das Schicksal wollte, daß diese nützliche Kunst ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen sollte. Mit dem fruchtbarsten Genie zu neuen Erfindungen verbanden sie ein glückliches Talent, fremde und schon vorhandene zu verbessern; wenige mechanische Künste und Manufakturen werden sein, die nicht entweder auf diesem Boden erzeugt oder doch zu größerer Vollkommenheit gediehen sind.

Die Niederlande unter Karl V.

Bis hieher waren die Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich Einkommen lassen, die Konstitution umzustößen; selbst Karls des Kühnen verwegendem Geist, der einem auswärtigen Freistaat die Knechtschaft bereitere, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wuchsen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andre Erfahrung geben. Außerdem besaßen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für sie ins Feld stellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andre Werkzeuge und andere Hilfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewaffnen konnte.¹⁾ Karl der Fünfte schaltete will-

¹⁾ Die unnatürliche Verbindung zweier so widersprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier sind, konnte nimmermehr glücklich ausschlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer kraftvollen Sprache zwischen beiden angestellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern“, sagt er, „konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf denselben Wegen herangewachsen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meisten Dingen voneinander ab und stoßen, wo sie zusammentreffen, desto heftiger gegen einander. Beide hatten seit vielen Jahrhunderten im Kriege geübt, nur daß Letztere jetzt, in einer üppigen Ruhe der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italienischen und afrikanischen Feldzüge in Übung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk ist von Eroberungslust freier, aber keines verteidigt sein Eigentum besser. Daher die zahlreicheren, in einen engen Erdstrich zusammengedrängten Städte, durch fremde Untwümlinge und eigne Bevölkerung vollgepreßt, an der See und den größern Strömen befestigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordischen Völkerzug, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechselte seinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Goten fiel, hatten sein Charakter und seine Sitten mehr oder weniger — schon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieser Vermischungen beschreibet man uns dieses Volk als das geduldigste bei der Arbeit, das unerforschteste in Gefahren, gleich lüßtern nach Reichthum und Ehre, stolz bis zur Veringschätzung anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch so rachsüchtig und ausgelassen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewissen noch Ehre gälte. Alles dieses ist dem Niederländer fremd, der listig ist, aber nicht tückisch, der, zwischen Frankreich und Deutschland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer sanftern Mischung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungestraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Christentum, wozu er sich einmal bekannte, konnten

kürzlich in seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumschränkten Gewalt kostete, und je größer die Meinung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde, desto ungerner mußte er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hindernis zu besiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Übergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das stets die Ohnmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souveräns, nie vorsichtiger in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewalttätigsten Ausbrüche des republikanischen Geists und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauch getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Schein von Rechtmäßigkeit schmückte. Ein Souverän wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wiedergewinnen muß. Einem Bürger ist die souveräne Herrschaft ein reizender Strom, der seine Gerechtfame überschwenmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ozean und gegen ihre Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß sie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrscher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlstand abzuwarten, näherte sich ihr Zustand dem stillen Glück einer geschlossenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der Fünfte

ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen; keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit seines Glaubens vergiftet. Ja, seine frommen Verschwendungen gingen so weit, daß man der Habsucht seiner Geistlichen durch Gesetze Einhalt tun mußte. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesheeren angeboren, mit dem Unterschiede nur, daß der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Kastilianer mit der meisten Vorsicht regieret sein; aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gerne. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu verteilen, daß weder der Vorzug der Kastilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung des letztern den Kastilianischen Hochmut beleidige.“
Grotll Annal. Belg., I. I. 4. seq.

führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt. Jetzt machten sie ein Glied des Riesenkörpers aus, den die Ehrsucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeug gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu sein; der Mittelpunkt ihres Daseins war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da seine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen oder eine politische Handlung war, so mußte er vor allen Dingen seiner Gliedmaßen mächtig sein, um sich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigentümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit widerfahren lassen, die ihre republikanische Umständlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritt trat er den künstlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er mußte sich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rat, den er in Brüssel nieder setzte, und der ein Organ seines Willens war. In das Innerste ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als schlimme Hüter einer Gerechtfame sein, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsende Aufwand seiner kriegerischen Regierung nötigte ihn, seine Hilfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mußten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war, nicht ertrogen zu wollen; die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen in den Niederlanden ist beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichnis eingeforderter, verweigert und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konstitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für seine Armeen werben und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig, wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilligt hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freistaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte.

Der Wohlstand des Landes war insoweit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers notwendig war, als Karls vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzustrengen sich genötiget sah. Glücklicherweise führen die entgegengesetztesten Entwürfe der Herrschaft und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins, und

die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, wird unter einem August und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeste Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfnis des Orts und der Gegenwart und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstands, etwas umständlicher beschäftigen soll. Sie zuerst führte die willkürliche Gewalt in das innerste Heiligtum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen und machte sie gleichsam gesetzmäßig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüberschweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äußerste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher als der Übergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwert einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Tätigkeit aufgehellst, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeschlossen, deren natürlicher Mut durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer als andre in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben und sich früher als andre wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umstand mußte das Wachstum der neuen Religion in diesen Ländern begünstigen. Italien, damals der Sitz der größten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Faktionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Affekten erhitzt, Italien, konnte man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beinahe am meisten von dieser Neuerung frei. Aber einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnen-genusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren

prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnisvolle Rätsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch malerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegenteil, das, durch die

5 Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet — einem solchen Volke wird sich ein

10 Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten: die katholische Religion wird im ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgesetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther

15 in Deutschland und Calvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutschen und schweizerischen Truppen, welche Karl in diese

20 Länder einführte, und die große Menge französischer, deutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwert der Verfolgung, das in dem Vaterland ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Teil des niederländischen Adels studierte damals in Genf, weil

25 die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die studierende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten und geschlossenen Volk konnten diese ersten Keime erdrückt werden.

30 Der Zusammenfluß so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte ihr erstes Wachstum dem Auge der Regierung entziehen und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher

35 Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und der Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Bettelerei das verächtlichste Laster war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchsstand, lange anstößig gewesen sein. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meinung

40 des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satire, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnelleren Umlauf gab, und mehrere

damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Redner genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten.¹⁾

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlicheren Provinzen, zu der neuen Sekte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die gebornen Niederländer. Karl der Fünfte, der bei dieser großen Glaubensstrennung die Partie genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wiederauflebende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigsten und notwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichsten Fanatismus ebensogut Gift als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen sein werden: auch die schlimme Sache, die mit jener nichts als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe; die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor den Richtern zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß

¹⁾ H. G. d. v. N., II. Teil, 399; siehe die Note.

eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich ausöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen — und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte!

Karl mußte sich in den Niederlanden schon als absoluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutschland angebeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unsrer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Übung versicherte, ließ er sie dort durch die grausamsten Edikte verfolgen. Daß Lesen der Evangelisten und Apostel, alle öffentlichen oder heimlichen Versammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Gespräche dieses Inhalts, zu Hause und über Tische, waren in diesen Edikten bei strengen Strafen untersagt. In allen Provinzen des Landes wurden besondere Gerichte niedergelegt, über die Vollstreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rücksicht seines Rangs, seiner Bedienung verlustig. Wer überwiesen wurde, kezerische Lehren verbreitet oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensverbesserer beigewohnt zu haben, ward zum Tode verdammt, Mannspersonen mit dem Schwert hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Kezer übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urtheilsprüche konnte selbst der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer seine Irrtümer abschwor, hatte nichts dabei gewonnen als höchstens eine gelindere Todesart.¹⁾

Die Lehengüter eines Verurteilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben gestattet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Gegen ein ausdrückliches kostbares Vorrecht des holländischen Bürgers, nicht außerhalb seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der vaterländischen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurteilt. So mußte die Religion dem Despotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arm unverlezlich waren, mit heiligem Griff ohne Gefahr und Widerspruch anzutasten.²⁾

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Deutschland kühn gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen und dachte ernstlich darauf, die spanische Inquisition

¹⁾ Thuan. Hist. P. I., L. VI. 300; Grot. L. I,

²⁾ H. G. d. v. W. II. B., 547.

in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillstand. Die vornehmsten fremden Kaufleute stunden im Begriff, die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Wert der Gebäude fiel, die Handwerke stunden stille. Das Geld verlor sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn Karl der Fünfte, durch die Vorstellungen der Statthalterin überführt, diesen gefährlichen Anschlag nicht hätte fallen lassen. Dem Tribunal wurde also gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquisitoren gegen die mildere Benennung geistlicher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotismus zu wüthen, der ihm eigentümlich ist. Man will berechnet haben, daß während Karls des Fünften Regierung funfzigtausend Menschen allein der Religion wegen durch die Hand des Richters gefallen sind.¹⁾

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe, zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung so wüthend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären. Karls gefürchtete Übermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majestät seines Namens schloß ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für sie alle Meere und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die nunmehr einen Beherrscher mit ihnen teilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlands zu betrachten und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen sechs Provinzen mit der burgundischen Erbschaft vereinigt und diesem Staat einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchien Europens an die Seite setzte.²⁾ Dadurch schmeichelte er dem Nationalstolze dieses

¹⁾ Meteren, I. T. I. Buch, 56, 57; Grot. Annal. Belg., L. I. 12. Der letztere nennt hunderttausend; A. G. d. v. N., II. T., 519.

²⁾ Er war auch einmal willens, ihn zu einem Königreich zu erheben; aber die wesentlichen Verchiedenheiten der Provinzen untereinander, die sich von Verfassung und Sitte bis zu Maß und Gewicht erstreckten, brachten ihn von diesem Vorsatz zurück. Wesentlicher hätte der Dienst werden können, den er ihnen durch den burgundischen Vertrag leistete, worin ihr Verhältnis zu dem Deutschen Reich festgesetzt wurde. Diesem Verträge gemäß sollten die siebenzehn Provinzen zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Deutschen Reichs zweimal so viel als ein Kurfürst, zu einem Türkenriege dreimal so viel beitragen, dafür aber den

Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen seiner Herrschaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ernten. Karl war also ein Wohltäter dieser Völker. Der Glanz seiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souveräns, der auch auf sie zurückloß, ihre republikanische Wachsamkeit bestochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Afrikas umgab, erschrockte die Faktionen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wie viel der Mensch — er heiße Privatmann oder Fürst — sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er, nach seinem eignen Geständnis, zu zehnen verschiedenen Malen besuchte, hielt die Mißvergnügen in Schranken; die wiederholten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souveränen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schoß er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Zeremoniell, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein scheelsüchtiger Fremdling sperrete ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eignen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gerne mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine Armeen ihre Saatsfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigentume wühlten, während daß seine Statthalter preßten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volk. An dem feierlichen Tag seiner Thronentsagung empfahl er ihm diese Länder als die

mächtigen Schutz dieses Reichs genießen und an keinem ihrer besondern Vorrechte Gewalt leiden. Die Revolution, welche unter seinem Sohne die politische Verfassung der Provinzen umänderte, hob diesen Vergleich wieder auf, der des geringen Nutzens wegen, den er geleistet, keiner weitern Erwähnung verdient.

reichsten Steine in seiner Krone und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsuchtig, wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwert, hatte er sich ein 5
„Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkür behandelt und durch jede Äußerung der Freiheit beleidiget wird. In Spanien geboren und unter der eisernen Buchtrute des Mönchtums erwachsen, forderte er auch von andern die traurige Einförmigkeit und den 10
Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Mutwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemütsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschaftsucht verwundeten. Er sprach keine andre als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person und hing mit Eigensinn 15
an ihren Gebräuchen. Umsonst, daß der Erfindungsgeist aller flandrischen Städte, durch die er zog, in kostbaren Festen wetzeiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen.¹⁾ — Philipps Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergießungen der redlichsten Freude konnten kein Lächeln 20
des Beifalls in seine Mienen locken.²⁾

Karl verfehlte seine Absicht ganz, da er seinen Sohn den Flämmingern vorstellte. Weniger drückend würden sie in der Folge sein Joch gefunden haben, wenn er seinen Fuß nie in ihr Land gesetzt hätte. Aber sein Anblick kündigte es ihnen an; 25
sein Eintritt in Brüssel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaisers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmütigen Ernst seines Sohns desto widriger zu erheben. In seinem Angesicht hatten sie den verderblichen Anschlag gegen ihre Freiheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf 30
und nieder wälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüstet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erste Thron, von welchem Karl Der Fünfte herunterstieg. Vor einer feierlichen Versammlung in Brüssel löste er die Generalstaaten ihres Eides und übertrug 35
ihn auf König Philipp, seinen Sohn. „Wenn Euch mein Tod“, beschloß er endlich gegen diesen, „in den Besitz dieser Länder gesetzt hätte, so würde mir ein so kostbares Vermächtnis schon einen großen Anspruch auf Eure Dankbarkeit geben. Aber jetzt, da ich sie Euch aus freier Wahl überlasse, da ich zu sterben 40

¹⁾ Die Stadt Antwerpen allein verschwendete bei dieser Gelegenheit 260 000 Gulden. Meteren, I. Teil, I. Bd., 21, 22.

²⁾ N. G. b. v. N., II. 512.

eile, um Euch den Genuß derselben zu beschleunigen, jetzt verlange ich von Euch, daß Ihr diesen Völkern bezahlet, was Ihr mir mehr dafür schuldig zu sein glaubt. Andre Fürsten wissen sich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Diese Freude will ich noch selbst mit genießen, ich will Euch leben und regieren sehen. Wenige werden meinem Beispiele folgen, wenige sind mir darin vorangegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig sein, wenn Euer künftiges Leben meine Zuversicht rechtfertigt, wenn Ihr nie von der Weisheit weicht, die Ihr bisher bekant habt, wenn Ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerschütterlich verharret, der die festeste Säule Eures Thrones ist. Noch eines setze ich hinzu. Möge der Himmel auch Euch mit einem Sohne beschenkt haben, dem Ihr die Herrschaft abtreten könntet — aber nicht müßet!“

Nachdem der Kaiser geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte sein Gesicht auf dessen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letztenmal. Es weinte alles, was herumstand. Es war eine unvergeßliche Stunde.¹⁾

Diesem rührenden Gaukelspiel folgte bald ein andres. Philipp nahm von den versammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: „Ich, Philipp, von Gottes Gnaden Prinz von Spanien, beiden Sizilien usf., gelobe und schwöre, daß ich in den Ländern, Grafschaften, Herzogtümern usf. ein guter und gerechter Herr sein, daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinen und Untertanen Privilegien und Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die sie jetzt überhaupt und insbesondere haben und besitzen, wohl und getreulich halten und halten lassen und ferner alles dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Prinzen und Herrn von Rechts wegen zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen.“²⁾

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaisers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen seinen Sohn sind schon in dieser Eidesformel sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfaßt war, als Karl der Fünfte selbst und alle burgundische Herzoge sie beschworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden

¹⁾ Strad. Dec. I. L. I. 4, 5; Meteren, I. B., I. Buch, 28; Thuan. Hist. T. I. L. XVI, 769.

²⁾ U. G. b. v. N., II. Teil, 515.

war. In dem Eide, den die Stände ihm leisteten¹⁾, wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beistand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in diesem Huldigungseid der Stände nur der natürliche, der geborne Fürst, nicht Souverän oder Herr genannt, wie der Kaiser gewünscht hatte — Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchsten Blüte ihres Wohlstandes. Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollzählig antrat. Sie bestanden nunmehr aus siebzehn Landschaften, den vier Herzogtümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zutphen, Holland und Seeland, der Markgrafschaft Antwerpen und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberhesseln und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals stand, konnte ihr Handel nicht mehr steigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber sie waren unerschöpflicher und reicher als alle Minen in seinem Amerika. Diese siebzehn Provinzen, die zusammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen und sich nicht über dreihundert flandrische Meilen erstrecken, brachten ihrem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Dreihundertundfunfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke fest und ohne Mauern geschlossen, sechs- und dreihundert größere Flecken, geringere Dörfer, Meiereien und Bergschlösser ohne Zahl vereinigen dieses Reich in eine einzige blühende Landschaft.²⁾ Eben jetzt stand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Überfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgehehlt, seine Neigungen veredelt; jede Blüte des Geistes schien mit der Blüte des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch

¹⁾ H. G. d. v. N., II. Theil, 516.

²⁾ Strad. Dec. I. L. I. 17, 18; Thuan., II. 482.

einen strengeren Himmel gekältet, läßt die Leidenschaften hier weniger stürmen; Gleichmut, Mäßigkeit und ausdauernde Geduld, Geschenke dieser nördlicheren Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die notwendigen Tugenden seines Gewerbes; und seiner Freiheit liebliche Früchte, Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz, spielen hier in sanfteren Mischungen mit menschlicheren Lastern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrscht durch einen verständigen Fürsten, und keines schwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends ist die Volkstimme eine so unfehlbare Richterin der Regierung als hier. Wahre Staatskunst kann sich in keiner rühmlicheren Probe versuchen, und sieche, gekünstelte Politik hat keine schlimmere zu fürchten.

Ein Staat wie dieser konnte mit Riesenstärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfnis seine Kraft aufbot, wenn eine kluge und schonende Verwaltung seine Quellen eröffnete. Karl der Fünfte verließ seinem Nachfolger eine Gewalt in diesen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verschieden war. Das königliche Ansehen hatte sich merklich über die republikanische Macht erhoben, und diese zusammengesetzte Maschine konnte nunmehr beinahe so sicher und schnell in Bewegung gesetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, sonst so mächtige Adel folgte dem Souverän jetzt willig in seinen Kriegen oder buhlte in Ämtern des Friedens um das Lächeln der Majestät. Die verschlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erschaffen, von denen sie allein die Verteilerin war. Neue Leidenschaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikanischer Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüstigen lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn zu drücken oder zu plündern, war eine mächtigere Reizung für die Habucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertsten Teil der Souveränität auf dem Reichstag mit ihm zu teilen. Ein großer Teil des Adels war überdies in Armut und schwere Schulden versunken. Unter dem scheinbaren Vorwand von Ehrenbezeugungen hatte schon Karl der Fünfte die gefährlichsten Vasallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde Wilhelm von Oranien mit der Kaiserkrone nach Deutschland, und Graf von Egmont nach England geschickt, die Vermählung Philipps mit der Königin Maria zu schließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und

die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Elisabeth zu stiften. Die Unkosten dieser Reise beliefen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersetzte. Als der Prinz von Oranien an der Stelle des Herzogs von Savoyen Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkosten tragen, die diese Würde notwendig machte. Wenn fremde Gesandten oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein speiste und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch sinnreichere Mittel erfunden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erschien einer von den kastilianischen Großen in Brüssel, wo er eine Pracht verschwendete und einen Aufwand machte, der sein Vermögen weit überstieg. Ihm darin nachzustehen, hätte in Brüssel für einen unauslöschlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erschöpfte in diesen teuern Wettkämpfen sein Vermögen, indessen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hause kehrte und die Verschwendung eines einzigen Jahrs durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmling um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländischen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verstand. Freilich schlugen diese Künste nachher nicht so glücklich für sie aus, als sie berechnet hatte; denn eben diese drückenden Schuldenlasten machten den Adel jeder Neuerung günstiger, weil derjenige, welcher alles verloren, in der allgemeinen Verwüstung nur zu gewinnen hat.¹⁾

Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht und mußte es sein. Ihre goldne Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und, wie jene, sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion notwendiger und teurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erstattet dem Despotismus die Hierarchie seine Dienste wieder. Die Bischöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majestät und immer bereit, dem Nutzen der Kirche und dem Staatsvorteil des Souveräns das Interesse des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Besatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt und ihrer mächtigsten Stütze so ungewiß waren. Wie wenig erforderte es also, dieses Übergewicht zu

¹⁾ Reidanus L. I. 2.

Bewahren, und wie ungeheuer mußte das Versehen sein, wodurch es zugrunde ging!

So groß Philipps Einfluß in diesen Ländern war, so großes Ansehen hatte die spanische Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte sich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichster Nachbar, durch einen schweren Krieg und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindischen Regierung ihr Haupt erhuben, ging schon mit schnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es beinahe ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatz der Abscheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Elisabeth von England ihren eignen noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue, noch unbefestigte Kirche gegen die verborgenen Versuche der Vertriebenen schützen. Erst auf ihren schöpferischen Ruf sollte dieser Staat aus einer demütigen Dunkelheit steigen, und die lebendige Kraft, womit er seinen Nebenbuhler endlich darniederringt, von der fehlerhaften Politik dieses letztern empfangen. Das deutsche Kaiserhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvorteils an das spanische geknüpft, und das wachsende Kriegsglück Solimans zog seine Aufmerksamkeit mehr auf den Osten als auf den Westen von Europa; Dankbarkeit und Furcht versicherten Philipp die italienischen Fürsten, und das Konklave beherrschten seine Geschöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbarischer Nacht oder sungen nur eben an, Gestalt anzunehmen, und das Staatssystem von Europa kannte sie nicht. Die geschicktesten Generale, zahlreiche sieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldne Tribut, der nun erst anfang, regelmäßig und sicher aus Westindien einzulaufen — welche furchtbare Werkzeuge in der festen und steten Hand eines geistreichen Fürsten! Unter so glücklichen Sternen eröffnete König Philipp seine Regierung.

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele tun und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben auffuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüte. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühen finstern Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Überschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war beides schlecht, weil er beides vereinigen wollte; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst

nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster; denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Mann erscheint sie als Trösterin, als Erreterin; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhaft, demütigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andre Wesen verteilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp tat es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papsts, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschließt sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht, und begibt sich aller Früchte seines Sieges wie ein reuiger Missetäter seines Raubs. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten bessere Menschen gewesen sein, als sie wirklich waren, und im ganzen nach denselben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die notwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfang war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Teile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunst trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers? Der Mensch kommt durch Klassifikation seiner Beschränkung zu Hilfe, gleich dem Naturforscher setzt er Kenntnisse und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blick die Übersicht erleichtert, und wozu sich alle Individuen bekennen müssen; dieses leistet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menschenbrust gesäet; indem sie sich dieser Triebe bemächtigt, diese Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbständiger Wesen in ein einförmiges Abstrakt verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt ihren Beherrscher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Übel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist,

mit ihm einverstanden wirket. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle streitende Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des
 5 Priestertums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein notwendiges Hilfsmittel der menschlichen Armut und Beschränkung. Philipp mußte um so viel mehr Despot sein als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit andern Worten: er mußte sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je
 10 weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte. Was folgt aus diesem allen? Philipp der Zweite konnte kein höheres Anliegen haben als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfassung, weil er ohne diese nicht regieren konnte.

Und doch würde er seine Regierung mit mehr Gelindigkeit
 15 und Nachsicht eröffnet haben, wenn er sie früher angetreten hätte. In dem Urtheil, das man gewöhnlich über diesen Fürsten fällt, scheint man auf einen Umstand nicht genug zu achten, der bei der Geschichte seines Geistes und Herzens billig in Betrachtung kommen sollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er
 20 den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Ein Geist wie der seinige, der seine Reise fühlte und mit größern Hoffnungen nur allzu vertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders als mit Widerwillen tragen; das
 25 überlegene Genie des Vaters und die Willkür des Alleinherrschers mußte den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes drücken. Der Anteil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleineren Leidenschaften abzu-
 30 ziehen und den strengen Ernst seines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn ver-
 35 loren. Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanfteren Regung öffnet, und dem die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längst vorbei oder niemals gewesen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstunden dieser wohlthätigen Erschütterung. Funf-
 40 zehn Jahre hatte er Zeit gehabt, sich zu diesem Übergang anzuschicken, und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen seiner Regierung im Rausch einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und

ernsthaft genug, sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten und durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquisitionsgericht.

Philipp der Zweite sah sich nicht so bald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitz seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werk der Glaubensreinigung hingab und die Furcht seiner niederländischen Untertanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, solange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunal zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterstuhl und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu sein, daß kein Menschengesühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöfen und der säkularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Creaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermönch sah bei dem fürchterlichen Urteil über die Tempelherrn zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschließen oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Zensur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde

Inquisitionengerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Köln zu wenden.¹⁾

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprung und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im funfzehnten Jahr-
 5 hundert in Grenada gefallen, und der sarazenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glück der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreich, und in der trüben Mischung ungleich-
 10 artiger Geseze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Afrika getrieben; aber ein weit größerer Teil, von dem geliebten Himmelsstriche der Heimat gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiel verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen
 15 Nothwendigkeit los und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Mahomed und Moses zu dienen. Solange es seine Gebete nach Mekka richtete, war Grenada nicht unterworfen; solange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Juden und Muselman wurde, war er dem Thron nicht gewisser als dem
 20 römischen Stuhl. Jetzt war es nicht damit getan, dieses widerstrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Zeremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten und einen hartnäckigen Hang zu bes-
 25 siegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Geseze gepflanzt worden und bei dem fortdauernden Einfluß des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Übung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern und
 30 ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicherstellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; sie mußte die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er aufz Innigste geheftet schien. In den ver-
 borgnen Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln
 35 ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen und wo möglich selbst die Empfänglichkeit für seine Ein-
 drücke töten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die
 40 ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen, und denen sie sie geben. Diese Verbindung

¹⁾ Hopper. Mémoires d. Troubles des Pays-bas, in Vita Vigil., 65 sq.
 Schiller IX.

mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Cardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit diesem Vermächtnis seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Kezer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidner Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papsts wird geahndet wie Watermord und schändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesündesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Kezer angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt, und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entseflichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilsprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Furchterlichem paart und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den teilnehmenden Affekt durch den Nizel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rote Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Gloden begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Messgewande und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Kreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle

seine unsterbliche Seele. Ein Nebel sperrt seinen Mund und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauerhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerker des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen, und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupt auf einem niedrigeren Stuhle als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt?¹⁾

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Calvin brachte die Notwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gericht seine erste Entstehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Überresten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfnis der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an; sie folgte den Europäern nach Indien und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Prozeduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so wie in Spanien hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Toten vergiftet man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, eh ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche treffliche Nation hat sie mitten auf dem Weg zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte Karl der Fünfte im Jahr

¹⁾ Burgund. Histor. Belg. 126, 127; Hopper. 65, 66, 67; Grot. Annal. Belg. L. I. 8. 9. sq.; Essay sur les Mœurs, Tom. III. Inquisition.

1522 in Brabant ein. Einige Priester waren ihm als Gehilfen an die Seite gegeben; aber er selbst war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechsten bestellte sein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquisitoren für alle niederländische Provinzen, und Paul der Dritte setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahr 1530 wurden mit Zuziehung und Genehmigung der Stände die Edikte gegen die Ketzer ausgeschrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahr 1550 sah sich Karl der Fünfte durch das schnelle Wachstum der Sekten gezwungen, diese Edikte zu erneuern und zu schärfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen der Inquisition widersetzte und ihr auch glücklich entging. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war nach dem Genius des Landes menschlicher als in den spanischen Reichen, und noch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstößig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen schien und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieser letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu sein schien, den Geist dieses Volks zu verderben und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoß der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreis seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugniß berechnete zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Geseze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesezen, die für Menschen nicht galten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger und sehr selten sein Verbrechen; ein ruchloser teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu raten und im Wahnwis der Folterpein oder im Überdruß einer langen lebendigen Vererdigung Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen

oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem
 5 war kein weiterer Anteil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mußten unnatürlich und schrecklich sein. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbeschol-
 10 tenen Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigentums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst,
 15 alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lausfers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen,
 20 Eide selbst, und alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werte gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig,
 25 verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen, und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist.¹⁾

Andre Eingriffe in die Konstitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein so unnatürliches Gericht, das selbst
 30 dem duldsameren Geist der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde, und, der Reichskonstitution zuwider, die Grenzstädte anfüllte. Karl in dem Fünften hatte
 35 man diese Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Notwendigkeit einsah und mehr auf seine guten Gesinnungen baute. Jetzt erblickte man in diesen Truppen nur die fürchterlichen Zurüstungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhassten Hierarchie. Eine ansehnliche Reiterei, von Eingebornen

¹⁾ Grotius L. I., 9. 10.

errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend und machte diese Ausländer entbehrlich. Die Zügellosigkeit und Raubjucht dieser Spanier, die noch große Rückstände zu fordern hatten und sich auf Unkosten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, sie von den Grenzen zusammenzuziehen und in die seeländischen Inseln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüstet wurden, ging ihre Vermessenheit so weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meer überlassen wollten, als länger von dem viehischen Mutwillen dieser rasenden Bande leiden.¹⁾

Sehr gerne hätte Philipp diese Spanier im Lande behalten, um durch sie seinen Edikten mehr Kraft zu geben und die Neuerungen zu unterstützen, die er in der niederländischen Verfassung zu machen gesonnen war. Sie waren ihm gleichsam die Gewährsmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deswegen ließ er nichts unversucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsstände auszuweichen, welche diese Spanier entfernt wissen wollten, und erschöpfte bei dieser Gelegenheit alle Hilfsmittel der Schikane und Überredung. Bald fürchtete er einen plötzlichen Überfall Frankreichs, das, von wütenden Faktionen zerrissen, sich gegen einen einheimischen Feind kaum behaupten kann; bald sollen sie seinen Sohn Don Carlos an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie willens war, aus Kastilien zu lassen. Ihre Unterhaltung soll der Nation nicht zur Last fallen, er selbst will aus seiner eignen Schatulle alle Kosten davon bestreiten. Um sie mit desto besserem Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückständigen Sold zurück, da er sie doch sonst den einheimischen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuschläfern und den allgemeinen Unwillen zu verjöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über diese Truppen an; beide aber schlugen seinen Antrag aus mit der edelmütigen Erklärung, daß sie sich nie entschließen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, seine Spanier im Lande zu lassen, desto hartnäckiger bestanden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstag zu Gent mußte er mitten im Kreis seiner Höflinge eine republikanische Wahrheit

1) H. G. b. v. N., III. Band, 21. Buch, S. 23 uff.

hören. „Wozu fremde Hände zu unserm Schutze?“ sagte ihm der Syndikus von Gent. „Etwa damit uns die übrige Welt für zu leichtsinnig oder gar für zu blödsinnig halte, uns selbst zu verteidigen? Warum haben wir Frieden geschlossen, wenn uns die Lasten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege schärft die Notwendigkeit unsre Geduld, in der Ruhe unterliegen wir seinen Leiden. Oder werden wir diese ausgelassene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht so viel vermocht hat? Hier stehen deine Untertanen aus Cambray und Antwerpen und schreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüste, und darum hast du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unsere Städte zu Einöden werden, wie sie notwendig werden müssen, wenn du sie nicht von diesen Zerstörern erlösest? Vielleicht willst du dich gegen Überfall unsrer Nachbarn verwahren? Diese Vorsicht ist weise; aber das Gerücht ihrer Rüstung wird lange Zeit ihren Waffen vorauereilen. Warum mit schweren Kosten Fremdlinge mieten, die ein Land nicht schonen werden, das sie morgen wieder verlassen müssen? Noch stehen tapfere Niederländer zu deinen Diensten, denen dein Vater in weit stürmischeren Zeiten die Republik anvertraute. Warum willst du jetzt ihre Treue bezweifeln, die sie so viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverlezt gehalten haben? Sollten sie nicht vermögend sein, den Krieg so lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenossen unter ihre Fahnen eilen, oder du selbst aus der Nachbarschaft Hilfe sendest?“ Diese Sprache war dem König zu neu, und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er sie sogleich hätte beantworten können. „Ich bin auch ein Ausländer,“ rief er endlich, „will man nicht lieber gar mich selbst aus dem Lande jagen?“ Zugleich stieg er vom Throne und ließ die Versammlung; aber dem Sprecher war seine Kühnheit vergeblich. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung tun: wenn er früher gewußt hätte, daß diese Truppen ihnen zur Last fielen, so würde er schon Anstalt gemacht haben, sie gleich selbst mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieses freilich zu spät, weil sie unbezahlt nicht abreisen würden; doch verspreche er ihnen auf das Heiligste, daß diese Last sie nicht über vier Monate mehr drücken sollte. Nichtsdestoweniger blieben diese Truppen statt dieser vier Monate noch achtzehn im Lande und würden es vielleicht noch später verlassen haben, wenn das Bedürfnis des Reichs sie in einer andern Weltgegend nicht nötiger gemacht hätte.¹⁾

¹⁾ Burgund, L. I., p. 38, 39, 40; Reidan., L. I., p. 1; Metzeren I. Teil, I. Buch, 47.

Die gewalttätige Einführung Fremder in die wichtigsten Ämter des Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern so anstößig als dieses, welches Fremdlinge von Bedienungen ausschließt, und keines hatten sie eifriger zu untergraben gesucht.¹⁾ Italien, beide Indien und alle Provinzen dieser ungeheuern Monarchie waren ihrer Habsucht und ihrem Ehrgeiz geöffnet; nur von der reichsten unter allen schloß sie ein unerbittliches Grundgesetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in diesen Ländern nie würde befestigt werden können, solange sie sich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Bischof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt sollte auch der Graf von Feria, ein Kastilianer, Siz und Stimme im Staatsrat erhalten. Aber diese Unternehmung fand einen herzhaftern Widerstand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten lassen, und seine despotische Allmacht scheiterte diesmal an den Künsten Wilhelms von Oranien und der Festigkeit der Staaten.²⁾

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden seine Regierung an, und dies waren ihre Beschwerden, als er im Begriff stand, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Rüstungen Solimans zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte seit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn diese Stelle bekleidet, welche aber, solange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amt in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-

¹⁾ Reidan., L. I., p. 1.

²⁾ Grot. Annual., L. I., p. 13.

Cambresis wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein so ausgebehnter und delikater Posten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anschläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen sollte, mußten notwendig diese Wahl erschweren. Das Gesetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberstatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen siebenzehn Provinzen zugleich gebürtig sein kann, so ist es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eifersucht eines Brabanter würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von seiner Grenze zu Hause wäre, kein größeres Recht dazu einräumen als dem Sizilianer, der eine andre Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber schien der Vortheil der Krone selbst einen niederländischen Bürger zu begünstigen. Ein geborner Brabanter zum Beispiel, dessen Vaterland sich mit uneingeschränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich schon zur Hälfte getan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über seine geringfügigsten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in einer Provinz ihre Absichten durchgesetzt, so war die Widersetzung der übrigen eine Kühnheit, die sie auf das strengste zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinschaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfassungen gleichsam untergegangen: der Gehorsam einer einzigen war ein Gesetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle andre verloren.

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthaltertschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen von Egmout und dem Prinzen von Oranien geteilt, welche durch gleiche edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es notwendig auf einen von diesen beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den

Vorzug gerungen und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstentum Dranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohlwollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, beehlt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eignen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser errotete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geist eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahr alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandierte, von seinen eignen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsrats, denen es allzu gewagt schien, den erfahrenen französischen Feldherren einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohns auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen,

wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hageru und blassen Menschen, wie Cäsar sie 5 nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; 10 einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; 15 nicht daß er, nach der Weise des Hofes, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirtschafft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirk- 20 lichen Vorrat an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören; denn alle 25 hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüt über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit 30 Verschwendung; aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde; aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft — ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte sich seine Stirne beim Wein, den ihm fröhlicher Mut und 35 Enthalttsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Sivialität seines Geists nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhose gleich. Eine 40 glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Ausnahme und Bewirtung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demütige

Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlands vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Wert der Deutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch wie dieser konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem misstrauischsten Geist seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der unter den gutartigen seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Macchiavelli zu seinem Studium gemacht, sondern, weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu tun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hilfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, solange der Kaiser, sein Wohltäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre

gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit ebensowenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei verteidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.¹⁾

10 Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben und hatte durch
15 die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel,
20 die sie so nah anging, mitzuteilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicherweise dem König von Spanien in die Hände.²⁾ Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschluß über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spani-
25 schen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser im letzten Akt seines Lebens auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräter eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

30 Nicht minder edlen Stammes als Wilhelm war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gaure, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Mut die Waffen des Hauses Osterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren
35 hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des
40 goldenen Vlieses geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die

¹⁾ Strad., Dec. I. L. I., p. 24, und L. III., p. 55 sq.; Grot. Annal. L. I., p. 7; Reidan., L. III., 59; Meurs. Guill. Auriac., L. I., p. 2 sq.; Burg., 65, 66.

²⁾ Strad. Dec. I. L. III., p. 56; Thuan., I., 1010; Reidan., L. I., p. 2.

Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtnis der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Teuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheset war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgesährten lebten seine Taten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen, gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Deutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser als seine Wohltätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze; sein Kopf hatte sich kein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittlung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Dranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den notwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete

nichts, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher diese Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Mut an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigentum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Dranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte. Egmont war eitel, darum legte er einen Wert auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.¹⁾

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu sein. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont als für Dranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienst hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintersetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation noch sie selbst beleidigen; denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.²⁾

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Dranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den

¹⁾ Grot. Annal., L. I. p. 7; Strad. L. I., 23, und L. III., 84.

²⁾ Strad. Dec. I. L. I., 24; Grot. Annal., p. 12.

übrigen, welche zu diesem Amt in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzogin von Lothringen und Mähme des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine tätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Christina wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil sie dem niederländischen Volk und dem Prinzen von Oranien willkommen war.¹⁾

Margareta von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch gespannt ist, wer über das Schicksal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erscheint an den Grenzen des Landes Herzogin Margareta von Parma, von dem König aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margareta war eine natürliche Tochter Karls des Fünften, von einem niederländischen Fräulein Bangeest 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauses zu schonen, wurde sie anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit als Ehre besaß, war nicht sehr besorgt, das Geheimnis ihres Ursprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verriet die Kaiserstochter. Noch als Kind wurde sie der Statthalterin Margareta, ihrer Großtante, nach Brüssel zur Erziehung gegeben, welche sie in ihrem achten Jahre verlor und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schwester des Kaisers, vertauschte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte sie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber diese Verbindung in der Folge wieder aufgelöst worden, bestimmte man sie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzog von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich, nach der siegreichen Rückkehr des Kaisers aus Afrika, in Neapel begangen wurde. Noch im ersten Jahr einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltsamer Tod den Gemahl, der sie nicht lieben konnte, und zum drittenmal muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Octavius Farnese, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote Pauls des

¹⁾ Burgund., L. I., 23 sq; Strad. Dec. I. L. I., 24, 25.

Dritten, erhält mit ihrer Person die Herzogtümer Parma und
 Piacenza zum Brautſchatz, und Margareta wird durch ein
 ſeltſames Schickſal als eine Volljährige mit einem Knaben ge-
 traut, wie ſie ehemals als Kind einem Manne verhandelt worden.

5 Ihr wenig weiblicher Geiſt machte dieſe letzte Verbindung noch
 unnatürlicher; denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre
 ganze Lebensweiſe ſpottete ihres Geſchlechts. Nach dem Beiſpiel
 ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroß-
 tante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieſer
 10 Liebhaberei den Tod fand, war ſie eine leidenschaftliche Jägerin
 und hatte dabei ihren Körper ſo abgehärtet, daß ſie alle Stra-
 pazen dieſer Lebensart trotz einem Manne ausdauern konnte.
 Ihr Gang ſelbſt zeigte ſo wenig Grazie, daß man vielmehr
 verſucht war, ſie für einen verkleideten Mann als für eine
 15 männliche Frau zu halten, und die Natur, deren ſie durch
 dieſe Grenzenverletzung geſpottet hatte, rächte ſich endlich auch
 an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Dieſe ſo
 ſeltenen Eigenſchaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ig-
 natius Loyola, ihr Gewiſſensrat und Lehrer, den Ruhm ge-
 20 habt hatte, in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken
 und Bußübungen, womit ſie ihre Eitelkeit kreuzigte, iſt eine der
 merkwürdigſten, daß ſie in der Karwoche jedes Jahrs einer ge-
 wiſſen Anzahl Armen, denen auf das ſchärfſte unterſagt war, ſich
 vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wuſch, ſie bei Tiſche
 25 wie eine Magd bediente und mit reichen Geſchenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr als dieſen letzten Charakterzug,
 um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König vor allen ihren
 Nebenbuhlern gab; aber ſeine Vorliebe für ſie wurde zugleich
 durch die beſten Gründe der Staatskunſt gerechtfertigt. Mar-
 30 gareta war in den Niederlanden geboren und auch da er-
 zogen. Sie hatte ihre erſte Jugend unter dieſem Volke verlebt
 und viel von ſeinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen,
 unter deren Augen ſie erwachſen war, hatten ſie in den Maximen
 nach und nach eingeweiht, nach welchen dieſes eigentümliche
 35 Volk am beſten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem
 Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geiſt und einem
 beſondern Sinn für Geſchäfte, den ſie ihren Erzieherinnen ab-
 gelernt und nachher in der italieniſchen Schule zu größerer Voll-
 kommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren ſeit meh-
 40 reren Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp
 hoffte vielleicht, daß das ſcharfe Eiſen der Tyrannie, deſſen er
 ſich jetzt gegen ſie bedienen wollte, von weiblichen Händen ſanfter
 einſchneiden würde. Einige Rückſicht auf ſeinen Vater, der

damals noch lebte und dieser Tochter sehr wohl wollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, so wie es auch wahrscheinlich ist, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abschlagen mußte, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von seinen italienischen Staaten umfassen und zu jeder Zeit seinen Waffen bloßgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farnese, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue an seinem Hof. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischof von Arras und der Herzog von Alba sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitbewerber haßte oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die große Befriedigung ahndete, die in dem schwankenden Gemüt dieser Fürstin für sie bereitet lag.¹⁾

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalstaaten waren versammelt worden. Da er nicht willens war, sobald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch, ehe er sie gänzlich verließ, die Nation durch einen solennen Reichstag befriedigen und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanction und gesetzmäßige Stärke geben. Zum letztenmal zeigte er sich hier seinem niederländischen Volk, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnisvoller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen Tages zu erheben, schlug er eifrig neue Ritter des goldnen Vlieses, ließ seine Schwester auf einem Stuhl neben sich niedersitzen und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherin. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Truppen, die aufgelegten Steuern und die gesetzwidrige Einführung Fremder in die Ämter des Landes kamen auf diesem Reichstag in Bewegung und wurden von beiden Teilen mit Hestigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andre durch Machtsprüche zurückgeschlagen. Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle

¹⁾ Burgund., L. I, 23 seq.; Strad., Dec. I. L. I. 24 bis 30; Meteren, II. B. 61; Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-bas (autore Hoppero) T. II; Vita Vigl., 18, 19.

Wohlthaten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade für's
 Künftige und empfahl den Ständen noch einmal aufs ernstlichste
 die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und die Ver-
 5 tilgung der Kezerei. Die spanischen Truppen, versprach er, soll-
 ten in wenigen Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm
 nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des
 letzten Krieges zu erholen, um diesen Truppen ihre Rückstände
 bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten
 bleiben, die Auflagen sie nicht über ihre Kräfte drücken, und die
 10 Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten.
 Bei der Wahl einer Oberstatthalterin, setzte er hinzu, habe er
 vorzüglich die Wünsche der Nation zu Räte gezogen und für eine
 Eingeborne entschieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten
 eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugetan sei. Er
 15 ermahne sie also, durch ihre Dankbarkeit seine Wahl zu ehren
 und seiner Schwester, der Herzogin, wie ihm selbst zu gehorchen.
 Sollten, schloß er, unerwartete Hinderungen sich seiner Wieder-
 kunft entgegensetzen, so verspreche er ihnen, an seiner Statt den
 Prinzen Karl, seinen Sohn, zu senden, der in Brüssel residieren
 20 sollte.¹⁾

Einige beherztere Glieder dieser Versammlung wagten noch
 einen letzten Versuch für die Gewissensfreiheit. Jedem Volk,
 meinten sie, müsse nach seinem Nationalcharakter begegnet wer-
 den, wie jedem einzelnen Menschen nach seiner Leibeskonstitution.
 25 So könne man zum Beispiel den Süden unter einem gewissen
 Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden
 unerträglich fallen würde. Nimmermehr, setzten sie hinzu, wür-
 den sich die Flämminger zu einem Joche verstehen, worunter sich
 Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen
 30 aufdringen wollte, lieber das Außerste wagen. Diese Vorstel-
 lung unterstützten auch einige Räte des Königs und drangen
 ernstlich auf Milderung jener schrecklichen Glaubensedikte. Aber
 Philipp blieb unerbittlich. Lieber nicht herrschen, war seine
 Antwort, als über Kezer.²⁾

35 Nach einer Einrichtung, die schon Karl der Fünfte ge-
 macht hatte, waren der Oberstatthalterin drei Ratsversammlun-
 gen oder Kammern zugegeben, welche sich in die Verwaltung der
 Reichsgeschäfte teilten. Solange Philipp selbst in den Nie-
 derlanden anwesend war, hatten diese drei Gerichte sehr viel von
 40 ihrer Gewalt verloren, und das erste von ihnen, der Staatsrat,

1) Burg., L. I, 34—37; N. G. d. v. N. III. B. 25, 26; Strad., L. I. 32.

2) Bentivogl., L. I, p. 10.

beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen sie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrat, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, saßen der Bischof von Arras, der Prinz von Dranien, der Graf von Egmont, der Präsident des geheimen Rats, Siglius von Zuichem, von Aytta und der Graf von Berlaymont, Präsident des Finanzrats. Alle Ritter des goldnen Blieses, alle Geheimräte und Finanzräte, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der schon durch Karl den Fünften dem geheimen Rat in Brüssel untergeben war, hatten im Staatsrat Sitz und Stimme, wenn sie von der Oberstatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrat, und der geheime Rat beschäftigte sich mit dem Gerichtswesen und der bürgerlichen Ordnung des Landes und fertigte die Begnadigungsscheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterschaften der Provinzen wurden entweder neu besetzt oder die alten bestätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland mit der Grafschaft Burgund der Prinz von Dranien; der Graf von Aremberg Ostfriesland, Oberhssel und Gröningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Berlaymont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chateau-Cambresis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und sein Gebiet. Andre Provinzen wurden andern gegeben, welche unserer Aufmerksamkeit weniger würdig sind. Philipp von Montmorency, Graf von Hoorne, dem der Graf von Meghem in der Statthalterschaft über Geldern und Zutphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländischen Seemacht bestätigt. Jeder Provinzstatthalter war zugleich Ritter des Blieses und Mitglied des Staatsrats. Jeder hatte in der Provinz, der er vorstand, das Kommando über das Kriegsvolk, welches sie deckte, die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtswesen, nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtsachen nichts zu sagen hatte. Brabant allein stand unmittelbar unter der Oberstatthalterin, welche, dem Herkommen gemäß, Brüssel zu ihrem beständigen Wohnsitz erwählte. Die Einsetzung des Prinzen von Dranien in seine Statthalterschaften geschah eigentlich gegen die Konstitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereien, die er in den Provinzen zerstreut besaß oder als Vormund seines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande und vorzüglich das uneingeschränkte

Vertrauen der Nation in seine Gesinnungen ersetzen an wirklichem Anspruch, was ihm an einem zufälligen abging.¹⁾

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn sie vollzählig war, aus dreitausend Pferden bestehen sollte, jetzt aber nicht viel über zweitausend betrug, wurde in vierzehn Eskadronen verteilt, über welche außer den Statthaltern der Provinzen noch der Herzog von Arschot, die Grafen von Hoogstraeten, Bossu, Rœux und Brederode den Oberbefehl führten. Diese Reuterei, welche durch alle siebenzehn Provinzen zerstreut war, sollte nur für schnelle Bedürfnisse fertig stehen; so wenig sie auch zu größern Unternehmungen hinreichte, so war sie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Mut war geprüft, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet.²⁾ Außer ihr sollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu sich aber die Staaten bis jetzt nicht verstehen wollten. Von den ausländischen Truppen waren noch einige deutsche Regimenter im Dienst, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertausend Spanier, über welche so viel Beschwerde geführt wurde, standen unter zweien spanischen Anführern, Mendoza und Komero, und lagen in den Grenzstädten in Besatzung.

Unter den niederländischen Großen, welche der König bei dieser Stellenbesetzung vorzüglich auszeichnete, stehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien obenan. So tief schon damals der Haß gegen diese beiden, und gegen den letztern besonders, bei ihm Wurzel gefaßt hatte, so gab er ihnen dennoch diese öffentlichen Merkmale seiner Gunst, weil seine Rache noch nicht reif war und das Volk sie schwärmerisch verehrte. Beider Güter wurden steuerfrei erklärt³⁾, die eintätigsten Statthalterschaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Kommando über die zurückgelassenen Spanier schmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er sehr entfernt war wirklich in sie zu setzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch diese öffentlichen Beweise seiner Achtung verpflichtete, wußte er ihn ingeheim desto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hause Lothringen diesen verdächtigen Vasallen zu kühnern Anschlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirat, die zwischen ihm und einer Prinzessin dieses Hauses zustande kommen sollte, und

¹⁾ Meteren, I. Band, I. Buch, 46; Burgund., L. I. p. 7, 25, 30, 34; Strad., L. I, 20 sq.; N. G. b. v. N., III, 21.

²⁾ Burgund., L. I, 26; Strad., L. I, 20 sq.; Hopper., 18, 19 sq.; Thuan., T. II, 489.

³⁾ Wie auch des Grafen von Hoorne; N. G. b. v. N. III, 8.

zernichtete seine Hoffnung, die ihrer Erfüllung so nahe war — eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat.¹⁾ Der Haß gegen diesen gewann es sogar einmal über seine angeborene Verstellungskunst und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den Zweiten gänzlich verkennen. Als er zu Vlissingen an Bord ging und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er sich so weit, den Prinzen rauh anzulassen und ihn öffentlich als den Urheber der flandrischen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geschehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antrieb und den rechtmäßigsten Beweggründen getan. „Mein,“ sagte Philipp, indem er seine Hand ergriff und sie heftig schüttelte, „nicht die Staaten, sondern Sie! Sie! Sie!“ Der Prinz stand verstummt, und ohne des Königs Einschiffung abzuwarten, wünschte er ihm eine glückliche Reise und ging nach der Stadt zurück.²⁾ So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen den Unterdrücker eines freien Volks längst schon im Busen trug, und diese doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reise, das der spanischen Krone sieben ihrer edelsten Steine entrisßen hat.

Philipp hatte seinem wahren Charakter nicht wenig gegeben, da er die Niederlande noch so gnädig entließ. Die gesetzmäßige Form eines Reichstags, diese Willfährigkeit, seine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, diese Gefälligkeit, die wichtigsten Ämter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu besetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfassung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrat wieder zurücknahm, waren Aufmerksamkeiten, deren sich seine Großmut in der Folge nie wieder schuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beistand wo möglich die große Schuldenlast zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden lastete. Dadurch, daß er sich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung seiner wichtigen Usurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete seinen Abschied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Händen er sie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er diesem unglücklichen Volke zugeadacht hatte, sollten den heitern Glanz der Majestät nicht verunreinigen, die gleich der Gottheit nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener schreckliche Ruhm war seinen Stellvertretern beschieden.

¹⁾ Watson, T. I., 137.

²⁾ Vie et Généalogie de Guillaume I. Prince d'Orange.

Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsrats dem niederländischen Adel mehr geschmeichelt als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geschichtschreiber Strada, der von allem, was die Oberstatthalterin betraf, aus ihren eignen Papieren am besten unterrichtet sein konnte¹⁾, hat uns einige Artikel aus der geheimen Instruktion aufbehalten, die ihr das spanische Ministerium gab. Wenn sie merkte, heißt es darin unter andern, daß die Räte durch Faktionen geteilt, oder, was noch weit schlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerüstet und miteinander verschworen seien, so sollte sie die ganze Ratsversammlung aufheben und in einem engern Ausschuß eigenmächtig über den streitigen Artikel verfügen. In diesem engern Ausschuß, den man die Konsulta nannte, saßen der Bischof von Arras, der Präsident Viglius und der Graf von Berlaymont. Ebenso sollte sie verfahren, wenn dringende Fälle eine raschere Entscheidung erforderten. Wäre diese Anstalt nicht das Werk eines willkürlichen Despotismus gewesen, so könnte vielleicht die vernünftigste Staatskunst sie rechtfertigen und selbst die republikanische Freiheit sie dulden. Bei großen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander stürmen, kann selten ein Ratschluß mit derjenigen Mäßigkeit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engern Birkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreichern Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ausübung bringen sollte, war diese: diejenigen Glieder des Rats, welche gegen eine Verordnung gestimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, diese Verordnung, wenn sie die Oberhand behalten, ebenso bereitwillig zu befördern, als wenn sie ihre eifrigsten Verfechter gewesen wären. Dadurch würde sie nicht nur das Volk über die Urheber eines solchen Gesetzes in Ungewißheit erhalten, sondern auch den Privatgezänken der Mitglieder steuern und bei der Stimmenggebung eine größere Freiheit einführen.²⁾

Aller dieser Fürsorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlassen können, solange er die Obergewalt

¹⁾ Strad., L. II, 49, und L. I, 31.

²⁾ Strad., Dec. I. L. I, 31.

im Staatsrat und den Gehorsam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte; um also auch von dieser Seite seine Furcht zu beruhigen und sich zugleich der Statthalterin zu versichern, unterwarf er sie selbst und in ihr alle Reichsangelegenheiten der höhern Einsicht des Bischofs von Arras, in welchem einzigen Mann er der furchtbarsten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An diesen wurde die Herzogin als an ein untrügliches Orakel der Majestät angewiesen, und in ihm wachte ein strenger Aufseher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des Zweiten erlitten zu haben scheint; weil er diesen in Brüssel wußte, konnte er in Segovien schlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahres 1559; ein Sturm versenkte seine Flotte, da er bei Laredo in Biscaya gerettet ans Land stieg, und seine finstre Freude dankte dem erhaltenden Gott durch ein abscheuliches Gelübde. In die Hände eines Priesters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwichte in seinem Betstuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünschungen seines Volks.¹⁾

¹⁾ U. G. d. v. N., III. Band, 27, 28.

Zweites Buch.

Kardinal Granvella.

Anton Perrenot, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämtlichen Niederlande, den uns der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des Kardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Besançon in der Grafschaft Burgund geboren. Sein Vater, Nikolaus Perrenot, eines Eisenschmieds Sohn, hatte sich durch eignes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzogin Margareta von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinett des Kaisers, bekleidete die Würde seines Geheimenrats und Siegelbewahrers, teilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen und erwarb sich ein großes Vermögen.¹⁾ Seine Würden, seinen Einfluß und seine Staatskunst erbte Anton Perrenot, sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verschiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, daß er sich durch eigene Kraft auf dem Plage behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienste gestellt hatten. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser als seinen Bevollmächtigten auf die Kirchenversammlung zu Trient schickte, und hier ließ er die Erstlinge seiner Beredsamkeit hören, die ihm in der Folge eine so große Obergewalt über zwei Könige gab.²⁾ Karl bediente sich seiner noch bei verschiedenen schweren Gesandtschaften, die er mit dem größten Beifall seines Monarchen beendigte, und als endlich

¹⁾ Meteren 60; Strad. 47.

²⁾ U. G. b. v. N., II. Band 526,

dieser Kaiser seinem Sohne das Zepter überließ, machte er dieses kostbare Geschenk mit einem Minister vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete seine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meisterstück seines politischen Genies, von der Gnade eines solchen Vaters in die Gunst eines solchen Sohnes so leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es ihm, sie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1558 zwischen den französischen und spanischen Ministern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Cardinal von Lothringen die Verschwörung gegen die Protestanten, welche nachher zu Chateau-Cambresis, wo auch er an dem Friedensgeschäfte mit arbeitete, zur Reise gebracht, aber eben dort auch verraten wurde.

Ein tiefdringender, vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelsten großen Geschäften, die ausgebreitetste Gesehrtamkeit war mit lasttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtlichsten Maschinengang in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Sekretäre zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmut in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suada begleitet, riß gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechlich, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüt versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüt seines Herrn und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschrittenen Schatten die nahende Gestalt. Mit hilfreicher Kunst kam er diesem trägeren Geist entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken und gönnte ihm großmütig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem andern leibeigen zu machen, verstand Granvella; so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg, und nur so konnte Philipp der Zweite beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen, aber gründlichen Gewalt, haschte er nicht unersättlich nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen. Kein Wunder, daß so

außerordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem taten-
 vollen Leben gesammelt und in diesem Kopf niedergelegt hatte,
 5 machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbst-
 zufrieden dieser letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen
 pflegte, so notwendig war es seiner furchtsamen, schleichenden
 Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen und ihrer
 eignen Unentschlossenheit durch Ansehen, fremdes Beispiel und
 10 Observanz nachzuhelfen. Keine politische Begebenheit und keine An-
 gelegenheit des königlichen Hauses kam, solange Philipp in den
 Niederlanden war, ohne Beziehung Granvellas zustande, und
 als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statt-
 halterin ein ebenso wichtiges Geschenk mit diesem Minister, als
 15 ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen
 worden war.

So gewöhnlich wir auch despotische Fürsten ihr Vertrauen an
 Kreaturen verschwenken sehen, die sie aus dem Staube gezogen,
 und deren Schöpfer sie gleichsam sind, so vorzügliche Gaben wur-
 20 den erfordert, die verschlossene Selbstsucht eines Charakters, wie
 Philipp war, so weit zu überwinden, daß sie in Vertrauen, ja
 sogar Vertraulichkeit überging. Das leiseste Aufwallen des
 erlaubtesten Selbstgefühls, wodurch er sein Eigentumsrecht auf
 einen Gedanken zurückzufordern geschienen hätte, den der König
 25 einmal zu dem seinigen geadelt, hätte dem Minister seinen ganzen
 Einfluß gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigen Leiden-
 schaften der Wollust, der Habsucht, der Rachbegierde zu dienen;
 aber die einzige, die ihn wirklich besetzte, das süße Bewußtsein
 eigener Überlegenheit und Kraft, mußte er sorgfältig vor dem
 30 argwöhnischen Blick des Despoten verhüllen. Freiwillig begab
 er sich aller Vorzüge, die er eigentümlich besaß, um sie von der
 Großmut des Königs zum zweitenmal zu empfangen. Sein
 Glück durfte aus keiner andern Quelle als dieser fließen, kein
 anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den
 35 Purpur, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher
 an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte;
 indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, schien er
 ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten.¹⁾
 Weniger Staatsmann als er, errichtete sich Herzog Alba eine
 40 Trophäe in Antwerpen und schrieb unter die Siege, die er als
 Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eigenen Namen — aber

¹⁾ Strada 65.

Alba nahm die Ungnade seines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterblichkeit schöpft.

Dreimal wechselte Granvella seinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchste Gunst zu ersteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentin wurden mehrenteils, selbst wenn sie in einem Hause beisammen waren, durch Villets abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten Augusts und Tibers herschreiben soll. Wenn die Statthalterin ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwischen dem Minister und ihr oft von Stunde zu Stunde gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch durch dieses Mittel seine Ratschläge für die letztere dauerhafter zu machen und sich im Notfall mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Beschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsicht umsonst, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Minister geschehe.

Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Beichtstuhl erzogen, kannte er keine andre Verhältnisse unter Menschen als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eignen Überlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz und machte die Trennung zwischen der Nation und dem König unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigne niedrige Abkunft und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unveröhnlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja, man beschuldigt ihn sogar, daß er die billigeren

Gefinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hätte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheit und den ersten Urheber alles Elends, 5 welches nachher über sie gekommen ist.¹⁾

1559. Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren diesem Volk noch zu fremd und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen 10 ließ, mußten durch eine gefürchtete starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet und durch Observanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloß, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem schwachen Arm 15 eines Untertans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blüthete das Land, und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glück des Friedens zu zeugen, dessen es kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Anblicks täuschte das 20 Auge; aber sie war nur scheinbar, und in ihrem stillen Schoße loderte die gefährlichste Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Mutwille angefangen und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Reckheit und 25 Lüsternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieser fanatische Mut, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln, diese Geringschätzung des Lebens und Eigentums furchtsame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche 30 Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatz machten, hatten eine gewisse Lizenz eingeführt und das Recht des Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern 35 und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigentum mehr hand, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimat herüberbrachten. Die wiederholten Schauspiele der Marter und des 40 Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerrissen und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

¹⁾ Strad., Dec. I. L. II, 47, 48, 49, 50; Thuan., L. VI, 301; Burgundius.

Dennoch würde die Empörung nur schüchtern und still am Boden gekrochen sein, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran sie furchtbar emporstieg. Karl der Fünfte hatte die niederländischen Großen vernöhnt, da er sie zu Theilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz durch den partheiischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kastilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeiz in allen Theilen seines Reichs einen Schauplatz aufschloß. Im letztern französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vorteile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erntete, waren größtenteils Werke ihrer Tapferkeit gewesen, und jetzt vermiften sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutschen Kaisertums von der spanischen Monarchie und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert und außer ihrem Vaterland wenig mehr für sie zu gewinnen war. Philipp stellte jetzt seine Spanier an, wo Karl der Fünfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit; und diese zügellosen Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicherweise in den Beschwerden des Vaterlands einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neueren Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letztern Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Ämter bekamen, waren nicht viel zufriedner als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. Wilhelm von Dranien erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Wert einer fünften betrug; aber Wilhelm hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zuteil geworden, und erinnerten sich nur, daß die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der größte Teil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt oder von der Regierung dazu hinreißen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Ämtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel bloßgestellt, der umso empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgerz ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen

der Calvinisten haben Trost bieten können, die ihre Fürsprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung und stunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen.¹⁾

Diese gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarschaft Frankreichs verschlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schicksal dieses Reichs konnte er das Schicksal seiner Niederlande vorbildlich angekündigt lesen, und der Geist des Aufruhrs konnte dort ein verführerisches Muster finden. Ähnliche Zufälle hatten unter Franz dem Ersten und Heinrich dem Andern den Samen der Neuerung in dieses Königreich gestreut; eine ähnliche Raserei der Verfolgung und ein ähnlicher Geist der Faktion hatte sein Wachstum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampf, wütende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen und führten diesen mächtigen Staat gewaltsam an den Rand seines Untergangs. Hier wie dort konnten sich Eigennuz, Herrschsucht und Parteigeist in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenschaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder zerfließt im wallonischen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher seine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Übergang versagen, dessen Sprache, Sitten und Charakter zwischen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Musterung ihrer protestantischen Untertanen in diesen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiß sie, ist eine zusammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Christenheit ihre Wurzeln breitet und die leiseste Erschütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es sind drohende Vulkane, die, durch unterirdische Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit sich entzünden. Die Niederlande mußten allen Völkern geöffnet sein, weil sie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein Spanien schließen? Wenn er diese Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, so mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen.²⁾

So fand Granvella die Niederlande beim Antritt seiner Verwaltung (1560).

¹⁾ Vita Vigl., T. II; vid. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper., 22; Strad., 47.

²⁾ Strad., L. III. 71, 72, 73.

Die Einförmigkeit des Papsttums in diese Länder zurückzuführen, die mitherrschende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der spanischen Politik und der Auftrag des neuen Ministers. 5
 Aber diesem Unternehmen standen Hindernisse entgegen, welche zu besiegen neue Hilfsmittel erdacht, neue Maschinen in Bewegung gesetzt werden mußten. Zwar schienen die Inquisition und die Glaubenssedite hinreichend zu sein, der kezerischen Anstiftung zu wehren; aber diesen fehlte es an Aufsehern und jener 10
 an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch bestand jene ursprüngliche Kirchenverfassung aus den früheren Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoß und leichter übersehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die 15
 ganze innere Gestalt der Provinzen verwandelte, hatte diese Form der Hierarchie unverändert gelassen, welche außerdem durch die besondern Privilegien der Provinzen vor der Willkür ihrer Beherrscher geschützt war. Alle siebenzehn Provinzen waren unter vier Bischöfe verteilt, welche zu Arras, Tournay, Cambrai und 20
 Utrecht ihren Sitz hatten und den Erzstiften von Reims und Köln untergeben waren. Zwar hatte schon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieser Länder auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, diesen Entwurf aber im Tausch eines üppigen Lebens wieder verloren. 25
 Karl den Kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungssucht den innern Angelegenheiten seiner Länder, und Maximilian hatte schon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch diesen zu wagen. Eine stürmische Regierung unterlagte Karl dem Fünften die Ausführung dieses weitläufigen Plans, 30
 welchen nunmehr Philipp der Zweite als ein Vermächtnis aller dieser Fürsten übernahm.¹⁾ Jetzt war der Zeitpunkt erschienen, wo die dringende Not der Kirche diese Neuerung entschuldigen und die Ruhe des Friedens ihre Ausführung begünstigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die sich aus allen Gegenden 35
 Europas in den niederländischen Städten sammelte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entstanden, die von so wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte. Weil die Zahl der Bischöfe so gering war, so mußten sich ihre Distrikte notwendig viel zu weit erstrecken, und vier Menschen 40
 konnten der Glaubensreinigung durch ein so weites Gebiet nicht gewachsen sein.

¹⁾ Burgund. 45; Strad. 22.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbischöfe von Köln und Reims in den Niederlanden ausübten, war schon längst ein Anstoß für die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigentum ansehen konnte, solange der wichtigste Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen diesen zu entreißen, die Glaubensuntersuchungen durch neue tätige Werkzeuge zu beleben und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verstärken, war kein bessres Mittel, als die Bischöfe zu vermehren. Mit diesem Entwurf stieg Philipp der Zweite auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigsten Widerspruch bei den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er voraussehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen so starken Zuwachs bekam und ihm selbst das Übergewicht auf dem Reichstag genommen wurde. Die Einkünfte, wovon diese neuen Bischöfe leben sollten, mußten den Äbten und Mönchen entrisen werden, und diese machten einen ansehnlichen Teil der Reichsstände aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Protestanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das heimlichste betrieben. Franz Sonnoi, ein Priester aus der Stadt Löwen, Granvellas unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul den Vierten und berichtet ihm, wie ausgedehnt diese Lande sei'n, wie gesegnet und menschenreich, wie üppig in ihrer Glückseligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freiheit wird der wahre Glaube vernachlässigt, und die Rezer kommen auf. Diesem übel zu steuern, muß der römische Stuhl etwas Außerordentliches tun. Es fällt nicht schwer, den römischen Bischof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis seiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte setzt ein Gericht von sieben Kardinälen nieder, die über diese wichtige Angelegenheit beratschlagen müssen; das Geschäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet sein Nachfolger, Pius der Vierte.¹⁾ Die willkommene Botschaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Minister wird in der Stille mit der gefährlichen Vollstreckung belastet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht (1560); zu den bisherigen vier Bistümern sind dreizehn neue errichtet nach den siebenzehn Provinzen des Landes, und viere derselben zu Erzstiften erhoben. Sechs solcher bischöflichen Sitze,

¹⁾ Burgund., 46; Meteren 57; Vgl. Vit., T. I., 34.

in Antwerpen nämlich, Herzogenbusch, Gent, Brügge, Ypern und Koermonde, stehen unter dem Erzstift zu Mecheln; fünf andere, Haarlem, Middelburg, Leuwarden, Deventer und Gröningen unter dem Erzstift von Utrecht; und die vier übrigen liegen unter dem Erzstift von Cambrai. Mecheln, in der Mitte Brabant's und aller siebenzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen und, nebst mehreren reichen Abteien, Granvella's Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bistümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, welche fromme Wohltätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hat. Einige aus den Äbten selbst erlangen die bischöfliche Würde, die mit dem Besitz ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstag beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bistum sind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amte zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrung und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischof von Mecheln, als Metropolitan aller siebenzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischöfe und Bischöfe nach Willkür ein- oder abzusetzen, und der römische Stuhl gibt nur die Genehmigung.¹⁾

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifall aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Notwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich und zur Sittenverbesserung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältnisse der Zeit die verhaßteste Gestalt. Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Die Konstitution, schreit man, ist unter die Füße getreten, die Rechte der Nation sind verletzt, die Inquisition ist vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier wie in Spanien eröffnen wird; mit Schauern betrachtet das Volk diese neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Abel sieht die monarchische Gewalt in der Staatenversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstärkt, und die festeste Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht

¹⁾ Burg. 49, 50; Dinot. de Bello civil. Belg., L. I, 8; Grot. 15; Vit. Vigl. 34; Strad. 23; Reid. 6; Hopper., Recuell des Troubles des Pays-bas, in Vit. Vigl., T. II, 23, 28.

ber königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Güter und Einschränkung ihrer Distrikte; die Äbte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren und dafür strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Priester treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen, und indem alles für einen kleinen Eigennuz kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen.¹⁾

Unter allen Provinzen widersezt sich Brabant am lautesten. Die Unverletzlichkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbrief des fröhlichen Einzugs vorbehalten — Statuten, die der Souverän nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Umsonst behauptete die hohe Schule zu Löwen selbst, daß in den stürmischen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden sei. Durch Einführung der neuen Bischümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, mußten von nun an einer andern Regel dienen als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien patriotischen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römischen Stuhls und folgsame Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch überdies als erster Prälat von Brabant²⁾ besonders zu gebieten hatte. Die Freiheit der Stimmgebung war dahin, weil sich die Bischöfe, als dienstbare Aufseher der Krone, jedem fürchterlich machten. „Wer,“ hieß es, „wird es künftighin wagen, vor solchen Aufsehern die Stimme im Parlament zu erheben oder die Rechte der Nation in ihrem Beisein gegen die räuberischen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hilfsquellen der Provinzen ausspüren und die Geheimnisse unsrer Freiheit und unsers Eigentums an die Krone verraten. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie sperren; bald werden wir ihnen seine Höflinge folgen sehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen, und der Eigennuz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten.“ — „Welche Gewalttätigkeit,“ fuhren die Mönche fort, „die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen und, was fromme Mildtätigkeit in diesen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Üppigkeit dieser Bischöfe dienen zu lassen und

¹⁾ Grotius 15 sq.; Vita Vigl., T. II. 28 sq.

²⁾ Abt von Affligem.

mit dem Raube der Armut ihren stolzen Pomp zu verherrlichen!'' Nicht die Äbte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung sich schmeicheln konnten, dasselbe 5 Benefiz dereinst zu genießen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter.¹⁾

In diesem allgemeinen Tumulte haben uns die Geschicht= 10 schreiber den leisen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen lassen, der diese durcheinander stürmenden Leidenschaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, daß die Brabanter sich von der Regentin einen Wort= 15 führer und Beschützer erbaten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Untertanen das Unglück hätten, in einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella zerriß diese Schlinge durch seine Besonnenheit. „Wer dieses Amt erhält,“ ließ er 20 sich im Staatsrat verlauten, „wird hoffentlich einsehen, daß er Brabant mit dem König von Spanien teilt.“²⁾ Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hof in Rom verzögerte, gab den Miß= 25 vergnügten Raum, sich zu einem Zweck zu vereinigen. Ganz ingeheim fertigen die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botschafter an Pius den Vierten ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen von Oranien versehen und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche 30 die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König nach Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennen, hieß es darin, daß die Absicht des Monarchen die beste, und die 35 Einsetzung der neuen Bischöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr ersprießlich sei; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seien die grundlosesten Gerüchte ebenso gefähr= 40 lich als die wahrhaftesten. Die erste Gesandtschaft wurde von

¹⁾ Burgundinus 55, 56; Vita Vigl., Tom II, 24; Strad. 36.

²⁾ Strada III, 80, 81.

der Regentin noch zeitig genug entdeckt und bereitet; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, daß sie bis zur persönlichen Überkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Bischof verschont bleiben sollte.¹⁾

5 Antwerpens Beispiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugebacht war, die Losung zum Widerspruch. Es ist ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquisition und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist, daß sie lieber auf alle Vorteile Verzicht tun
10 wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres Gewerbe notwendig verbreiten mußte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Beistimmung befördern und dem Vorteil des Ganzen zuwiderhandeln. Deventer, Roermonde und Leuwarden setzten sich standhaft entgegen und drangen (1561) auch glücklich durch;
15 den übrigen Städten wurden die Bischöfe, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Haarlem, St. Omer und Middelburg sind von den ersten, welche ihnen die Tore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischöfen mit sehr wenig
20 Achtung begegnet. Als Granvella in ersterer Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler, und seinem Triumph mangelte alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde.²⁾

Unterdessen war auch der bestimmte Termin verflossen,
25 auf welchen die spanischen Truppen das Land räumen sollten, und noch war kein Anschein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Ursache dieser Verzögerung, und der Argwohn brachte sie mit der Inquisition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieser Truppen
30 erschwerte dem Minister alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachsam und mißtrauisch machte; und doch wollte er sich nicht gern dieses mächtigen Beistands berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn alles haßte, und bei einem Auftrag, wo ihm alles widersprach, unentbehrlich schien. Endlich aber
35 sah sich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem König ernstlich auf die Zurücknahme dieser Truppen zu dringen. Die Provinzen, schreibt sie nach Madrid, haben sich einmütig erklärt, daß man sie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern
40 zu bewilligen, solange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die

¹⁾ Burgund. 60, 61; Meteren 59; Vita Vigl., T. II, 29, 30; Strad. III, 78, 79; Thuan. II, 488.

²⁾ Vita Vigl., T. II; Rocuell des Troubles des Pays-bas; p. Hopper. 24.

Gefahr eines Aufstandes wäre bei weitem dringender als eines Überfalls der französischen Protestanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entstände, so wären diese Truppen doch zu schwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch suchte der König durch Verzögerung seiner Antwort wenigstens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorstellungen der Regentin würden noch fruchtlos geblieben sein, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verlust, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genötigt hätte, diese Truppen im Mittelländischen Meere zu brauchen. Er willigte also endlich in ihre Abreise; sie wurden in Seeland eingeschifft (1561), und das Jubelgeschrei aller Provinzen begleitete ihre Segel.¹⁾

Unterdessen herrschte Granvella beinahe unumschränkt in dem Staatsrat. Alle Ämter, weltliche und geistliche, wurden durch ihn vergeben; sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Versammlung. Die Statthalterin selbst stand unter seinen Befehlen. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihre Bestallung nur auf zwei Jahre ausgesetzt wurde, durch welchen Kunstgriff er sie immer in seiner Gewalt behielt.²⁾ Selten geschah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Beratschlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, so waren es längst schon beschlossene Dinge, wozu man höchstens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgelesen, so hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulassen, welche ihm der Minister unterstrichen hatte. Es geschah nämlich öfters, daß diese Briefwechsel nach Spanien die Blöße des Staats oder die Besorgnisse der Statthalterin sichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu setzen war. Trug es sich zu, daß die Parteien dem Minister überlegen wurden und mit Nachdruck auf einem Artikel bestanden, den er nicht wohl mehr abweisen konnte, so schickte er ihn an das Ministerium zu Madrid zur Entscheidung, wodurch er wenigstens Zeit gewann und sicher war, Unterstützung zu finden.³⁾ Den Grafen Berlaymont, den Präsidenten Viglius und wenige andre ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senat, und sein Betragen gegen sie richtete sich nach dem geringen Wert, den er auf ihre Freundschaft und Ergebenheit legte. Kein

¹⁾ Strad. 61, 62, 63.

²⁾ Meteren 61; Burgund. 37.

³⁾ Meteren 61.

Wunder, daß Menschen, deren Stolz durch die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten souveräner Fürsten so äußerst verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, diesen Troß eines Plebejers mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella persönlich beleidigt. Dem Prinzen von Dranien war es nicht unbekannt, daß er seine Heurat mit der Prinzessin von Lothringen hintertrieben und eine andre Verbindung mit der Prinzessin von Sachsen rückgängig zu machen gesucht hatte. Dem Grafen von Hoorne hatte er die Statthalter-
schaft über Geldern und Zütphen entzogen, und eine Abtei, um die sich der Graf von Egmont für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Überlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal wert, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Dranien war der einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstands hinweggerückt glaubte, so hinterging ihn hier dennoch sein zuversichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunst nicht weniger, als er gegen die Bescheidenheit sündigte. Schwerlich konnte bei damaliger Stellung der Dinge eine schlimmere Maßregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzusetzen. Es stand bei ihr, seinen Neigungen zu schmeicheln, ihn hinterlistig und unwissend für ihren Plan zu gewinnen und die Freiheit der Nation durch ihn selbst unterdrücken zu lassen. Jetzt erinnerte sie ihn, sehr zur Unzeit, an seine Pflichten, seine Würde und seine Kraft, nötigte ihn selbst, Patriot zu sein und einen Ehrgeiz, den sie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu schlagen. Die Glaubensverordnungen durchzusetzen, hatte sie den tätigsten Beistand der Statthalter nötig; kein Wunder aber, daß diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen und seine Maßregeln umzukehren, um durch sein schlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen und seine Verwaltung dem Spott preiszugeben. Offenbar sind der Lauigkeit ihres Eifers die schnellen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation trotz jener schrecklichen Edikte während seiner Regenschaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels verächtlich, hätte er die Wut des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwischen Tränen und stillen

Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der Edeln hervorlockten.¹⁾

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensuntersuchungen mit neuer Tätigkeit fortgesetzt und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorsam geleistet. Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden sein mochte; für eine so rohe Behandlung war die Nation schon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders als durch den Tod aller ihrer Befenner vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jetzt ebensoviele verführerische Ausstellungen ihrer Vortrefflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer strahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der sie starben, nahm für den Glauben ein, für welchen sie starben. Aus einem Ermordeten lebten zehn neue Befenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerstraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehen des Papsts, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablass gestritten, wurden Predigten gehalten und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte der Pöbel zusammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Schirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete scharenweis die protestantischen Prediger, denen die Inquisition nachstellte, trug sie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche und versteckte sie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erste Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das wallonische Flandern. Ein französischer Calvinist, namens Launoi, stand in Tournay als Wundertäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß sie Krankheiten vorgeben und sich von ihm heilen lassen sollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel scharenweis mit sich dahin und warf den Zunder der Empörung in die Gemüter. Das nämliche geschah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt sich die Obrigkeit der Apostel bemächtigte. Indessen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer so furchtbaren Anzahl, daß sie stark genug war, die Gefängnisse zu erbrechen und der Justiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wiederherstellten. Aber dieser unbedeutende Vorfall hatte auf einen

¹⁾ Grot. 8—14; Strad. 51.

Augenblick die Hülle von dem Geheimnis hinweggezogen, in welchem der Anhang der Protestanten bisher verschleiert lag, und den Minister ihre ungeheure Anzahl erraten lassen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftausend bei einer solchen Predigt erscheinen sehen und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordischen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks die Quellen der Ansteckung vermehrten? Eine so furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen — wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche sich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten und nur einem günstigeren Zeitpunkt entgegen-
sahen, es laut zu thun?¹⁾

Diese Entdeckung heunruhigte die Regentin aufs äußerste. Der schlechte Gehorsam gegen die Edikte, das Bedürfnis des erschöpften Schazes, welches sie nötigte, neue Steuern auszusprechen, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der französischen Grenze vermehrten noch ihre Bekümmernisse. Zu gleicher Zeit erhält sie Befehle von Madrid, zweitausend niederländische Reuter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich stoßen zu lassen, die in dem Bedrängnis des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte sie so nahe wie irgend ein Schicksal seines Hauses und stand in diesem Falle stets bereit, sein Eigentum fremdem Bedürfnisse aufzuopfern. Wenn es Eigennuz war, was ihn hier leitete, so war er wenigstens königlich und groß, und die kühne Haltung dieser Maxime gewinnt wieder an unsrer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unsrer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröffnet dem Staatsrat den königlichen Willen, wo sie von seiten des Adels den heftigsten Widerspruch findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt sehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr alles dazu riete, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Überfall, und die innere Gärung der Provinzen fordre jetzt mehr als jemals die Regierung zur Wachsamkeit auf. „Bis jetzt,“ sagten sie, „haben die deutschen Protestanten dem Kampf ihrer Glaubensbrüder müßig zugeesehen; aber werden

¹⁾ Burgund. 53, 54, 55; Strad., L. III, 75, 76, 77; Dinoth de Bello civil. Belgic. l. I, 25.

sie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unsern Beistand verstärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen?" Beinahe der ganze Staatsrat trat dieser Meinung bei; die Vorstellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. 5 Die Statthalterin selbst wie der Minister müssen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigener Vorteil scheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten sie durch Entfernung des größten Theils der Armee der Inquisition ihre einzige Stütze nehmen und sich selbst ohne Beistand in einem auf- 10 rührerischen Lande der Willkür eines trotzigem Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentin, zwischen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räte und ihrer eigenen Furcht geteilt, nichts Entscheidendes zu beschließen wagt, steht Wilhelm von Oranien auf und bringt in Vorschlag, die 15 Generalstaaten zu versammeln. Dem königlichen Ansehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren als diese Buziehung der Nation, eine in dem jezigen Moment so verführerische Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Minister entging die Gefahr nicht, die sich über ihm zusammenzog; ein Wink 20 von ihm erinnert die Herzogin, die Berathslagung abzubrechen und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung,“ schreibt er nach Madrid, „kann nicht nachtheiliger gegen sich selbst handeln, als wenn sie zugibt, daß die Stände sich versammeln. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Ver- 25 suchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuschränken; aber jetzt ist er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geist des Auf- ruhrs schon weit umher sich verbreitet hat, jetzt, wo die Äbte, über den Verlust ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlassen werden, das Ansehen der Bischöfe zu verringern; wo der ganze 30 Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künste des Brinzen von Oranien geleitet werden, und die Mißvergnügten auf den Beistand der Nation sicher zu rechnen haben.“ Diese Vorstellung, der es wenigstens nicht an Bündigkeit ge- brach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüt 35 nicht verfehlen. Die Staatenversammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu schleuniger Absen- dung der verlangten Hilfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrat nicht zu bewegen. Alles, 40 was sie erhielt, war, statt der Subsidien, Geld an die Königin Mutter zu schicken, welches ihr in dem jezigen Zeitpunkt noch willkommener war. Um aber doch wenigstens die Nation mit

einem Schattenbilde republikanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldenen Bliezes zu einer außerordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staats zu berathschlagen. Nachdem ihnen der Präsident Viglius den Gegenstand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Überlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz von Dranien in seinem Palaste, wo er ihnen die Notwendigkeit vorstellt, sich noch vor der Sitzung zu vereinigen und gemeinschaftlich die Maßregeln zu bestimmen, wornach bei gegenwärtiger Gefahr des Staats gehandelt werden müsse. Viele stimmen diesem Vorschlag bei; nur Verlaymont mit einigen wenigen Anhängern des Kardinals Granvella hatte den Mut, in dieser Gesellschaft zum Vortheile der Krone und des Ministers zu reden. Ihnen, erklärte er, gebühre es nicht, sich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und diese Vorhervereinigung der Stimmen sei eine gesetzwidrige, strafbare Anmaßung, deren er sich nicht schuldig machen wolle — eine Erklärung, welche die ganze Zusammenkunft fruchtlos endigte.¹⁾

Die Statthalterin, durch den Grafen Verlaymont von diesem Vorfall unterrichtet, wußte die Ritter während ihres Aufenthalts in der Stadt so geschickt zu beschäftigen, daß sie zu fernern Verständnissen keine Zeit finden konnten. Indessen wurde mit ihrer Beistimmung doch in dieser Sitzung beschlossen, daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reise nach Spanien tun sollte, um den König von dem jetzigen Zustand der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin schickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit allem bekannt machte, was bei jener Zusammenkunft zwischen dem Prinzen von Dranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämischen Botschafter schmeichelte man in Madrid mit leeren Beteuerungen königlicher Huld und väterlicher Gefinnungen für die Niederlande; der Regentin wird anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Abels nach allen Kräften zu hintertreiben und womöglich Uneinigkeit unter seinen vornehmsten Gliedern zu stiften.²⁾

Eifersucht, Privatvorteil und Verschiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinschaftliche Schicksal ihrer Zurücksetzung und der Haß gegen den Minister hatte sie wieder verbunden. Solange sich der Graf

¹⁾ Burgund. 63, 65; Vita Vigl., T. II, 25, 26; Strada 82.

²⁾ Strada, L. III, 83.

von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberstatthaltertschaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß sie auf den verschiedenen Wegen, welche jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegeneinander stießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet; beide trafen sich wieder in der Republik, wo sie um den nämlichen Preis, die Gunst ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengesetzte Charaktere mußten sich bald voneinander entfremden; aber die mächtige Sympathie der Noth näherte sie einander ebenso bald wieder. Jeder war dem andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfnis knüpfte zwischen diesen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen sein würde.¹⁾ Aber auf eben diese Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, sie zu trennen, so hatte sie zugleich den ganzen niederländischen Adel in zwei Parteien geteilt. Durch Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten, womit sie diese beiden ausschließend beehrte, suchte sie den Neid und das Mißtrauen der übrigen gegen sie zu reizen; und indem sie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben schien, hoffte sie, dem letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, daß sie um eben diese Zeit einen außerordentlichen Gesandten nach Frankfurt zur römischen Königswahl schicken mußte; sie erwählte dazu den Herzog von Arschot, den erkärtesten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beispiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den letztern belohne.

Die oranische Faktion, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorne einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländischen Marine, den König nach Bizkaya geleitet hatte und jetzt in den Staatsrat wieder eingetreten war. Hoornes unruhiger republikanischer Geist kam den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete sich unter diesen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erschüttert, aber sich nicht für alle drei gleich endigt hat.

(1562.) Unterdessen war auch Montigny von seiner Gesandtschaft zurückgekommen und hinterbrachte dem Staatsrat die günstigen Gesinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche diesem Berichte ganz widersprachen und weit

¹⁾ Burgund. 45; Strad. 83, 84.

mehr Glauben verdienten. Durch sie erfuhr er alle die schlimmen Dienste, welche Granvella ihm und seinen Freunden bei dem König leistete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländischen Adels belegte. Es war
 5 keine Hilfe vorhanden, solange der Minister nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieses Unternehmen, so verwegend und abenteuerlich es schien, beschäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwischen ihm und den beiden Grafen von Hoorne und Egmont beschlossen, im Namen des ganzen Adels einen
 10 gemeinschaftlichen Brief an den König aufzusetzen, den Minister förmlich darin zu verklagen und mit Nachdruck auf seine Entfernung zu dringen. Der Herzog von Arschot, dem dieser Vorschlag vom Grafen von Egmont mitgeteilt wird, verwirft ihn mit der stolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien
 15 keine Befehle anzunehmen gesonnen sei; daß er sich über Granvella nicht zu beschweren habe und es übrigens sehr vermessen finde, dem Könige vorzuschreiben, wie er sich seiner Minister bedienen solle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Same des
 20 Mißtrauens, den die Regentin unter dem Adel ausgestreut hatte, schon Wurzel geschlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Ministers den Abscheu vor seiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentschlossen vor diesem Antrag zurück. Diese fehlgeschlagene Erwartung schlägt ihren Mut nicht
 25 nieder, der Brief wird dennoch geschrieben, und alle drei unterzeichnen ihn. (1563.)¹⁾

Granvella erscheint darin als der erste Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. Solange die höchste Gewalt in so strafbaren Händen sei, wäre es ihnen unmöglich, erklären
 30 sie, der Nation und dem König mit Nachdruck zu dienen; alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widersetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, sobald es Sr. Majestät gefiele, diesen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In diesem Falle, setzten sie
 35 hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß noch an Eifer fehlen, das Ansehen des Königs und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig sei als dem Cardinal Granvella, in diesen Ländern zu erhalten.²⁾

So geheim dieser Brief auch abging, so erhielt doch die
 40 Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung,

¹⁾ Strad. 85, 86.

²⁾ Burgund. L. I, 47; Hopper, 30; Strad. 87; Thuan., Pars II, 499.

die er, gegen alles Vermuten, auf des Königs Gemüt etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den sie ihm in aller Eile voranschickte. Einige Monate verstrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelinde, aber unbestimmt. Der König, enthielt sie, wäre nicht gewohnt, seine Minister auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Cardinals von allgemeinen Beschuldigungen zu einzelnen Beweisen herabstiegen, und wenn sie nicht Lust hätten, dieses schriftlich zu tun, so möge einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung sollte begegnet werden.¹⁾ Außer diesem Brief, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eignes Handschreiben von dem König, worin der Wunsch geäußert war, von ihm besonders zu erfahren, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden sei. Auch der Regentin ward auf das pünktlichste vorgeschrieben, was sie allen dreien zugleich und dem Grafen von Egmont insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken sei, wenn man es mit ihm allein zu tun hätte; darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines höhern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse ungleich, worin alle drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zweck vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war.²⁾

(1563.) Den drei Verbundenen tat die Antwort des Königs kein Genüge; sie hatten den Mut, noch einen zweiten Versuch zu wagen. Es habe sie nicht wenig befremdet, schrieben sie, daß Sr. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räte Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem

¹⁾ Vit. Vgl., T. II, 32, 33; Grot. 16; Burgund. 68.

²⁾ Strada 88.

ändern Orte der Welt als hier in den Niederlanden zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seien sie auf das vollkommenste überzeugt, daß sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zustand ihres Vaterlands erlaube keinem unter ihnen, es zu verlassen und um Granvellas willen eine weite Reise nach Spanien zu tun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer schriftlichen Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit verschont zu sein, dem Senat beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, wo sie weder dem König noch dem Staat etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschienen. Schließlich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einfalt zugute halten, weil Leute ihrer Art mehr Wert darein setzten, gut zu handeln, als schön zu reden.¹⁾ Dasselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen Egmont, worin er für das königliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort, man werde ihre Vorstellungen in Überlegung nehmen; indessen ersuche man sie, den Staatsrat wie bisher zu besuchen.

Es war augenscheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Gesuch stattfinden zu lassen; darum blieben sie von nun an aus dem Staatsrat weg und verließen sogar Brüssel. Den Minister gesetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; sie versuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wußten allem, was er unternahm, den Anstrich des Lächerlichen zu geben. Durch diese niedrige Behandlung hofften sie den Hochmut dieses Priesters zu martern und von seiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeschlagen war. Diese Absicht erreichten sie zwar nicht; aber das Mittel, worauf sie gefallen waren, führte endlich doch den Minister zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte sich lauter gegen diesen erhoben, sobald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verscherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabscheuung dieses Ministers vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichsam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verleumdung, die auch das Heilige nicht schont, Hand an seine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfassung, die

¹⁾ Vlt. Vgl., T. II, 84, 85.

große Plage der Nation, hatte sein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauspiel der Hinrichtung, womit die Geschäftigkeit der Inquisitoren nur allzu freigebig war, erhielt den Abscheu gegen ihn in schrecklicher Übung, und endlich schrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangsale seinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewalttätig aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller seiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majestät nur mit schwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen sollte, durch lauter treulose Glieder verbunden, lauter Menschen, deren höchster Gewinn es war, seine Handlungen zu verfälschen, einem Weibe endlich an die Seite gesetzt, das die Last des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — so stand er, bloßgestellt dem Mutwillen, dem Undank, der Parteilucht, dem Neide und allen Leidenschaften eines zügellosen, aufgelösten Volks. Es ist merkwürdig, daß der Haß, den er auf sich lud, die Verschuldungen weit überschreitet, die man ihm zur Last legen konnte, daß es seinen Anklägern schwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsspruch zu rechtfertigen, den sie im allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatismus seine Schlachtopfer zum Altar, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menschenrechte verspottet und Glende gemacht. Unter Karl dem Fünften hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher Schmerzen sollen — unter dem Herzog von Alba wurde sie zu einem weit unnatürlicheren Grade getrieben, daß Granvella's Verwaltung gegen die seines Nachfolgers noch barmherzig war, doch finden wir nirgends, daß sein Zeitalter den Grad persönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den Icktern hätte blicken lassen, die es sich gegen seinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit seiner Geburt im Glanz hoher Würden zu verhüllen und ihn durch einen erhabeneren Stand vielleicht dem Mutwillen seiner Feinde zu entziehen, hatte ihn die Regentin durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben diese Würde, die ihn mit dem römischen Hofe näher verknüpfte, machte ihn desto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüssel und eine anstößige, verhaßte Tracht, welche gleichsam die Beweggründe öffentlich ausstellte, aus denen er instinktive handeln würde. Nicht sein ehrwürdiger Rang, der allein oft den schändlichsten Böfewicht heiligt, nicht sein erhabener Posten, nicht seine achtungsgebietenden Talente, selbst nicht einmal seine schreckliche Allmacht, die täglich in so blutigen Proben sich zeigte, konnten ihn

vor dem Gelächter schützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in seinem Beispiel unnatürlich vermengt.¹⁾ Verhaßte Gerüchte brandmarkten seine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Unglaublichste fand Glauben; das Ungeheuerste, wenn es ihm galt oder von ihm stammen sollte, überraschte nicht mehr. Die Nation hatte schon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widersprechendsten Empfindungen sich gatten und die feinern Grenzcheiden des Anstands und sittlichen Gefühls hinweggerückt sind. Dieser Glaube an außerordentliche Verbrechen ist beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung.²⁾

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangnen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schranken gehalten, standhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einstimmig, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein sahen wir ihn gleich einem fremden, feindseligen Körper über der Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stoßen. Ihre Stimme ist so fürchtbar, daß selbst der Eigennuz auf seine gewisse Beute Verzicht tut, daß seine Wohlthaten geslohen werden wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem ansteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, seine Anhänger meiden ihn, seine Freunde verstummen. So fürchterlich rächte das Volk seine Edeln und seine beleidigte Majestät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geschichte hat dieses merkwürdige Beispiel nur ein einziges

¹⁾ Der Adel ließ auf die Angabe des Grafen von Egmont seine Bedienten eine gemeinschaftliche Liberei tragen, auf welche eine Narrenkappe gestickt war. Ganz Brüssel legte sie für den Kardinalshut aus, und jede Erscheinung eines solchen Bedienten erneuerte das Gelächter; diese Narrenkappe wurde nachher, weil sie dem Hofe anstößig war, in ein Bündel Felle verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein sehr ernsthaftes Ende nahm und dem Wappen der Republik wahrscheinlich seine Entstehung gegeben. Vit. Vigl., T. II, 35; Thuan., 489. Das Ansehen des Kardinals sank endlich so weit herab, daß man ihn öffentlich einen satirischen Kupferstich in die Hand steckte, auf welchem er über einem Haufen Eter sitzend vorgestellt war, woraus Bischöfe hervortraten. Aber ihm schwebte ein Teufel mit der Handschrift: Dieser ist mein Sohn, den sollt Ihr hören! A. G. d. v. N., III, 40.

²⁾ Hopper., L. I, 35.

Mal in dem Cardinal Mazarin wiederholt; aber es war nach dem Geiste beider Zeiten und Nationen verschieden. Beide konnte die höchste Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand sich erleichtert, wenn es über seinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Auf-
 5 ruhr. Jenes sahe sich aus einem langen Zustand der Knechtschaft unter Richelieus Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit versetzt; diese traten aus einer langen und angeborenen Freiheit in eine ungewohnte Knechtschaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung, und die nieder-
 10 ländischen Unruhen in republikanische Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufstand der Pariser war die Geburt der Armut, ausgelassen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und unedel wie die Quelle, woraus er stammte. Das Murren der
 15 Niederlande war die stolze und kräftige Stimme des Reichthums. Mutwille und Hunger begeisterten jene, diese Rache, Eigentum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Hab-
 such, Granvellas Herrschsucht. Jener war menschlich und sanft, dieser hart, gebieterisch, grausam. Der französische Minister
 20 suchte in der Zuneigung seiner Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wut des Volks; der niederländische Minister forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur Parteien
 und der Pöbel, den sie waffneten, gegen Granvella die Nation. Unter jenem versuchte das Parlament eine Macht zu
 25 erschleichen, die ihm nicht gehörte; unter diesem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterlistig zu vertilgen strebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des
 Königreichs, wie dieser mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen; aber anstatt daß die erstern ihren gemeinschaftlichen
 30 Feind nur darum zu stürzen trachteten, um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die letztern die Stelle selbst vernichten und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch ganz besitzen sollte.

Indem dies unter dem Volke geschah, fing der Minister an, am Hof der Regentin zu wanken. Die wiederholten Beschwerden
 35 über seine Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete sie auch, daß der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst
 noch ergreifen, oder daß sein längeres Verweilen den gedrohten
 40 Aufstand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beispiel hatten sie endlich in den Stand gesetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger notwendig wurde, und seine Fehler,

denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehet hatte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war sie ebenso geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bei dieser so nachtheiligen Stimmung für den Cardinal sängen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. Man wundre sich sehr, sagte ihr unter andern Graf Egmont, daß der König einem Menschen zu Gefallen, der nicht einmal ein
 10 Niederländer sei, und von dem man also wisse, daß seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Länder nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Untertanen könne leiden sehen — einem fremden Menschen zu Gefallen, den seine Geburt zu einem Untertan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschöpfe des römischen
 15 Hofes machte. Ihm allein, setzte der Graf hinzu, habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen sei; künftighin aber würde er diese Sorge der Statthalterin überlassen und sie hiemit gewarnet haben. Weil sich der größte Teil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr,
 20 nach und nach aus dem Staatsrat zurückzog, so verlor das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republikanischen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einöde im Senat ließ seine hochmütige Herrschaft in ihrer ganzen Widrigkeit sehen. Die Regentin empfand jetzt, daß sie
 25 einen Herrn über sich hatte, und von diesem Augenblick an war die Verbannung des Ministers beschlossen.

Sie fertigte zu diesem Ende ihren geheimen Sekretär, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältnisse des Cardinals zu belehren, ihm alle jene Äußerungen
 30 des Adels zu hinterbringen und auf diese Art den Entschluß zu seiner Verbannung in ihm selbst entstehen zu lassen. Was sie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine geschickte Art in den mündlichen Bericht einzumischen, den ihm der König wahrscheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte seinen Auftrag mit aller Geschicklichkeit eines
 35 vollendeten Hofmanns; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung Philipps von seinem Minister, in seinem Gemüte nicht umstürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieser Monarch mit der
 40 Staatsklugheit und seinem Vorurteil zu Rate, bis endlich Granvella selbst seinem zaudernden Vorsatz zu Hilfe kam und freiwillig um seine Entlassung bat, der er nicht mehr entgegen zu können fürchtete. Was der Abscheu der ganzen niederländischen Nation

nicht vermocht hatte, war dem geringschätzigen Betragen des Abfalls gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Meid als der Schande bloßstellte. Vielleicht zitterte er, wie einige geglaubt haben, für sein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr schwebte; 5 vielleicht wollte er seine Entlassung lieber unter dem Namen eines Geschenke als eines Befehles von dem König empfangen und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beispiel jener Römer mit Anstand tun. Philipp selbst, scheint es, wollte der niederländischen Nation lieber jetzt eine Bitte großmütig gewähren, als ihr später in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Notwendigkeit auferlegte, wenigstens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war seinem Eigensinne überlegen, und die Klugheit siegte über seinen Stolz. 15

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entscheidung des Königs ausgefallen sei. Wenige Tage nach Armenteros' Zurückkunft sah er Demut und Schmeichelei aus den wenigen Gesichtern entweichen, die ihm bis jetzt noch dienstfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um seine Person, seine Schwelle wurde verlassen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Väterung, die ihn während seiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, schonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er sie aufgab. Kurz vorher, eh er sein Amt niederlegte, untersteht man sich zu behaupten, 25 soll er eine Ausöhnung mit dem Prinzen von Dranien und dem Grafen von Egmont gewünscht und sich sogar erboten haben, ihnen, wenn um diesen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knien Abbitte zu tun.¹⁾ Es ist klein und verächtlich, das Gedächtnis eines außerordentlichen Mannes mit einer solchen Nachrede zu besudeln; aber es ist noch verächtlicher und kleiner, sie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf sich dem königlichen Befehl mit anständiger Gelassenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geschrieben, daß er ihm, im Fall er die Niederlande 35 würde räumen müssen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte sich dieser, ob es ratsam wäre, einen so gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst seines Königs herbeizurufen, oder einen so wichtigen Freund, ein so kostbares Werkzeug seines alten Hasses gegen die niederländischen Großen, von sich zu weisen. Die Rache siegte über seine Furcht, und er unterstützte 40

¹⁾ Reidan., 4.

Granvella's Besuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber seine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieses Ministers in Madrid alle Beschwerden der niederländischen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde; denn nunmehr, sagte er, würde man die Quelle selbst, deren Ausflüsse er bis jetzt nur verdorben haben sollte, durch ihn vergiftet glauben. Er schickte ihn also nach der Grafschaft Burgund, seinem Vaterland, wozu sich eben ein anständiger Vorwand fand. Der Cardinal gab seinem Abzug aus Brüssel den Schein einer unbedeutenden Reise, von der er nächster Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die sich unter seiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, sich im Senat zu Brüssel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieser letztere Umstand seine Wiederkunft nicht sehr glaublich machte und man jene Erfindung nur für ein trotziges Glend erklärte, so schlug dennoch die entfernteste Möglichkeit seiner Wiederkunft gar sehr den Triumph nieder, den man über seinen Abzug feierte. Die Statthalterin selbst scheint ungewiß gewesen zu sein, was sie an diesem Gerüchte für wahr halten sollte; denn sie erneuerte in einem neuen Brief an den König alle Vorstellungen und Gründe, die ihn abhalten sollten, diesen Minister zurückkommen zu lassen. Granvella selbst suchte in seinem Briefwechsel mit Verlamont und Siglius dieses Gerücht zu unterhalten und wenigstens noch durch wesenlose Träume seine Feinde zu schrecken, die er durch seine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einflusse dieses Mannes so übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus seinem eigenen Vaterland verjagte.

Nachdem Pius der Vierte verstorben war, machte Granvella eine Reise nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen und dort zugleich einige Aufträge seines Herrn zu besorgen, dessen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieser zum Unterkönig von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsstrichs erlag und einen Geist, den kein Schicksal gebeugt hatte, von der Wollust übermannen ließ. Er war zweiundsechzig Jahr alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italienischen Angelegenheiten mit unumschränkter Vollmacht zu besorgen. Ein finstres Alter und der selbstzufriedene Stolz einer sechzigjährigen Geschäftsverwaltung machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens und einem lästigen Lobredner vergangner Zeiten.

Aber die Staatskunst des untergehenden Jahrhunderts war

die Staatskunst des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Ministeriums wurde bald eines so gebieterischen Aufsehers müde, und Philipp selbst fing an, einen Ratgeber zu meiden, der nur die Taten seines Vaters lobenswürdig fand. Nichtsdestoweniger vertraute er ihm noch zuletzt seine spanischen Länder an, als ihn die Eroberung Portugals nach Lissabon forderte. Er starb endlich auf einer italienischen Reise in der Stadt Mantua im dreiundsiebenzigsten Jahre seines Lebens und im Vollgenuß seines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen seines Königs besessen hatte.¹⁾

Der Staatsrat.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzug des Ministers zeigten sich alle die glücklichen Folgen, die man sich von seiner Entfernung versprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrat wieder ein und widmeten sich den Staatsgeschäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um seiner Sehnsucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung seine Entbehrlichkeit zu erweisen. Das Gedränge war groß um die Herzogin. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Diensteifer zu übertreffen; bis in die späte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Kurien, das beste Verständnis zwischen dem Hof und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländischen Adels war alles zu erhalten, sobald seinem Eigensinn und Stolz durch Vertrauen und Willfährigkeit geschmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erste Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrogen gewesen war. Der große Kredit des Adels bei dem Volke unterstützte sie darin auf das nachdrücklichste, und bald lernte sie dieser Nation das Geheimnis ab, das sich auf dem deutschen Reichstag so oft bewährt hat, daß man nur viel fordern müsse, um immer etwas von ihr zu erhalten. Sie selbst sahe sich mit Vergnügen ihrer langen Knechtschaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Last der Geschäfte, und seine einschmeichelnde Demut ließ sie die ganze Süßigkeit ihrer Herrschaft empfinden.²⁾

¹⁾ Strad., Dec. I. L. III. IV, p. 88—98.

²⁾ Hopper., 38; Burg., 78, 79; Strad., 95—98; Grot., 17.

(1564.) Granvella war zu Boden gestürzt; aber noch stand sein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rat und im Finanzrat zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der Dranisch- und Königlich-Gesinnten, der Patrioten und Kardinalisten fuhren noch immer fort, den Senat zu teilen und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Ahtta, Präsident des geheimen Rats, Staatsrat und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senat und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufbruchs verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war von den größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theologe und Priester und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Ämter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten, und an deren Spitze sich Erasmus von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatten den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert und seine Grundzüge in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte Karl der Fünfte diesen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vorteil der Niederlande lenken.¹⁾ Nach dem Tode des Kaisers war Viglius der Vorzüglichsten einer, welche Philipp aus der Verlassenschaft seines Vaters empfing, und einer der wenigen, in denen er sein Gedächtnis ehrte. Das Glück des Ministers Granvella, an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er teilte den Fall seines Gönners nicht, weil er seine Herrschsucht und seinen Haß nicht geteilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut worden waren, die geprüfteste Treue gegen seinen Monarchen und die eifrigste Unhänglichkeit an den katholischen Glauben machten ihn zum vorzüglichsten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden.²⁾

¹⁾ N. G. d. v. N., II. Teil, 503 u. folg.

²⁾ Vit. Vigil.

Wiglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrener Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht starke Seele genug, die Fesseln des Wahnes wie sein Freund Erasmus zu brechen, und noch viel weniger schlimm genug, sie wie sein Vorgänger Granvella seiner Leidenschaft dienen zu lassen. Zu schwach und zu verzagt, der kühneren Leitung seines eignen Verstandes zu folgen, vertraute er sich lieber dem bequemeren Pfad des Gewissens an; eine Sache war gerecht, sobald sie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtschaffenen Menschen, die den schlimmen unentbehrlich sind; auf seine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert später hätte er seine Unsterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rat zu Brüssel diente er der Tyrannei; im Parlament zu London oder im Senat zu Amsterdam wär' er vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt gestorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Wiglius war, hatte die Faktion an dem Präsidenten des Finanzrats, dem Grafen Verlaymont. Es ist wenig, was uns die Geschichtsschreiber von dem Verdienst und den Gesinnungen dieses Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe seines Vorgängers, des Kardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieser von dem Schauplatz verschwunden war, drückte ihn die Überlegenheit der Gegenpartei nieder; aber auch nur das wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günstiges Licht auf seinen Charakter. Mehr als einmal bemüht sich der Prinz von Dranien, ihn von dem Interesse des Kardinals abzu ziehen und seiner eignen Partei einzuverleiben — Beweis genug, daß er einen Wert auf diese Eroberung legte. Alle seine Versuche schlugen fehl, ein Beweis, daß er mit keinem schwankenden Charakter zu tun hatte. Mehr als einmal sehen wir ihn allein unter allen Mitgliedern des Rats gegen die überlegene Faktion heraustreten und das Interesse der Krone, das schon in Gefahr ist, aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerspruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Dranien die Ritter des goldnen Vlieses in seinem Hause versammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquisition vorläufig einen Schluß zu fassen, war Verlaymont der erste, der die Gesehwidrigkeit dieses Verfahrens rügte, und der erste, der der Regentin davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zusammenkunft wisse, und Verlaymont stand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu gestehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet sind, ver-

raten einen Mann, den weder Beispiel noch Menschenfurcht
 versuchen, der mit festem Mut und unüberwindlicher Beharr-
 lichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der
 aber zugleich zu stolz und despotisch dachte, um eine andre als
 5 diese zu wählen.¹⁾

Noch werden uns unter dem königlichen Anhang zu Brüssel
 der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, Meghem
 und Nremberg genannt — alle drei geborne Niederländer
 und also mit dem ganzen niederländischen Adel, wie es
 10 schien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der mon-
 archischen Gewalt in ihrem Vaterland entgegenzuarbeiten. Um
 so mehr muß uns der entgegengesetzte Geist ihres Betragens be-
 fremden, der desto auffallender ist, weil wir sie mit den vornehm-
 sten Gliedern der Faktion in freundschaftlichen Verhältnissen sin-
 15 den und gegen die gemeinschaftlichen Lasten des Vaterlands
 nichts weniger als unempfindlich sehen. Aber sie fanden in
 ihrem Busen nicht Selbstvertrauen, nicht Heldenmut genug,
 einen ungleichen Kampf mit einem so überlegenen Gegner zu
 wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen sie ihren gerechten Un-
 20 willen dem Gesetz der Notwendigkeit und legten ihrem Stolze
 lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit
 keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirtschaftlich und zu
 weise, um das gewisse Gut, das sie von der freiwilligen Groß-
 mut ihres Herrn schon besaßen, von seiner Gerechtigkeit oder
 25 Furcht erst ertrocken zu wollen, oder ein wirkliches Glück hin-
 zugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten sie
 vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Be-
 ständigkeit zu treiben, die jetzt bei dem allgemeinen Abfall des
 Apfels im Preise gestiegen war. Wenig empfindlich für den
 30 wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei
 sie ergreifen sollten; kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das
 harte Joch des Zwanges weit lieber als unter die sanfte Herr-
 schaft eines überlegenen Geists. Das Geschenk war klein, wenn
 sie sich dem Prinzen von Oranien gaben; aber das Bündnis
 35 mit der Majestät machte sie zu seinen desto furchtbarern Gegnern.
 Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhang und im
 Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite
 des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

Die Geschlechter von Nassau und Croh, welchem letztern
 40 der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehreren Re-
 gierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und

1) Strad., 82, 83; Burgund., 91, 168; Vit. Vigl., 40.

ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croÿ stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, daß Philipp von Croÿ, Herzog von Arschot, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathatze zu ziehen und dem wachsenden Ansehen des Nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen von Mansfeld und Meghem waren bis hieher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben, gemeinschaftlich die Inquisition und die Edikte bestritten und redlich mit ihm zusammengehalten bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbesonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde singen noch bei guter Zeit an, auf einen vorteilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mansfeld gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich“, antwortete der Graf von Mansfeld seinem Freund, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ehemals der Meinung gewesen bin, daß das gemeine Beste die Aufhebung der Inquisition, die Milde- rung der Edikte und die Entfernung des Kardinals Granvella notwendig mache, so hat uns der König ja diesen Wunsch jetzt gewährt, und die Ursache unsrer Klagen ist gehoben. Zu viel haben wir bereits gegen die Majestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche unternommen; es ist die höchste Zeit, einzulenken, daß wir dem König, wenn er kommt, mit offener Stirne ohne Bangigkeit entgegen gehen können. Ich für meine Person bin vor seiner Ahndung nicht bange; mit getrostem Mut würde ich mich auf seinen Wink in Spanien stellen und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont dasselbe von sich behaupten könnte; aber weise wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr seine Sicherheit befestigt und den Verdacht von seinen Handlungen entfernt. Höre ich“, heißt

es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es bei unsrer Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu bringen.“¹⁾

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem größeren Übel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Üppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nun erst entzagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln und den erlöschenden Glanz seines Glücks wiederherzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei, und diese den Wucher. Weltliche und geistliche Ämter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rat verdammt hatte, sprach der Staatsrat wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrat diese Beschuldigung nachher auf die zwei andern Kurien zurück; aber sein eignes Beispiel war es, was diese ansteckte. Die erfinderische Habsucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden wie liegende Gründe für gewisse Summen versichert; für Gold waren Mörder und Übeltäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Kreaturen der Staatsräte und Provinzstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgeschoben; wer etwas von dem Hof zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzogin, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbescholtnen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgespiegelte Beteuerung von Ergebenheit und Freundschaft wußte man sich in seine Vertraulichkeit einzudrängen und seine Grundsätze durch Wohlleben aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Bedürfnisse siegten über seine bis jetzt unbestechliche Tugend. Seht verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverstanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz und hinterging durch schlechte Verwaltung ihrer Hilfsmittel die

¹⁾ Strada, 159.

Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Tätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und einer demütigen Außenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte Weise brachte sie jetzt Fragen, die für die andern Kurien gehörten, oder Vorstellungen, welche ihr Biglius ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrat, den die Faktion beherrschte, so wie sie ihn ehmalß unter Granvellas Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Beinahe alle Geschäfte und aller Einfluß wendeten sich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittschriften kommen an sie, alle Benefizen werden von ihnen vergeben. Es kam so weit, daß sie den Obrigkeiten der Städte Rechtsfachen entzogen und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das ihrige erweiterten, und mit dem Ansehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beispiel der Landesregierung. Der Geist, der den Staatsrat zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Bestechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten diese Lizenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldsamern Religionsgesinnungen des Adels, der entweder selbst auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigstens die Inquisition als ein Werkzeug des Despotismus verabscheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöst; durch die Freibriefe, welche man mehreren Protestanten erteilte, wurden dem heiligen Amt seine besten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel seinen nunmehrigen neuen Anteil an der Landesregierung dem Volk gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquisition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn seine Neigung noch mehr als die Vorschrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendsten Zwange der Intoleranz in einen Zustand der Freiheit über, dessen sie bereits zu sehr entwohnt war, um ihn mit Mäßigung auszuhalten. Die Inquisitoren, des obrigkeitlichen Beistands beraubt, sahen sich mehr verklacht als gefürchtet. In Brügge ließ der Stadtrat selbst einige ihrer Diener, die sich eines Keizers bemächtigen wollten, bei Wasser und Brot ins Gefängnis setzen. Um eben diese Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen

vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem heiligen Amt einen Kezer zu entreißen, eine mit Blut geschriebne Schrift auf öffentlichem Markt angeschlagen, welche enthielt, daß sich eine Anzahl Menschen verschworen habe, den Tod dieses Unschuldigen zu rächen.¹⁾

5 Von der Verderbnis, welche den ganzen Staatsrat ergriffen, hatten sich der geheime Rat und der Finanzrat, in denen Viglius und Verlaymont den Vorsitz führten, noch größtentheils rein erhalten.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei
 10 Kurien einzuschieben, so blieb ihr kein andres Mittel übrig, als beide ganz außer Wirksamkeit zu setzen und ihre Geschäfte in den Staatsrat zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz von Oranien des Beistands der übrigen Staatsräte zu versichern. Man nenne sie zwar Senatoren, ließ
 15 er sich öfters gegen seinen Anhang heraus, aber andre besitzen die Gewalt. Wenn man Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder wenn die Rede davon sei, der eindringenden Kezerei zu wehren oder das Volk in Ordnung zu erhalten, so halte man sich an sie, da sie doch weder den Schatz noch die Ge-
 20 setze bewachten, sondern nur die Organe wären, durch welche die beiden andern Kollegien auf den Staat wirkten. Und doch würden sie allein der ganzen Reichsverwaltung gewachsen sein, die man unnötigerweise unter drei verschiedene Kammern ver-
 25 teilt hätte, wenn sie sich nur untereinander verbinden wollten, dem Staatsrat die entrißnen Zweige der Regierung wieder einzuverleiben, damit eine Seele den ganzen Körper belebe. Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Blieses in den Staatsrat gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem sie
 30 rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente usw. dem Präsidenten Viglius überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgestellt sein sollte. Nun sahe man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende
 35 Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentin abzunütigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Offizieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückständigen Sold beunruhigten und im Verweigerungsfall mit einer Rebellion
 40 drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über

¹⁾ Hopper., 40; Grot., 17; Vita Vigl., 39; Burg., 80, 87, 88; Strad., 99, 100.

verzögerte Gerechtigkeit klagten und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachstum der Kezerei zu besorgen sei. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zustand der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemälde zu geben, daß sie von dem Taumel, 5
worein sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte.¹⁾ Sie beruft alle drei Kurien zusammen, um über die Mittel zu beratschlagen, wie diesen Zerrüttungen zu begegnen sei. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König 10
durch eine umständliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustand der Sachen bekannter machen und ihn vielleicht zu bessern Maßregeln vermögen könnte. Viglius, dem von dem verborgnen Plane der Faktion nicht das mindeste ahndete, widersprach dieser Meinung. Das Übel, sagte er, worüber man 15
Klage, sei allerdings groß und nicht zu vernachlässigen, aber unheilbar sei es nicht. Die Gerechtigkeit werde schlecht verwaltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel selbst das Ansehen der Obrigkeit durch sein verächtliches Betragen gegen sie herabwürdigte, und die Statthalter sie nicht genug unterstützten. Die 20
Kezerei nehme überhand, weil der weltliche Arm die geistlichen Richter im Stiche lasse, und weil das gemeine Volk nach dem Beispiel der Edeln die Verehrung gegen seine Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht sowohl die schlechte Verwaltung der Finanzen als vielmehr die vorigen Kriege und die Staatsbedürfnisse 25
des Königs haben die Provinzen mit dieser Schuldenlast beschwert, von welcher billige Steuern sie nach und nach würden befreien können. Wenn der Staatsrat seine Indulgenzen, Freibriefe und Erlassungen einschränkte, wenn er die Sittenverbesserung bei sich selbst anfinge, die Gesetze mehr achtete und 30
die Obrigkeit in ihr voriges Ansehen wieder einsetzte, kurz, wenn nur die Kollegien und die Statthalter erst ihre Pflichten erfüllten, so würden diese Klagen bald aufhören. Wozu also einen neuen Gesandten nach Spanien, da doch nichts Neues geschehen sei, um dieses außerordentliche Mittel zu rechtfertigen? Bestünde 35
man aber dennoch darauf, so wolle er sich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegensetzen; nur bedinge er sich aus, daß der wichtigste Auftrag des Botschafters alsdann sein möge, den König zu einer baldigen Überkunft zu vermögen.²⁾

über die Wahl des Botschafters war nur eine Stimme. 40

¹⁾ Burgund., 92—94; Hopper., 41; Vita Vigl., § 87, 88.

²⁾ Burg., 95, 99; Hopper., 41, 43 sq.

Unter allen niederländischen Großen schien Graf Egmont der einzige zu sein, der beiden Theilen gleich Genüge tun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters leisteten der Republik hinlängliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem König willkommen sein mußte, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urtheil spricht, so konnte Egmonts einnehmende Bildung seine Beredsamkeit unterstützen und seinem Gesuch eine Hilfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entübrigt sein kann. Egmont selbst wünschte diese Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem König zu berichtigen.¹⁾

Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch geendigt, und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert und die Glaubensstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu sein, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruhet hatten, waren nunmehr in Geseze übergegangen und zu einem Systeme erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Teile des Gottesdiensts erklärt und Bannflüche gegen jeden Bewegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widerseze, diesen Gebräuchen entziehen würde, Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten sich erdreisten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erste Quelle des Abfalls von dem römischen Stuhl, war jetzt durch einen unumstößlichen Lehrsatz erwiesen, und das Mönchtum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannspersonen gestattet, im sechzehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profess zu tun. Alle Dogmen der Protestanten sind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß ist zu ihrem Vorteil gefaßt, nicht ein einziger Schritt geschehen, sie auf

¹⁾ Strada, 103.

einem sanfteren Wege in den Schoß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode und die Ungereimtheit ihrer Entscheidungen vermehrte bei diesen womöglich noch die herzliche Verachtung, die sie längst gegen das Papsttum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt noch 5 übersehene Blößen preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Mytherien der Kirche so nahe zu bringen und mit Vernunftschlüssen für Gegenstände des blinden Glaubens zu setzen.

Und die Schlüsse des Konziliums befriedigten auch nicht ein- 10 mal alle katholischen Mächte. Frankreich verwarf sie ganz, sowohl den Calvinisten zu Gefallen, als auch weil die Superiorität, deren sich der Papst über das Konzilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholische Fürsten Deutschlands erklärten sich dagegen. So wenig Philipp der Zweite von gewissen Artikeln darin 15 erbaut war, die zu nahe an seine eignen Rechte streiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eifersucht wachen konnte als er, so sehr ihn der große Einfluß des Papsts auf das Konzilium und die willkürliche übereilte Aufhebung desselben beleidigt hatte, so eine gerechte Ursache zur Feindseligkeit ihm endlich der Papst durch 20 die Zurücksetzung seines Gesandten gab: so willig zeigte er sich doch, die Schlüsse des Konziliums anzuerkennen, die auch in dieser Gestalt seinem Lieblingsentwurfe, der Rezervertilgung, zu statten kamen. Alle übrigen politischen Rücksichten wurden dieser An- gelegenheit nachgesetzt, und er gab Befehl, sie in allen seinen 25 Staaten abzukündigen.¹⁾

Der Geist des Aufruhrs, der alle niederländischen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieses neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüter waren in Gärung, das Ansehen der römischen Kirche bei vielen schon aufs tiefste gesunken; unter solchen Um- 30 ständen konnten die gebieterischen und oft abgeschmackten Entscheidungen des Konziliums nicht anders als anstößig sein; aber so sehr konnte Philipp der Zweite seinen Charakter nicht verleugnen, daß er Völkern, die eine andre Sonne, ein andres Erdreich und andre Geseze haben, einen andern Glauben erlaubte. 35 Die Regentin empfing den gemessensten Befehl, in den Niederlanden ebendenselben Gehorsam gegen die trientischen Schlüsse zu erpressen, der ihnen in Spanien und Italien geleistet ward.²⁾

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem Staatsrat zu Brüssel. Die Nation, erklärte Wilhelm von 40

¹⁾ Hist. d. Philippe II.; Watson, T. II. L. V; Thuan. II, 29, 491, 350; Essay sur les Mœurs, T. III; Concile de Trente; Meteren 59, 60.

²⁾ Strada 102.

Dranien, würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie größtenteils den Grundgesetzen ihrer Verfassung zuwiderliefen und aus ähnlichen Gründen von mehreren katholischen Fürsten verworfen worden seien. Beinahe der ganze Staatsrat war auf Draniens Seite; die meisten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesem widersetzte sich Wiglius und bestand auf dem Buchstaben der königlichen Befehle. „Die Kirche,“ sagte er, „hat zu allen Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre und die Genauigkeit der Disziplin durch solche allgemeine Konzilien erhalten. Den Glaubensirrunge, welche unser Vaterland schon so lange beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel entgegengesetzt werden als eben diese Schlüsse, auf deren Verwerfung man jetzt bringt. Wenn sie auch hier und da mit den Gerechtigkeiten des Bürgers und der Konstitution im Widerspruch stehen, so ist dieses ein Übel, dem man durch eine kluge und schonende Handhabung derselben leicht begegnen kann. Übrigens gereicht es unserm Herrn, dem König von Spanien, ja zur Ehre, daß er allein vor allen Fürsten seinerzeit nicht gezwungen ist, sein besseres Wissen der Notwendigkeit unterzuordnen und Maßregeln aus Furcht zu verwerfen, die das Wohl der Kirche von ihm heischt und das Glück seiner Untertanen ihm zur Pflicht macht.“ Da die Schlüsse Verschiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone selbst verstieß, so nahmen einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, daß man diese Kapitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglassen sollte. Damit der König dieser anstößigen und seiner Würde nachteiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, so wollten sie die niederländische Nationalfreiheit vor schützen und den Namen der Republik zu diesem Eingriff in das Konzilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchsetzen lassen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholischen Mächten dieses Muster von Widersetzlichkeit geben und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so beflissen gewesen war¹⁾.

Graf Egmont in Spanien.

Dem König dieser Schlüsse wegen Vorstellungen zu tun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen

¹⁾ Watson, T. I. L. VII, 262; Strad., 102; Burg., 115.

und auf die Einziehung der beiden andern Ratsversammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von seiten der Mißbergnügten gegeben war; die Widerseßlichkeit des niederländischen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, diese Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den schlechten Zustand des Kriegswesens und der Finanzen in seinen niederländischen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Bestallung des Grafen wurde von dem Präsidenten Wiglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Kezerei und die Erschöpfung des Schazes. Auf die persönliche Überkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das übrige war der Beredsamkeit des Botschafters vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine so schöne Gelegenheit nicht von der Hand zu schlagen, um sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorstellungen, welche durch ihn an den König ergehen sollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung,“ sagte er, „welche der Präsident von unsern Beschwerden gemacht, ist weit unter der Wahrheit geblieben. Wie kann der König die schädlichsten Heilmittel anwenden, wenn wir ihm die Quellen des Übels verhehlen? Laßt uns die Zahl der Kezer nicht geringer angeben, als sie wirklich ist; laßt uns aufrichtig eingestehen, daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch so kleine Flecken davon wimmelt; laßt uns auch nicht bergen, daß sie die Strafbefehle verachten und wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit hegen. Wozu also noch diese Zurückhaltung? Aufrichtig dem König gestanden, daß die Republik in diesem Zustand nicht verharren kann! Der geheime Rat freilich wird anders urtheilen, dem eben diese allgemeine Zerrüttung willkommen heißt. Denn woher sonst diese schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, diese allgemeine Verderbnis der Richterstühle, als von seiner Habsucht, die durch nichts zu ersättigen ist? Woher diese Pracht, diese schändliche Üppigkeit jener Kreaturen, die wir aus dem Staube haben steigen sehen, wenn sie nicht durch Bestechung dazu gekommen sind? Hören wir nicht täglich von dem Volk, daß kein andrer Schlüssel sie eröffnen könne als Gold, und beweisen nicht ihre Trennungen untereinander selbst, wie schlecht sie von der Liebe zum Ganzen sich beherrschen lassen? Wie können Menschen zum allgemeinen Besten raten, die das Opfer ihrer eignen Leidenschaft sind? Meinen sie etwa, daß wir, die

Statthalter der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen Vitors mit unsern Soldaten zu Gebote stehen sollen? Laßt sie ihren Indulgenzen und Erlassungen Grenzen setzen, womit sie gegen diejenigen, denen wir sie versagen, so verschwenderisch sind. Niemand kann Verbrechen erlassen, ohne gegen das Ganze zu sündigen und das allgemeine Übel durch einen Beitrag zu vermehren. Mir, ich gestehe es, hat es niemals gefallen, daß die Geheimnisse des Staats und die Regierungsgeschäfte sich unter so viele Kollegien verteilen. Der Staatsrat reicht hin für alle; mehrere Patrioten haben dieses längst schon im stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt laut. Ich erkläre, daß ich für alle Übel, worüber Klage geführt wird, kein andres Gegenmittel weiß, als jene beiden Kammern in dem Staatsrat aufhören zu lassen. Dieses ist es, was man von dem König zu erhalten suchen muß, oder diese neue Gesandtschaft ist wiederum ganz zwecklos und unnütz gewesen.“ Und nun teilte der Prinz dem versammelten Senat den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieser neue Vorschlag eigentlich und am meisten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit seines Verdrusses. Die Gemütsbewegung war seinem schwächlichen Körper zu stark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens¹⁾.

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Räte zu Brüssel, ein Mann von alter Sitte und unbescholtener Redlichkeit, des Präsidenten vertrauester und würdigster Freund²⁾. Er machte zugunsten der oranischen Partei noch einige Zusätze zu der Ausfertigung des Gesandten, welche die Abschaffung der Inquisition und die Vereinigung der drei Kurien betrafen, nicht sowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil sie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präsidenten, der sich unterdessen von seinem Zufall wieder erholt hatte, Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm die Entlassung von seinem Posten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, seien vorüber; er wolle sich, nach dem Beispiel seines Vorgängers und Freundes Granvella, in die Stille des Privatlebens zurückziehen und dem Wankelmut des Glücks

¹⁾ Vit. Vigl., § 88, 89; Burg., 97—102.

²⁾ Vit. Vigl., § 89. Der nämliche, aus dessen Mémoires ich viele Aufschlüsse über diese Epoche geschöpft habe. Seine nachherige Abreise nach Spanien hat den Briefwechsel zwischen ihm und dem Präsidenten veranlaßt, der eines der schätzbarsten Dokumente für diese Geschichte ist.

zuborkommen. Sein Genius warne ihn vor einer stürmischen Zukunft, womit er sich nicht gern vermengen wollte¹⁾.

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1565 seine Reise nach Spanien an und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem seines Standes vor ihm widerfahren war. Alle kastilianischen Großen, vom Beispiel ihres Königs besiegt oder vielmehr seiner Staatskunst getreu, schienen ihren verjährten Groll gegen den flämischen Adel ausgezogen zu haben und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeugen zu gewinnen. Alle seine Privatgesuche wurden ihm von dem König bewilligt, ja, seine Erwartungen hierin sogar übertroffen, und während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieser gab ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zu dem niederländischen Volk und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt sei, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Kommission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nötig sei, den Provinzen die verlangte Religionsbuldung zu bewilligen? Da die mehresten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch hüdniger wiederholt: „Er verlange nicht zu wissen,“ hieß es, „ob er es dürfe, sondern, ob er es müsse?“ Als man das letzte verneinte, so erhob er sich von seinem Sitz und kniete vor einem Kreuzfize nieder. „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen,“ rief er aus, „daß du mich nie so tief mögest sinken lassen, ein Herr derer zu sein, die dich von sich stoßen!“ Und nach diesem Muster ohngefähr sielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Über den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendste Notwendigkeit konnte ihn vielleicht nötigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu sein, aber niemals, sie gesehlich zurückzunehmen oder nur zu beschränken. Egmont stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Reker täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muts und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Befenner zu

¹⁾ Burg., 103.

Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem König zwar nicht auf die Erde; aber sie wirkte etwas ganz anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Auftritte zu vermeiden und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, versiel er auf einen Ausweg und beschloß, daß die Hinrichtungen inskünftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeugen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen, wobei er insbesondere auch der Spottlibrei gedachte. Egmont beteuerte, daß das ganze nichts als ein Tafelscherz gewesen und nichts damit gemeint worden sei, was die Achtung gegen den Monarchen verletzete. Wüßte er, daß es einem einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so Schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern¹⁾.

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von 50000 Gulden und fügte noch die Versicherung hinzu, daß er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen Farnese von Parma mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterin, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeugen²⁾. Die verstellte Sanftmut des Königs und die Beteuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glückselig durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländischen Provinzen mit dem Ruhm ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrat zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. „Obgleich sein Entschluß in betreff der Glaubensedikte,“ lautete sie, „fest und unwandelbar sei, und er lieber tausend Leben verlieren als nur einen Buchstaben daran abändern wolle, so habe er doch, durch die Vorstellungen des Grafen von Egmont bewogen, auf der andern Seite keines von den gelinden Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch das Volk vor der heftigen Verderbnis bewahrt und jenen unabänderlichen Strafen entrißen werden könnte. Da er nun aus des Grafen Bericht vernommen, daß die vornehmste Ursache der bisherigen

¹⁾ Grot., VI; Hopper., 43, 44, 45; Strad., 104, 105, 106.

²⁾ Strad., 107.

Glaubensirrungeu in der Sittenverderbnis der niederländischen Geistlichkeit, dem schlechten Unterricht des Volks und der ver- wahrlosten Erziehung der Jugend zu suchen sei, so trage er ihr hiemit auf, eine besondre Kommission von drei Bischöfen und einigen der geschicktesten Theologen niederzusehen, deren Geschäft es wäre, sich über die nötige Reforme zu beratschlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus Argernis wankte oder aus Un- wissenheit in den Irrtum stürze. Weil er ferner gehört, daß die öffentlichen Todesstrafen der Ketzer diesen nur Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen Mute zu prahlen und den gemeinen Haufen durch einen Schein von Märtyrerruhm zu betören, so solle die Kommission Mittel in Vorschlag bringen, wie diesen Hinrich- tungen mehr Geheimnis zu geben und den verurteilten Ketzeru die Ehre ihrer Standhaftigkeit zu entreißen sei.“ Um aber ja gewiß zu sein, daß diese Privatsynode ihren Auftrag nicht über- schritte, so verlangte er ausdrücklich, daß der Bischof von Yperu, ein versicherter Mann und der strengste Eiferer für den katho- lischen Glauben, von den kommittierten Räten sein sollte. Die Beratschlagung sollte womöglich in der Stille und unter dem Schein, als ob sie die Einführung der Tridentischen Schlüsse zum Zweck hätte, vor sich gehen; wahrscheinlich, um den römischen Hof durch diese Privatsynode nicht zu beunruhigen und dem Geist der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung selbst sollte die Herzogin nebst einigen treugesinnten Staatsräten anwesend sein, und sodann ein schrift- licher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlassen werden. Zu ihren dringendsten Bedürfnissen schickte er ihr einstweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu seiner persönlichen Überkunft; erst aber mußte der Krieg mit den Türken geendigt sein, die man eben jetzt vor Malta erwartete. Die vor- geschlagene Vermehrung des Staatsrats und die Verbindung des geheimen Rats und Finanzrats mit demselben wurde ganz mit Stillschweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arschot, den wir als einen eifrigen Royalisten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. Viglius wurde der Präsidentenstelle im Geheimen Räte zwar entlassen, mußte sie aber demohngeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil sein Nachfolger, Karl Tisnaq, aus dem Konseil der niederländischen An- gelegenheiten in Madrid, so lange dort zurückgehalten wurde¹⁾.

¹⁾ Hopper., 44—46 und 60; Strad., 107, 151; Vit. Vigl. 45; Not. ad Vit. Vigl., 187; Burg., 105 sq., 119.

Geschärfte Religionsedikte. Allgemeine Widersehung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geschärfte Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen strafte, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift der Tridentischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt worden waren und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden, wie auch das Todesurteil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterschrieben. „Der Graf“ hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „ist durch spanische Künste überlistet worden. Eigenliebe und Eitelkeit haben seinen Scharfsinn geblendet; über seinem eignen Vorteil hat er das allgemeine Beste vergessen.“ Die Falschheit des spanischen Ministeriums lag jetzt offen da; dieses unredliche Verfahren empörte die Besten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei als Graf Egmont, der sich jetzt als das Spielwerk der spanischen Arglist erkannte und unwissenderweise an seinem Vaterland zum Verräter geworden war. „Diese scheinbare Güte also,“ beschwerte er sich laut und bitter, „war nichts als ein Kunstgriff, mich dem Spott meiner Mitbürger preiszugeben und meinen guten Namen zugrund zu richten. Wenn der König die Versprechungen, die er mir in Spanien getan, auf eine solche Art zu halten gesonnen ist, so mag Flandern übernehmen, wer will; ich werde durch meine Zurückziehung von Geschäften öffentlich dartun, daß ich an dieser Wortbrüchigkeit keinen Anteil habe.“ In der That konnte das spanische Ministerium schwerlich ein schicklicheres Mittel wählen, den Kredit eines so wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn seinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als einen, den es zum besten gehabt hatte, zur Schau stellte¹⁾.

Unterdessen hatte sich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem König sogleich übersendet ward. „Für den Religionsunterricht des Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und die Erziehung der Jugend sei bereits in den Tridentischen Schlüssen so viel Sorge getragen worden, daß es jetzt nur darauf ankomme, diese Schlüsse in die schleunigste Erfüllung zu bringen. Die kaiserlichen Edikte gegen die Ketzer dürfen durchaus keine Veränderung leiden; doch könne man den Gerichtshöfen ingeheim zu verstehen geben, nur die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger mit dem Tode zu bestrafen, zwischen den Sekten selbst einen Unterschied zu machen und dabei auf Alter, Rang,

¹⁾ Strad., 113.

Geschlecht und Gemüthscharakter der angeklagten Personen zu achten. Wenn es an dem wäre, daß öffentliche Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr in Flammen setzten, so würde vielleicht die unheldenhafte, weniger in die Augen fallende und doch nicht minder harte Strafe der Galeere am angemessensten sein, diese hohen Meinungen von Märthertum herunterzustimmen. Vergehungen des bloßen Mutwillens, der Neugierde und des Leichtsinns könnte man durch Geldbußen, Landesverweisung oder auch durch Leibesstrafen ahnden¹⁾.“

Während daß unter diesen Berathslagungen, die nun erst nach Madrid geschickt und von da wieder zurück erwartet werden mußten, unnütz die Zeit verstrich, ruhten die Prozeduren gegen die Sektierer oder wurden zum wenigsten sehr schläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Ministers Granvella hatte die Anarchie, welche in den obern Kurien herrschte und sich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgesinnungen des Adels, den Mut der Sekten erhoben und der Bekehrungswut ihrer Apostel freies Spiel gelassen. Die Inquisitionsrichter waren durch die schlechte Unterstützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholische Teil der Nation hatte sich von den Schlüssen der Tridentischen Kirchenversammlung sowie von Egmonts Gesandtschaft nach Spanien große Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und in der Aufrichtigkeit seines Herzens zu verbreiten nicht unterlassen hatte, gerechtfertigt zu sein schienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensprozeduren entwöhnt hatte, desto schmerzhafter mußte eine plötzliche und geschärfte Erneuerung derselben empfunden werden. Unter diesen Umständen langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Bischöfe und die letzte Anfrage der Oberstatthalterin beantwortet wurde.

„Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont,“ lautete es, „den mündlichen Äußerungen des Königs gegeben habe, so wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das mindeste an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünf und dreißig Jahren in den Provinzen ausgeschrieben habe. Diese Edikte, befehle er also, sollen fortan auf das strengste gehandhabt werden, die Inquisition von dem weltlichen Arm die tätigste Unterstützung erhalten, und die Schlüsse der Tridentischen Kirchenversammlung

¹⁾ Hopper., 49, 50; Burg., 110, 111.

unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen seiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Bischöfe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milde, welche sie darin in Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter der Individuen vorgeschlagen, indem er dafür halte, daß es seinen Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem schlechten Eifer und der Treulosigkeit der Richter allein seien die Fortschritte zuzuschreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von diesen es also künftig an Eifer würde ermangeln lassen, müsse seines Amtes entsetzt, und ein Besserer an seinen Platz gestellt werden. Die Inquisition solle, ohne Rücksicht auf etwas Menschliches, fest, furchtlos und von Leidenschaft frei ihren Weg wandeln und weder vor sich noch hinter sich schauen. Er genehmige alles, sie möge so weit gehen, als sie wolle, wenn sie nur das Argerniß vermiede¹⁾."

Dieser königliche Brief, dem die oranische Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeschrieben hat, verursachte die heftigsten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Äußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Absicht in Gesellschaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der spanischen Inquisition kam erneuert zurück, und mit ihr sahe man schon die ganze Verfassung zusammenstürzen. Schon hörte man Gefängnisse mauern, Ketten und Halseisen schmieden und Scheiterhaufen zusammentragen. Alle Gesellschaften sind mit diesen Gesprächen erfüllt, und die Furcht hält sie nicht mehr im Zügel. Es wurden Schriften an die Häuser der Edlen geschlagen, worin man sie, wie ehemals Rom seinen Brutus, aufforderte, die sterbende Freiheit zu retten. Weißende Pasquille erschienen gegen die neuen Bischöfe, Folterknechte, wie man sie nannte; die Klerisei wurde in Komödien verspottet, und die Lästerung verschonte den Thron so wenig als den römischen Stuhl²⁾.

Aufgeschreckt von diesen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräthe und Ritter zusammenrufen, um sich ihr Verhalten in dieser mißlichen Lage von ihnen bestimmen zu lassen. Die Meinungen waren verschieden, und heftig der Streit. Ungewiß zwischen Furcht und Pflicht zögerte man, einen Schluß zu fassen, bis der Greis Wiglius zuletzt aufstand und durch sein Urtheil die ganze Versammlung überraschte. — „Jetzt,“ sagte er, „dürfe man gar nicht daran denken, die königliche Verordnung bekannt zu machen, ehe man den Monarchen auf den Empfang vorbereitet habe, den sie jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach finden

¹⁾ Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacesant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burg., 118.

²⁾ Grot., 19; Burg., 122; Hopper., 61.

würde; vielmehr müsse man die Inquisitionsrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht zu mißbrauchen und ja ohne Härte zu verfahren.“ Aber noch mehr erstaunte man, als der Prinz von Oranien jetzt auftrat und diese Meinung bekämpfte. „Der Wille des Königs,“ sagte er, „sei zu klar und zu bestimmt 5 vorgetragen, sei durch zu viele Deliberationen befestigt, als daß man es noch weiterhin wagen könnte, mit seiner Vollstreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der sträflichsten Halsstarrigkeit auf sich zu laden.“ — „Den nehm' ich auf mich,“ fiel ihm Biglius in die Rede. „Ich stelle mich seiner Ungnade entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe seiner Niederlande damit erkaufen, so wird uns diese Widersegligkeit endlich noch bei ihm Dank erwerben.“ Schon fing die Regentin an, zu dieser Meinung hinüberzuwanken, als sich der Prinz mit Heftigkeit dazwischen warf. „Was,“ fiel er ein, „was haben die vielen Vorstellungen, die wir ihm getan, die vielen Briefe, die wir an ihn geschrieben, was hat die Gesandtschaft ausgerichtet, die wir noch kürzlich an ihn gesendet haben? Nichts — und was erwarten wir also noch? Wollen wir, seine Staatsräte allein, seinen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf unsre Gefahr einen 20 Dienst zu leisten, den er uns niemals danken wird?“ Unentschlossen und ungewiß schweigt die ganze Versammlung; niemand hat Mut genug, dieser Meinung beizupflichten, und ebensowenig, sie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtsamkeit der Regentin zu seinem Beistand gerufen, die 25 ihr jede Wahl untersagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorsams werden in die Augen leuchten, — womit aber, wenn sie so glücklich ist, diese Folgen durch einen weisen Ungehorsam zu verhüten, womit wird sich beweisen lassen, daß sie dieselben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt also von beiden Ratschlägen den traurigsten; es geschehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal siegte also die Faktion, und der einzige herzhafteste Freund der Regierung, der, seinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Mut hatte, war aus dem Felde geschlagen¹⁾. Diese 35 Sitzung machte der Ruhe der Oberstatthalterin ein Ende; von diesem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räte auseinander gingen, sagte der Prinz von Oranien zu einem, der zunächst bei ihm stand: „Nun,“ sagte er, 40 „wird man uns bald ein großes Trauerspiel geben²⁾.“

1) Burg., 123, 124; Meteren 76; Vit. Vigl., 45.

2) Die Geschichtschreiber der spanischen Partei haben nicht verabjäumt, Oranien's

Es erging also ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Plakate des Kaisers wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeschrieben worden, die Schlüsse der Tridentischen Kirchenversammlung wie die der neulich gehaltenen bischöflichen Synode in die genaueste Ausübung zu bringen, der Inquisition hilfreiche Hand zu leisten und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls auf Nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende solle ein jeder aus dem ihm untergeordneten Rat einen tüchtigen Mann auslesen, der die Provinzen fleißig durchreise und strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einschicken. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde eine Abschrift der Tridentischen Schlüsse nach dem spanischen Original zugesendet, mit dem Bedeuten, daß, im Falle sie den Beistand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diözesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sei denn, daß sie diese lieber von der Oberstatthalterin selbst annehmen wollten. Wegen diese

Betragen in dieser Ehung gegen ihn zeugen zu lassen und mit diesem Beweise von Unrechtheit über seinen Charakter zu triumphieren. Er, sagen sie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofes mit Worten und Thaten bestritten hat, solange sich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß sie durchgehen möchten, tritt jetzt zum erstenmal auf dessen Seite, da eine gewissenhafte Ausrichtung seiner Befehle ihm wahrscheinlicher Weise zum Nachtheil gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er getan, daß er seine Warnungen in den Wind geschlagen, um sich rühmen zu können: Das hab' ich vorher gesagt, jetzt er das Wohl seiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zusammenhang seines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchsetzung der Edikte für ein Übel gehalten; gleichwohl wird er jetzt auf einmal seinen Überzeugungen untreu und folgt einem entgegengesetzten Plan, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortbauern, die ihm den ersten vorgeschrieben, und bloß deswegen tut er dieses, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Also ist es ja am Tage, fahren seine Gegner fort, daß das Beste seines Volks weniger Gewalt über ihn hat als sein schlimmer Wille gegen den König. Um seinen Haß gegen diesen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Über ist es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieser Edikte aufopfert? oder, bestimmter zu reden, bringt er die Edikte zur Vollstreckung, wenn er auf ihre Bekantmachung bringt? Läßt sich nicht im Gegentheil mit weit mehr Wahrscheinlichkeit dartun, daß er jene allein durch diese hintertreiben kann? Die Nation ist in Gärung, und die erhigten Parteien werden aller Vermutung nach (denn fürchtet es nicht Biglius selbst?) einen Widerstand dagegen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. „Jetzt“, sagt Oranien, „hat meine Nation die nötige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Thronstempel zu kämpfen. Versäume ich diesen Zeitpunkt, so wird diese letztere Mittel finden, durch geheime Negotiationen und Rante zu erschleichen, was ihr durch offenebare Gewalt mißlang. Sie wird dasselbe Ziel, nur mit mehr Behutsamkeit und Schonung, verfolgen; aber die Extremität allein ist es, was meine Nation zu einem Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreißen kann.“ Also ist es klar, daß der Prinz nur seine Sprache in Absicht auf den König verändert, in Absicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Betragen sehr zusammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo sie ihren Urheber strafen wird? Handelt er gut an seinem Vaterlande, wenn er dem Unterdrücker desselben eine Übereilung erspart, durch die solches allein seine unvermeidlichen Schicksal entfliehen kann?

Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollstreckung nichts benommen sein sollte¹⁾.

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien aufs vollkommenste rechtfertigte. 5
Weinake alle Statthalter weigerten sich, ihnen Folge zu leisten, und droheten abzudanken, wenn man ihren Gehorsam würde erzwingen wollen. „Die Verordnung,“ schrieben sie zurück, „sei 10
auf eine ganz falsche Angabe der Sektierer gegründet²⁾. Die Gerechtigkeit entsetze sich vor der ungeheuren Menge der Opfer, die sich täglich unter ihren Händen häuften; 50= und 60000 Menschen aus ihren Distrikten in den Flammen unkommen zu lassen, sei kein Auftrag für sie.“ Gegen die Tridentischen Schlüsse 15
erklärte sich besonders die niedere Geistlichkeit, deren Unwissenheit und Sittenverderbnis in diesen Schlüssen aufs grausamste angegriffen war, und die noch außerdem mit einer so verhassten Reform bedrohet wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchste Interesse ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüsse 20
und das ganze Konzilium mit bittern Schmähungen an und streute den Samen des Aufruhrs in die Gemüter. Dasselbe Geschrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche gegen die neuen Bischöfe erhoben hatten. Dem Erzbischof von 25
Cambrah gelang es endlich, die Schlüsse, doch nicht ohne vielen Widerspruch, abkündigen zu lassen. Mehr Mühe kostete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbischöfe mit ihrer Geistlichkeit zerfallen waren, die, wie man sie beschuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als sich einer Sitten- 30
verbesserung unterziehen wollte³⁾.

Unter den Provinzen regte sich Brabant's Stimme am laute-
sten. Die Stände dieser Landschaft brachten ihr großes Privi-
legium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war,
einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie
sprach laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten 35

¹⁾ Strad., 114; Hopper., 53, 54; Burg., 115; Meteren, 77; Grot., 18.

²⁾ Die Anzahl der Kezer wurde von beiden Parteien sehr ungleich angegeben, je nachdem es das Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren oder zu verringern; und die nämliche Partei widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse änderte. War die Rede von neuen Anstalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquisitionsgerichte usw., so mußte der Anhang der Protestanten zahllos und unübersehblich sein. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Verordnungen zu ihrem Besten, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht werthte, um dieser wenigen schlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper., 62.

³⁾ Hopper., 55, 62; Strad., 115; Burg., 105; Meteren, 76, 77.

geschworen, und von den Bedingungen, unter welchen sie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüssel und Herzogenbusch protestierten feierlich in einer eignen Schrift, die sie an die Oberstatthalterin einschickten¹⁾. Diese, immer ungewiß, immer
 5 zwischen allen Parteien her- und hinüberwankend, zu mutlos, dem König zu gehorchen, und noch viel mutloser, ihm nicht zu gehorchen, läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider stimmen und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für sie die allermißlichste ist. Man will sich von neuem an den König
 10 nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieses Mittel für viel zu langsam; die Gefahr ist dringend, man muß dem Ungestüm nachgeben und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umständen anpassen. Die Statthalterin läßt endlich die Annalen von Brabant durchsuchen, um in der Instruktion des
 15 ersten Inquisitors, den Karl der Fünfte der Provinz vorgefetzt hatte, eine Vorschrift für den jetzigen Fall zu finden. Diese Instruktion ist derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat sich ja erklärt, daß er keine Neuerung einführe; also ist es erlaubt, die neuen Plakate mit jenen alten
 20 Verordnungen auszugleichen. Diese Auskunft tat zwar den hohen Forderungen der brabantischen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquisition angelegt hatten; aber den andern Provinzen gab sie das Signal zu ähnlichen Protestationen und gleich tapferm Widerstand. Ohne der Herzogin Zeit zu
 25 lassen, sich darüber zu bestimmen, entziehen sie eigenmächtig der Inquisition ihren Gehorsam und ihre Hilfsleistung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erst durch einen ausdrücklichen Befehl zu strenger Amtsführung aufgerufen, sehen sich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlassen, alles Ansehens und aller Unter-
 30 stützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Bescheid. Die Statthalterin, um alle Teile zu befriedigen, hatte es mit allen verдорben²⁾.

Während daß dieses zwischen dem Hofe, den Kurien und den Ständen geschah, durchlief ein allgemeiner Geist des Aufruhrs
 35 das Volk. Man fängt an, die Rechte des Untertans hervor-
 zuzufuchen und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So blödsinnig wären die Niederländer nicht,“ hört man viele und nicht sehr heimlich sagen, „daß sie nicht recht gut wissen sollten, was der Untertan dem Herrn, und der Herr dem Untertan schuldig sei,
 40 und daß man noch wohl Mittel würde auffinden können, Gewalt

¹⁾ Hopper., 63, 64; Strad., 115.

²⁾ Vit. Vigl. 46; Hopper., 64, 65; Strad., 115, 116; Burg., 150—154.

mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jetzt noch keinen Anschein dazu habe.“ In Antwerpen fand man sogar an mehreren Orten eine Schrift angeschlagen, worin der Stadtrat aufgefordert war, den König von Spanien, weil er seinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergericht zu Speier zu verklagen, da Brabant, als ein Teil des burgundischen Kreises, in dem Religionsfrieden von Passau und Augsburg mit begriffen sei. Die Calvinisten stellten um eben diese Zeit ihr Glaubensbekenntnis an das Licht und erklärten in einer Rede, die an den König gerichtet war, daß sie, ob sie gleich gegen Hunderttausend stark wären, dennoch sich ruhig verhielten und alle Landesaufgaben gleich den übrigen trügen, woraus erhelle, setzten sie hinzu, daß sie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man streut freie, gefährliche Schriften ins Publikum, die die spanische Tyrannei mit den gehässigsten Farben malen, die Nation an ihre Privilegien und gelegentlich auch an ihre Kräfte erinnern¹⁾.

Die Kriegsrüstungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunschweig, um eben diese Zeit (niemand wußte, zu welchem Ende) in der Nachbarschaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu bestärken, als ob die Inquisition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden sollte. Viele von den angesehensten Kaufleuten sprachen schon laut davon, sie wollten ihre Häuser und Güter verlassen, um die Freiheit, die ihnen hier entrissen würde, in einer andern Weltgegend aufzusuchen; andere sahen sich nach einem Anführer um und ließen sich Winke von gewalttätiger Widersetzung und fremder Hilfe entfallen²⁾.

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberaten und ohne Stütze zu sein, mußte die Statthalterin auch von dem einzigen noch verlassen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu stürzen. „Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden,“ schrieb ihr Wilhelm von Oranien, „sei es jetzt schlechterdings unmöglich, den Befehlen des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf bestanden, so müsse er sie bitten, seine Stelle mit einem andern zu besetzen, der den Absichten Sr. Majestät mehr entspräche und

¹⁾ Die Regentin nannte dem König eine Zahl von 5000 solcher Schriften. Strad., 117. Es ist merkwürdig, was für eine große Rolle die Buchdruckerkunst und Publizität überhaupt bei dem niederländischen Aufruhr gespielt hat. Durch dieses Organ sprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähschriften, welche größtenteils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterscheidende Charakter der meisten damaligen protestantischen Parteischriften war, fanden sich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich verteidigten.

²⁾ Hopper., 61, 62; Strad., 117, 119; Meteren, 77; A. G. d. v. N., III. 60.

mehr als er über die Gemüter der Nation vermöchte. Der Eifer, den er bei jeder andern Gelegenheit im Dienst der Krone bewiesen, werde, wie er hoffe, seinen jetzigen Schritt vor jeder schlimmen Auslegung sicherstellen; denn so, wie nunmehr die
5 Sachen stünden, bleibe ihm keine andre Wahl, als entweder dem König ungehorsam zu sein, oder seinem Vaterland und sich selbst zum Nachteil zu handeln.“ Von dieser Zeit an trat Wilhelm von Dranien aus dem Staatsrat, um sich in seine Stadt Breda zu begeben, wo er in beobachtender Stille,
10 doch schwerlich ganz müßig, der Entwicklung entgegen sah. Seinem Beispiele folgt der Graf von Hoorne¹⁾; nur Egmont, immer ungewiß zwischen der Republik und dem Throne, immer in dem eiteln Versuche sich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorsamen Untertan zu vereinen, Egmont, dem die
15 Gunst des Monarchen weniger entbehrlich und also auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von sich erhalten, die Saaten seines Glücks zu verlassen, die an dem Hofe der Regentin jetzt eben in voller Blüte standen. Die Entfernung des Prinzen von Dranien, dem die Not sowohl als sein überlegener Ver-
20 stand allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Geistern bei kleinen Seelen nicht entstehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke gerissen, von welcher Graf Egmont, vermöge einer Sympathie, die zwischen der feigen und gut-
herzigen Schwäche sehr leicht gestiftet wird, einen unum-
35 schränkten Besitz nahm. Da sie ebensoviele fürchtete, durch ein ausschließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als sie bange war, dem König durch ein zu enges Verständnis mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, so konnte sich ihrem Vertrauen jetzt schwerlich ein bes-
30 serer Gegenstand anbieten als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht so recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

¹⁾ Hopper., 67.

Drittes Buch.

Verschwörung des Adels.

(1565.) Bis jetzt, scheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunsch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorne und ihrer Freunde gewesen. Der wahre Vorteil des Königs, ihres Herrn, hatte sie ebensowohl als das gemeine Beste geleitet; ihre Bestrebungen wenigstens und ihre Handlungen hatten ebensowenig mit jenem als mit diesem gestritten. Es war noch nichts geschehen, was sich nicht mit der Treue gegen ihren Fürsten vertrug, was ihre Absichten verdächtig machte oder den Geist der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was sie getan hatten, hatten sie als verpflichtete Glieder eines Freistaats getan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Ratgeber des Königs, als Menschen von Rechtsschaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen sie die Anmaßungen des Hofes bestritten, waren Vorstellungen, bescheidene Klagen, Bitten gewesen. Nie hatten sie sich von dem gerechtesten Eifer für ihre gute Sache so weit hinreißen lassen, die Klugheit und Mäßigung zu verleugnen, welche von der Parteisucht sonst so leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten diese Stimme der Klugheit, nicht alle verharren in diesen Grenzen der Mäßigung.

Währenddem, daß man im Staatsrat die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beistand aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Lust machten, setzte sich ein Teil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigsten dazu aufgefordert schien, und auf den man am wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels ins Gedächtnis zurück, von welcher oben gesagt worden, daß Philipp bei seinem Regierungsantritt nicht für nötig

erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der größte Teil derselben hatte, einer weit dringenden Ursache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigne Hilfe nicht mehr emporzarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres als ihren Stolz beleidigt; in diesen Bettlern hatte er sich ebensoviele müßige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Taten, ebensoviele schadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmut sie nicht zugleich verließ, so wucherten sie jetzt notgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräußern gewesen war, mit ihrem Adel und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen, und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem solchen Zeitlauf oder in keinem für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protektion. Mit einem Selbstgeföhle, dem sie um so mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverän und dem Bürger und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie als auf ihre letzte Stütze wartete, zu Hilfe zu eilen. Diese Idee war nur insoweit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Anteil hatte; aber die Vorteile, die sie von dieser Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein großer Teil des niederländischen Reichtums sich befand, und welche die unangefochtene Übung ihrer Religion für keinen Preis zu teuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müßig am Markte stand, und welche niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichtums würden herabgesehen haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Kredit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde ließen sie sich's auf das eifrigste angelegen sein, sich genau an sie anzuschließen, die Gefinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohe Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten und, was das wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhilfe und schimmernde Versprechungen ihre Armut zu dingen¹⁾. Wenige darunter waren so ganz unwichtig,

¹⁾ Strad., 52.

daß sie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtschaft mit Höhern, einigen Einfluß besaßen, und alle zusammen, wenn es glückte, sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Sekte oder waren ihr doch im stillen gewogen; aber auch diejenigen 5 unter ihnen, welche eifrig katholisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die Trientischen Schlüsse und die Inquisition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeisichwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der 10 Republik etwas vorstellen konnten.

Aber so viel sich von einer Vereinigung dieser Menschen versprechen ließ, so grundlos und lächerlich wäre es gewesen, irgend eine Hoffnung auf einen einzelnen unter ihnen zu gründen; und es war nicht so gar leicht, diese Vereinigung zu 15 stiften. Sie nur miteinander zusammenzubringen, mußten sich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel schlagen, und glücklicherweise fanden sich diese. Die Vermählungsfeier des Herrn Montigny, eines von den niederländischen Großen, wie auch die des Prinzen 20 Alexanders von Parma, welche um diese Zeit in Brüssel vor sich gingen, versammelten einen großen Teil des niederländischen Adels in dieser Stadt. Verwandte fanden sich bei dieser Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wurden geschlossen, und alte erneuert; die allgemeine Not des Landes 25 ist das Gespräch, Wein und Fröhlichkeit schließen Mund und Herzen auf; es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Diese zufälligen Zusammenkünfte bringen bald absichtliche hervor; aus öffentlichen Gesprächen werden geheime. Es muß sich fügen, daß um diese Zeit zwei deutsche 30 Baronen, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beistand zu erwecken¹⁾. Schon einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Nassau gleiche Angelegenheiten persönlich an verschiedenen deutschen Höfen be- 35 trieben²⁾. Einige wollen sogar geheime Geschäftsträger des Admirals Coligny um diese Zeit in Brabant gesehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird.

Wenn ein politischer Augenblick dem Versuch einer Neuerung günstig war, so war es dieser. Ein Weib am Ruder des Staats;

¹⁾ Burg., 150; Hopper., 67, 68.

²⁾ Und umsonst war auch der Prinz von Oranien nicht so plötzlich aus Brüssel verschwunden, um sich bei der Römischen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zusammenkunft so vieler deutscher Fürsten mußte eine Negociation sehr begünstigen. Strad., 84.

die Provinzstatthalter verdrossen und zur Nachsicht geneigt; einige Staatsräte ganz außer Wirksamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen schon längst über die zurückgehaltene Zahlung schwürig und zu oft schon durch falsche Versprechungen betrogen, um sich durch neue Locken zu lassen; diese Truppen noch außerdem von Offizieren angeführt, welche die Inquisition von Herzen verachteten und erröten haben würden, nur das Schwert für sie zu heben; kein Geld im Schatze, um geschwind genug neue Truppen zu werben, und ebensowenig, um auswärtige zu mieten. Der Hof zu Brüssel wie die drei Ratsversammlungen durch innre Zwietracht geteilt und durch Sitzenlosigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; sein Anhang gering in den Provinzen, unsicher und mutlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwei Dritteile des Volks gegen das Papsttum aufgeregt und nach Veränderung lüstern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß diese Blöße von ihren Feinden so gut gekannt war¹⁾!

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen Ludwig von Nassau und Heinrich Brederoden, beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. Ludwig von Nassau, des Prinzen von Dranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten, auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studierte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingesogen und bei seiner Zurückkunft nicht versäumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterland Anhänger zu werben. Der republikanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß gegen alles, was spanisch hieß, der jede seiner Handlungen beseelte und ihn auch nur mit seinem letzten Atem verließ. Papsttum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüte nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das andre verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments

¹⁾ Grot., 19; Burg., 154.

und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche sich der ältere zu seinem Ziele wand. Ein kalter gefaßner Blick führte diesen langsam, aber sicher zum Ziele; eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das alles vor ihm her niederwarf, zwang der andere zuweilen das Glück und beschleunigte noch öfter das Unglück. Darum war Wilhelm ein Feldherr, und Ludwig nie mehr als ein Abenteurer, ein zuverlässiger nervigter Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. Ludwigs Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im Drang der Not geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Biane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveräne Fürsten beherrscht hatten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Volke teuer, unter welchem das Andenken seiner vormaligen Herren noch unvergessen lebte und um so werter gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieser angererbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu statten, der den Ruhm seiner Vorfahren stets auf der Zunge trug und um so lieber unter den verfallnen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je trostloser der Blick war, den er auf seinen jetzigen Zustand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeschlossen, wozu ihm die hohe Meinung von sich selbst und der Adel seines Geschlechts einen gegründeten Anspruch zu geben schien (eine Schwadron leichter Reuter war alles, was man ihm anvertraute), haßte er die Regierung und erlaubte sich, ihre Maßregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er sich das Volk. Auch er begünstigte im stillen das evangelische Bekenntnis; weniger aber, weil seine bessere Überzeugung dafür entschieden, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk als Beredsamkeit und mehr Dreistigkeit als Mut; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über sie erhaben war. Ludwig von Nassau glühte für die Sache, die er beschützte, Brederode für den Ruhm, sie beschützt zu haben; jener begnügte sich, für seine Partei zu handeln; dieser mußte an ihrer Spitze stehen. Niemand taugte besser zum Vortänzer einer Empörung, aber schwerlich konnte sie einen schlimmeren Führer haben. So verächtlich im Grunde seine Drohungen waren, so viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen

Hausens ihnen geben, wenn es diesem einfiel, einen Prätendenten in seiner Person aufzustellen. Seine Ansprüche auf die Besitzungen seiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name schon genug. Eine Broschüre, die sich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferstück, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahlerische Handschrift:

Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
Gloria, virtutem non unica pagina claudit¹⁾.

(1565.) Außer diesen beiden traten von dem vornehmsten niederländischen Adel noch der junge Graf Karl von Mansfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigsten Royalisten gefunden haben, der Graf von Kuilemburg, zwei Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Toulouse, Philipp von Marnix, Herr von S. Aldegonde, nebst mehreren andern zu dem Bund, der um die Mitte des Novembers i. J. 1565, im Hause eines gewissen von Hammes, Wappenkönigs vom goldnen Bliese²⁾, zustande kam. Sechs Menschen³⁾ waren es, die hier das Schicksal ihres Vaterlands, wie jene Eidgenossen einst die schweizerische Freiheit, entschieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen selbst nie zugute kommen sollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerst seinen Namen setzte.

„Nachdem gewisse übelgesinnte Personen, unter der Larve eines frommen Eifers, in der That aber nur aus Antriebe ihres Geizes und ihrer Herrschbegierde, den König, unsern gnädigsten Herrn, verleitet haben, das verabscheuungswürdige Gericht der Inquisition in diesen Landschaften einzuführen (ein Gericht, das allen menschlichen und göttlichen Gesetzen zuwiderläuft und alle barbarischen Anstalten des blinden Heidentums an Unmenschlichkeit hinter sich läßt, das den Inquisitoren jede andre Gewalt unterwürdig macht, die Menschen zu einer immertwährenden Knechtschaft erniedrigt und durch seine Nachstellungen den rechtschaffensten Bürger einer ewigen Todesangst aussetzt, so daß es einem Priester, einem treulosen Freund, einem Spanier, einem schlechten

¹⁾ Burg., 851, 352; Grot., 20.

²⁾ Eines eifrigen Calvinisten und des fertigsten Werbers für den Bund, der sich beihmte, gegen 2000 Gde dazu berebet zu haben. Strad., 118.

³⁾ Burg., 156; Strad., 118 nennt ihrer neun; A. W. d. v. N., III. Bd., 57, nennt elf.

Kerk überhaupt freisteht, sobald er nur will, und wen er will, bei diesem Gericht anzuklagen, gefangensetzen, verdammen und hinrichten zu lassen, ohne daß es diesem vergönnt sei, seinen Ankläger zu erfahren, oder Beweise von seiner Unschuld zu führen), so haben wir Endesunterschriebene uns verbunden, über die Sicherheit unsrer Familien, unsrer Güter und unsrer eignen Person zu wachen. Wir verpflichten und vereinigen uns zu dem Ende durch eine heilige Verbrüderung und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der Einführung dieses Gerichts in diesen Ländern nach unsern besten Kräften zu widersetzen, man versuche es heimlich oder öffentlich, und unter welchem Namen man auch wolle. Wir erklären zugleich, daß wir weit entfernt sind, gegen den König, unsern Herrn, etwas Gesehwidriges damit zu meinen; vielmehr ist es unser aller unveränderlicher Vorsatz, sein königliches Regiment zu unterstützen und zu verteidigen, den Frieden zu erhalten und jeder Empörung nach Vermögen zu steuern. Diesem Vorsatz gemäß haben wir geschworen und schwören jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten und ihrer mit Worten und Taten zu schonen, des Zeuge sei der allmächtige Gott!

„Weiter geloben und schwören wir, uns wechselsweis, einen den andern, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen welchen Angriff es auch sei, zu schützen und zu verteidigen, angehend die Artikel, welche in diesem Kompromisse verzeichnet sind. Wir verpflichten uns hiemit, daß keine Anklage unsrer Verfolger, mit welchem Namen sie auch ausgeschmückt sein möge, sie heiße Rebellion, Aufstand oder auch anders, die Kraft haben soll, unsern Eid gegen den, der beschuldigt ist, aufzuheben oder uns unsers Versprechens gegen ihn zu entbinden. Keine Handlung, welche gegen die Inquisition gerichtet ist, kann den Namen der Empörung verdienen. Wer also um einer solchen Ursache willen in Verhaft genommen wird, dem verpflichten wir uns hier, nach unserm Vermögen zu helfen und durch jedes nur immer erlaubte Mittel seine Freiheit wieder zu verschaffen. Hier wie in allen übrigen Regeln unsers Verhaltens, sonderlich aber gegen das Gericht der Inquisition, ergeben wir uns in das allgemeine Gutachten des Bundes oder auch in das Urtheil derer, welche wir einstimmig zu unsern Ratgebern und Führern ernennen werden.

„Zum Zeugnis dessen und zu Bestätigung dieses Bundes berufen wir uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, Schöpfers von Himmel und Erde und allem, was darinnen ist, der die Herzen prüft, die Gewissen und die Gedanken, und kennt die Reinigkeit der unsrigen. Wir bitten ihn um den Beistand seines heiligen Geistes, daß Glück und Ehre unser Vorhaben

kröne, zur Verherrlichung seines Namens und unserm Vaterlande zum Segen und ewigen Frieden“¹⁾).

Dieser Kompromiß wurde sogleich in mehrere Sprachen über-
 5 setzt und schnell durch alle Provinzen zerstreut. Jeder von den
 Beshwornen trieb, was er an Freunden, Verwandten, An-
 hängern und Dienstleuten hatte, zusammen, um dem Bunde schnell
 eine Masse zu geben. Große Gastmahle wurden gehalten, welche
 ganze Tage lang dauerten — unwiderstehliche Versuchungen für
 10 eine sinnliche, lüsterne Menschenart, bei der das tiefste Elend den
 Hang zum Wohlleben nicht hatte ersticken können. Wer sich da
 einfand, und jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende
 Freundschaftsversicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt,
 durch das Beispiel fortgerissen und überwältigt durch das Feuer
 einer wilden Beredsamkeit. Vielen führte man die Hand zum
 15 Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde gescholten, der Verzagte
 bedroht, der Treugesinnte überschrien; manche darunter wußten
 gar nicht, was es eigentlich war, worunter sie ihre Namen schrie-
 ben, und schämten sich, erst lange darnach zu fragen. Der all-
 gemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; viele trieb bloßer
 20 Leichtsinn zu der Partei, eine glänzende Kameradschaft lockte die
 Geringen, den Furchtsamen gab die große Anzahl ein Herz. Man
 hatte die List gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von
 Oranien, der Grafen von Egmont, von Hoorne, von
 Meghem und anderer fälschlich nachzumachen, ein Kunstgriff, der
 25 dem Bund viele Hunderte gewann. Besonders war es auf die
 Offiziere der Armee dabei abgesehen, um sich auf alle Fälle von
 dieser Seite zu decken, wenn es zu Gewalttätigkeiten kommen
 sollte. Es glückte bei vielen, vorzüglich bei Subalternen, und
 Graf Brederode zog auf einen Fähdrich, der sich bedenken
 30 wollte, sogar den Degen. Menschen aus allen Klassen und
 Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unter-
 schied, katholische Priester selbst gesellten sich zu dem Bunde. Die
 Beweggründe waren nicht bei allen dieselben, aber ihr Vorwand
 war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der
 35 Inquisition und Milderung der Edikte zu tun; die Protestanten
 zielten auf eine uneingeschränkte Gewissensfreiheit. Einige ver-
 wegnere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde als einen
 gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Regierung, und die Dürf-
 40 tigsten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die
 allgemeine Zerrüttung²⁾).

¹⁾ Burg., 156—159; Strad., 118.

²⁾ Strad., 119; Burg., 159—161.

Ein Abschiedsmahl, welches um eben diese Zeit den Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda und kurz darauf in Hoogstraeten gegeben wurde, zog viele vom ersten Adel nach beiden Plätzen, unter denen sich schon mehrere befanden, die den Kompromiß bereits unterschrieben hatten. Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorne und von Meghem fanden sich bei diesem Gastmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne selbst einen Anteil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eigenen Sekretären und einige Dienstleute der andern demselben öffentlich beigetreten waren. Bei diesem Gastmahle nun erklärten sich schon Dreihundert für den Kompromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob man sich bewaffnet oder unbewaffnet, mit einer Rede oder Bittschrift an die Oberstatthalterin wenden sollte. Hoorne und Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weise befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Bescheidenheit und Unterwerfung entschieden, eben dadurch aber der Beschuldigung Raum gaben, daß sie das Unterfangen der Verschwornen auf eine nicht sehr versteckte Weise in Schutz genommen hätten. Man beschloß also, unbewaffnet und mit einer Bittschrift einzukommen, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel zusammentreffen wollte¹⁾.

Der erste Wink von dieser Verschwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen von Meghem gleich nach seiner Zurückkunft gegeben. „Es werde eine Unternehmung geschmiedet,“ ließ er sich verlauten, „drehundert vom Adel seien darein verwickelt, es gelte die Religion, die Teilnehmer halten sich durch einen Eidschwur verpflichtet, sie rechnen sehr auf auswärtigen Beistand, bald werde sie das weitere erfahren.“ Mehr sagte er ihr nicht, so nachdrücklich sie auch in ihn drang. „Ein Edelmann habe es ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, und er habe ihm sein Ehrenwort verpfändet.“ Eigentlich war es wohl weniger diese Delikatesse der Ehre als vielmehr der Widerwille gegen die Inquisition, um die er sich nicht gern ein Verdienst machen wollte, was ihn abhalten mochte, sich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Abschrift des Kompromisses, wobei er ihr auch die Namen der Verschwornen bis auf einige wenige nannte. Fast zu gleicher Zeit schrieb ihr der Prinz von Oranien: „es werde, wie er höre, eine Armee geworben, vierhundert Offiziere seien bereits ernannt, und zwanzigtausend Mann würden

¹⁾ Burg., 150, 166

mit nächstem unter den Waffen erscheinen.“ So wurde das Gerücht durch immer neue Zusätze absichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte sich die Gefahr¹⁾.

Die Oberstatthalterin, vom ersten Schrecken dieser Zeitung betäubt und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zusammen, wer aus dem Staatsrat soeben in Brüssel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen von Oranien nebst dem Grafen von Hoorne in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlassenen Stellen im Senat wieder einzunehmen. Ehe diese noch ankommen, beratschlagt sie sich mit Egmont, Meghem und Berlaymont, was in dieser mißlichen Lage zu beschließen sei. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen oder der Nothwendigkeit weichen und den Verschwornen ihr Gesuch bewilligen, oder ob man sie durch Versprechungen und eine scheinbare Nachgiebigkeit so lange hinhalten solle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltensregeln aus Spanien zu holen und sich mit Geld und Truppen zu versehen. Zu dem ersten fehlte das nötige Geld und das ebenso nötige Vertrauen in die Armee, die von den Verschwornen vielleicht schon gewonnen war. Das zweite würde von dem König nimmermehr gebilligt werden und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben als niederzuschlagen; da im Gegenteil eine wohlangebrachte Geschmeidigkeit und eine schnelle unbedingte Vergebung des Geschehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege ersticken würde. Letztere Meinung wurde von Meghem und Egmont behauptet, von Berlaymont aber bestritten. „Das Gerücht habe übertrieben,“ sagte dieser; „unmöglich könne eine so furchtbare Waffenrüstung so geheim und mit solcher Geschwindigkeit vor sich gegangen sein. Ein Zusammenlauf etlicher schlechten Leute, von zwei oder drei Enthusiasten aufgehetzt, nichts weiter. Alles würde ruhen, wenn man einige Köpfe abgeschlagen hätte.“ Die Oberstatthalterin beschließt, das Gutachten des versammelten Staatsrats zu erwarten; doch verhält sie sich in dieser Zwischenzeit nicht müßig. Die Festungswerke in den wichtigsten Plätzen werden besichtigt, und wo sie gelitten haben, wiederhergestellt; ihre Botschafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirksamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs aufs neue in Umlauf zu bringen und in ihrem äußerlichen Betragen die Festigkeit und den Gleichmut zu zeigen,

¹⁾ Hopper., 69, 70; Burg., 166, 167.

ber den Angriff erwartet und nicht das Ansehen hat, ihm zu erliegen¹⁾.

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Auffassung des Kompromisses, versammelte sich der ganze Staatsrat in Brüssel. Zugewen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arschot, die Grafen von Egmont, von Bergen, von Meghem, von Artemberg, von Hoorne, von Hoogstraeten, von Berlaymont und andre, die Herren von Montigny und Hachicourt, alle Ritter vom goldenen Bliese nebst dem Präsidenten Viglius, dem Staatsrat Bruggelles und den übrigen Assessoren des geheimen Konsiliums²⁾. Hier brachte man schon verschiedene Briefe zum Vorschein, die von dem Plan der Verschwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberstatthalterin sich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der sie nicht unterließen, jetzt Gebrauch zu machen und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieser Gelegenheit zur Sprache kommen zu lassen. Man erlaubte sich bittere Beschwerden gegen den Hof selbst und gegen die Regierung. „Erst neulich,“ ließ sich der Prinz von Oranien heraus, „schickte der König vierzigtausend Goldgulden an die Königin von Schottland, um sie in ihren Unternehmungen gegen England zu unterstützen — und seine Niederlande läßt er unter ihrer Schuldenlast erliegen. Aber der Unzeit dieser Subsidien und ihres schlechten Erfolges³⁾ nicht einmal zu gedenken, warum weckt er den Zorn einer Königin gegen uns, die uns als Freundin so wichtig, als Feindin aber so fürchterlich ist?“ Auch konnte der Prinz bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Haß anzuspielen, den der König gegen die Nassauische Familie und gegen ihn insbesondere hegen sollte. „Es ist am Tage,“ sagt er, „daß er sich mit den Erbfeinden meines Hauses beratschlagt hat, mich, auf welche Art es sei, aus dem Wege zu schaffen, und daß er mit Ungeduld nur auf eine Veranlassung dazu wartet.“ Sein Beispiel öffnete auch dem Grafen von Hoorne und noch vielen andern den Mund, die sich mit leidenschaftlicher Hestigkeit über ihre eignen Verdienste und den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte Mühe, den Tumult zu stillen und die Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Gegenstand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß sie sich mit einer Bittschrift an den Hof wenden würden,

1) Strad., 120; Burg., 168, 169.

2) Hopper., 71, 72; Burg., 173.

3) Das Geld war in die Hände der Königin Elisabeth gefallen.

zulassen sollte oder nicht? Der Herzog von Urschot, die Grafen von Uremberg, von Meghem und Berlaymont verneinten es. „Wozu fünfhundert Menschen,“ sagte der letztere, „um eine kleine Schrift zu überreichen? Dieser Gegensatz der Demut
 5 und des Trozes bedeutet nichts Gutes. Laßt sie einen achtungswürdigen Mann aus ihrer Mitte ohne Pomp, ohne Anmaßung zu uns schicken und auf diesem Weg ihr Anliegen vor uns bringen. Sonst verschließe man ihnen die Tore oder beobachte sie, wenn man sie doch einlassen will, auf das Strengste und strafe die
 10 erste Kühnheit, deren sich einer von ihnen schuldig macht, mit dem Tode.“ Der Graf von Mansfeld, dessen eigener Sohn unter den Verschwornen war, erklärte sich gegen ihre Partei; seinem Sohn hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bund nicht entsagte. Auch die Grafen von Meghem und Uremberg trugen Bedenken, die Bittschrift anzunehmen; der Prinz
 15 von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorne, von Hoogstraeten und mehrere stimmten mit Nachdruck dafür. „Die Verbundenen,“ erklärten sie, „wären ihnen als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre bekannt; ein großer Teil unter
 20 denselben stehe mit ihnen in Verhältnissen der Freundschaft und der Verwandtschaft, und sie getrauen sich, für ihr Betragen zu gewähren. Eine Bittschrift einzureichen, sei jedem Untertan erlaubt; ohne Ungerechtigkeit könne man einer so ansehnlichen Gesellschaft ein Recht nicht verweigern, dessen sich der niedrigste
 25 Mensch im Staat zu erfreuen habe.“ Man beschloß also, weil die meisten Stimmen für diese Meinung waren, die Verbundenen zuzulassen, vorausgesetzt, daß sie unbewaffnet erschienen und sich mit Bescheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Ratsglieder hatten den größten Teil der Zeit weggenommen, daß
 30 man die fernere Beratschlagung auf eine zweite Sitzung verschieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward¹⁾.

Um den Hauptgegenstand nicht, wie gestern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal sogleich zum Ziele. „Brederoode,“ sagte sie, „wird, wie unsre Nachrichten
 35 lauten, im Namen des Bundes um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edikte bei uns einkommen. Das Urtheil meines Senats soll mich bestimmen, was ich ihm antworten soll; aber ehe Sie Ihre Meinungen vortragen, vergönnen Sie mir, etwas Weniges voranzuschicken. Man sagt mir, daß es viele,
 40 auch selbst unter Ihnen gebe, welche die Glaubensedikte des Kaisers, meines Vaters, mit öffentlichem Tadel angreifen und

¹⁾ Strad., 121, 122.

sie dem Volk als unmenschlich und barbarisch abschildern. Nun frage ich Sie selbst, Ritter des Blieses, Räte Seiner Majestät und des Staats, ob Sie nicht selbst Ihre Stimmen zu diesen Edikten gegeben, ob die Stände des Reichs sie nicht als rechtskräftig anerkannt haben? Warum tadelt man jetzt, was man 5
ehemals für recht erklärte? Etwa darum, weil es jetzt mehr als jemals notwendig geworden? Seit wann ist die Inquisition in den Niederlanden etwas so Ungewöhnliches? Hat der Kaiser sie nicht schon vor sechzehn Jahren errichtet, und worin soll sie 10
grausamer sein als die Edikte? Wenn man zugibt, daß diese letztere das Werk der Weisheit gewesen, wenn die allgemeine Beistimmung der Staaten sie geheiligt hat — warum diesen Widerwillen gegen jene, die doch weit menschlicher ist als die 15
Edikte, wenn diese nach dem Buchstaben beobachtet werden? Reden Sie jetzt frei, ich will Ihr Urtheil damit nicht besangen haben; aber Ihre Sache ist es, dahin zu sehen, daß nicht Leidenschaft es lenke¹⁾.“

Der Staatsrat war in zwei Meinungen geteilt, wie immer; aber die wenigen, welche für die Inquisition und die buchstäbliche 20
Vollstreckung der Edikte sprachen, wurden bei weitem von der Gegenpartei überstimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte der Himmel,“ fing er an, „man hätte meine Vorstellungen des Nachdenkens wert geachtet, solange sie noch entfernte 25
Besürchtungen waren, so würde man nie dahin gebracht worden sein, zu den äußersten Mitteln zu schreiten, so würden Menschen, die im Irrtum lebten, nicht durch eben die Maßregeln, die man anwendete, sie aus demselben herauszuführen, tiefer 30
darein versunken sein. Wir alle, wie Sie sehen, stimmen in dem Hauptzweck überein. Wir alle wollen die katholische Religion außer Gefahr wissen; kann dieses nicht ohne Hilfe der Inquisition bewerkstelligt werden, wohl, so bieten wir Gut 35
und Blut zu ihren Diensten an; aber eben das ist es, wie Sie hören, worüber die meisten unter uns ganz anders denken.

„Es gibt zweierlei Inquisitionen. Der einen macht sich der römische Stuhl an, die andere ist schon seit undenklichen Zeiten 35
von den Bischöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und leicht gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerspruch finden, und die vermehrte Anzahl der Bischöfe wird sie hinreichend machen. Wozu denn also die erste, deren bloßer Name 40
alle Gemüther in Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren

¹⁾ Strad., 123, 124.

ihrer, warum soll sie gerade uns aufgedrungen sein? Vor
 Luthern hat sie niemand gekannt; der Kaiser war der erste, der
 sie einführte; aber dies geschah zu einer Zeit, als an geistlichen
 Aufsehern Mangel war, die wenigen Bischöfe sich noch außer-
 dem lässig zeigten, und die Sittenlosigkeit der Klerisei sie von
 dem Richteramt ausschloß. Jetzt hat sich alles verändert; jetzt
 zählen wir ebenso viele Bischöfe, als Provinzen sind. Warum
 soll die Regierungskunst nicht den Geist der Zeiten begleiten?
 Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir sehen den Wider-
 willen des Volks, den wir suchen müssen zu besänftigen, wenn
 er nicht in Empörung ausarten soll. Mit dem Tode Pius des
 Vierten ist die Vollmacht der Inquisitoren zu Ende gegangen;
 der neue Papst hat noch keine Bestätigung geschickt, ohne die
 es doch sonst noch keiner gewagt hat, sein Amt auszuüben. Jetzt
 also ist die Zeit, wo man sie suspendieren kann, ohne jemandes
 Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquisition urteile, gilt auch von den
 Edikten. Das Bedürfnis der Zeiten hat sie erzwungen, aber
 jene Zeiten sind ja vorbei. Eine so lange Erfahrung sollte uns
 endlich überwiesen haben, daß gegen Kezerei kein Mittel weniger
 fruchtet als Scheiterhaufen und Schwert. Welche unglaubliche
 Fortschritte hat nicht die neue Religion nur seit wenigen Jahren
 in den Provinzen gemacht, und wenn wir den Gründen dieser
 Vermehrung nachspüren, so werden wir sie in der glorreichen
 Standhaftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen
 sind. Hingerissen von Mitleid und von Bewunderung, fängt
 man in der Stille an, zu mutmaßen, daß es doch wohl Wahrheit
 sein möchte, was mit so unüberwindlichem Mute behauptet wird.
 In Frankreich und England ließ man die Protestanten dieselbe
 Strenge erfahren; aber hat sie dort mehr als bei uns gefruchtet?
 Schon die ersten Christen berühmten sich, daß der Same ihrer
 Kirche Märthrerblut gewesen. Kaiser Julian, der fürchter-
 lichste Feind, den je das Christentum erlebte, war von dieser
 Wahrheit durchdrungen. Überzeugt, daß Verfolgung den En-
 thusiasmus nur mehr anfeure, nahm er seine Zuflucht zum
 Lächerlichen und zum Spott und fand diese Waffen ungleich
 mächtiger als Gewalt. In dem griechischen Kaisertum hatten
 sich zu verschiedenen Zeiten verschiedene Sekten erhoben, Arius
 unter Konstantin, Aetius unter dem Konstantius, Nesto-
 rius unter dem Theodos; nirgends aber sieht man weder
 gegen diese Irrlehrer selbst noch gegen ihre Schüler Strafen
 geübt, die denen gleich kämen, welche unsre Länder verheeren
 — und wo sind jetzt alle diese Sekten hin, die, ich möchte

beinahe sagen, ein ganzer Weltkreis nicht zu fassen sichten? Aber dies ist der Gang der Heberei. Übersieht man sie mit Verachtung, so zerfällt sie in ihr Nichts. Es ist ein Eisen, das, wenn es ruhig liegt, rostet, und nur scharf wird durch Gebrauch. Man kehre die Augen von ihr, und sie wird ihren mächtigsten Reiz verlieren, den Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht mit Maßregeln begnügen, die von so großen Regenten bewährt gefunden worden? Beispiele können uns am sichersten leiten.

„Aber wozu Beispiele aus dem heidnischen Altertum, da das glorreiche Muster Karls des Fünften, des größten der Könige, vor uns liegt, der endlich, besiegt von so vielen Erfahrungen, den blutigen Weg der Verfolgung verließ und viele Jahre vor seiner Thronentsagung zur Gelindigkeit überging. Philipp selbst, unser gnädigster Herr, schien sich ehemals zur Schonung zu neigen; die Ratschläge eines Granvella und seinesgleichen belehrten ihn eines andern; mit welchem Rechte, mögen sie mit sich selbst ausmachen. Mir aber hat von jeher geschienen, die Gesetze müssen sich den Sitten, und die Maximen den Zeiten anschmiegen, wenn der Erfolg sie begünstigen soll. Zum Schlusse bringe ich Ihnen noch das genaue Verständniß in Erinnerung, das zwischen den Hugenotten und den flämischen Protestanten obwaltet. Wir wollen uns hüten, sie noch mehr aufzubringen, als sie es jetzt schon sein mögen. Wir wollen gegen sie nicht französische Katholiken sein, damit es ihnen ja nicht einfallt, die Hugenotten gegen uns zu spielen, und, wie diese, ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu werfen¹⁾.“

Nicht sowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe, welche von der entscheidendsten Mehrheit im Senat unterstützt wurden, als vielmehr dem verfallenen Zustand der Kriegsmacht und der Erschöpfung des Schazes, wodurch man verhindert war, das Gegenteil mit gewaffneter Hand durchzusetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß seine Vorstellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigstens den ersten Sturm abzuwehren und die nötige Zeit zu gewinnen, sich in eine bessere Verfassung gegen sie zu setzen, kam man überein, den Verbundenen einen Teil ihrer Forderungen zuzugestehen. Es wurde beschlossen, die Straf-

¹⁾ Burg., 174—180; Hopp., 72; Strad., 123, 124. Es darf niemand wundern, sagt Burgundius, ein hitziger Eiferer für die katholische Religion und die spanische Partei, daß aus der Rede dieses Prinzen so viel Kennntnis der Philosophie hervorleuchtet; er hatte sie aus dem Umgang mit Waldun geschöpft. 180.

befehle des Kaisers zu mildern, wie er sie selbst mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder auferstände — wie er einst selbst unter ähnlichen Umständen sie zu mildern nicht gegen seine Würde geachtet. Die Inquisition sollte, wo sie noch nicht eingeführt sei, unterbleiben, wo sie es sei, auf einen gelindern Fuß gesetzt werden oder auch gänzlich ruhen, da die Inquisitoren (so drückte man sich aus, um ja den Protestanten die kleine Lust nicht zu gönnen, daß sie gefürchtet würden, oder daß man ihrem Ansuchen Gerechtigkeit zugestünde) von dem neuen Papste noch nicht bestätigt worden wären. Dem geheimen Konsilium wurde der Auftrag gegeben, diesen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet, erwartete man die Verschwörung¹⁾.

Die Geusen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus zweihundert Pferden; aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Bestürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Tore schließen oder sich durch die Flucht retten sollte? Beides wird, als entehrend, verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltsamen Überfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Ruilembar-gischen Hause, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, daß sie sich untereinander mit Hintansetzung aller andern Pflichten und mit den Waffen selbst, wenn es nötig wäre, beizustehen gehalten sein sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin stand, daß ein gewisser Protestant, den sie alle kannten und schätzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sei. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, ließ sie in ihren eigenen und in der Abwesenden Namen den neuen Eid ablegen und den alten erneuern. Gleich der folgenden Tag, als der fünfte April 1566, wird zu Überreichung der Bittschrift angesetzt²⁾.

Ihre Anzahl war jetzt zwischen drei- und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehenleute des vornehmen Adels, wie auch verschiedene Bediente des Königs selbst und der Herzogin³⁾. Den Grafen von Nassau und Brederoden an ihrer Spitze,

¹⁾ Strad., 124, 125.

²⁾ Strad., 126.

³⁾ Hopper., 73.

traten sie gliederweise, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palaste an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schauspiel in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahrt, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu scheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu sehen; auf der andern Seite so viel Ordnung, so viel Demut und bescheidene Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberstatthalterin empfängt den Zug, von allen ihren Räten und den Rittern des Bliezes umgeben. „Diese edlen Niederländer,“ redet Brederode sie mit Ehrerbietung an, „welche sich hier vor Ew. Hoheit versammeln, und noch weit mehrere, welche nächstens eintreffen sollen, wünschen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren Wichtigkeit sowie von ihrer Demut dieser feierliche Aufzug Sie überzeugen wird. Ich, als Wortführer der Gesellschaft, ersuche Sie, diese Bittschrift anzunehmen, die nichts enthält, was sich nicht mit dem Besten des Vaterlands und mit der Würde des Königs verträge.“

„Wenn diese Bittschrift,“ erwiderte Margaretha, „wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlands und mit der Würde des Königs streitet, so ist kein Zweifel, daß sie gebilligt werden wird.“ — „Sie hätten,“ fuhr der Sprecher fort, „mit Unwillen und Bekümmerniß vernommen, daß man ihrer Verbindung verdächtige Absichten unterlege und ihnen bei Ihrer Hoheit nachtheilig zuvorgekommen sei; darum lägen sie ihr an, ihnen die Urheber so schwerer Beschuldigungen zu nennen und solche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form und öffentlich zu tun, damit derjenige, welchen man schuldig finden würde, die verdiente Strafe leide.“ — „Allerdings,“ antwortete die Regentin, „könne man ihr nicht verdenken, wenn sie auf die nachtheiligen Gerüchte von den Absichten und Allianzen des Bundes für nötig erachtet habe, die Statthalter der Provinzen aufmerksam darauf zu machen; aber nennen würde sie die Urheber dieser Nachrichten niemals; Staatsgeheimnisse zu verraten,“ setzte sie mit einer Miene des Unwillens hinzu, „könne mit keinem Rechte von ihr gefordert werden.“ Nun beschied sie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittschrift abzuholen, worüber sie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Räte ging.¹⁾

„Nie,“ lautete diese Bittschrift (die nach einigen den berühmten Balduin zum Verfasser haben soll) „nie hätten sie es an der Treue gegen ihren König ermangeln lassen, und auch jetzt wären

¹⁾ Hopper., 73; Strad., 126, 127; Burg., 182, 183.

ste weit davon entfernt; doch wollten sie lieber in die Ungnade
 ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn noch länger in der
 Unwissenheit der übeln Folgen verharren lassen, womit die ge-
 walttsame Einsetzung der Inquisition und die längere Beharrung
 5 auf den Edikten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten
 sie sich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine Staatenver-
 sammlung würde diesen Beschwerden abhelfen; jetzt aber, da
 auch diese Hoffnung erloschen sei, hielten sie es für ihre Pflicht,
 die Statthalterin vor Schaden zu warnen. Sie bäten daher
 10 Ihre Hoheit, eine wohlgesinnte und wohlunterrichtete Person nach
 Madrid zu senden, die den König vermögen könnte, dem ein-
 stimmigen Verlangen der Nation gemäß die Inquisition auf-
 zuheben, die Edikte abzuschaffen und statt ihrer auf einer all-
 gemeinen Staatenversammlung neue und menschlichere verfassen
 15 zu lassen. Unterdessen aber, bis der König seine Entschlie-
 kundgetan, möchte man die Edikte ruhen lassen und die In-
 quisition außer Wirksamkeit setzen. Gäbe man,“ schlossen sie,
 „ihrem demütigen Gesuch kein Gehör, so nehmen sie Gott, den
 König, die Regentin und alle ihre Räte zu Zeugen, daß sie
 20 das Ihrige getan, wenn es unglücklich ginge¹⁾.“

Den folgenden Tag erschienen die Verbundenen in ebendem-
 selben Aufzug, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von
 Bergen und Ruilemburg waren mit ihrem Anhang unter-
 dessen zu ihnen gestoßen) vor der Regentin, um ihre Resolu-
 25 tion in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittschrift
 geschrieben und enthielt: „Die Inquisition und die Edikte ganz
 ruhen zu lassen, stehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle sie, dem
 Wunsche der Verbundenen gemäß, einen aus dem Adel nach
 Spanien senden und ihr Gesuch bei dem Könige nach allen Kräften
 30 unterstützen. Einstweilen solle den Inquisitoren empfohlen wer-
 den, ihr Amt mit Mäßigung zu verwalten; dagegen aber erwarte
 sie von dem Bunde, daß er sich aller Gewalttätigkeiten ent-
 halten und nichts gegen den katholischen Glauben unternehmen
 werde.“ So wenig diese allgemeine und schwankende Zusage die
 35 Verbundenen befriedigte, so war sie doch alles, was sie mit irgend
 einem Schein von Wahrscheinlichkeit fürs erste hatten erwarten
 können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittschrift
 hatte mit dem eigentlichen Zweck des Bündnisses nichts zu
 schaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war,
 40 daß nunmehr etwas vorhanden war, wodurch man die Regierung,
 so oft es nötig war, in Furcht setzen konnte. Die Verbundenen

¹⁾ Hopper., 74; Burg., 162, 166.

handelten also ihrem Plane gemäß, daß sie sich mit dieser Antwort beruhigten und das übrige auf die Entscheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelspiel dieser Bittschrift nur erfunden gewesen war, die verwegenen Plane des Bundes hinter dieser Supplikantengestalt so lange zu verbergen, bis er genugsam zu Kräften würde gekommen sein, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen, so mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske und weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Bittschrift als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugnis der Regentin, daß sie nichts als ihre Schuldigkeit getan, und daß nur Diensteifer für den König sie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. „Die Zeit allein und ihr künftiges Betragen,“ antwortete sie diesem, „würden ihrer Absichten Richter sein¹⁾.“

Gastmähler gaben dem Bund seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tag, wo die zweite Bittschrift eingereicht wurde, traktierte Brederode die Verschwornen im Ruilemburgischen Hause; gegen dreihundert Gäste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie mutwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich einige, daß sie den Grafen von Verlaymont der Regentin, die sich bei Überreichung der Bittschrift zu entfarben schien, auf Französisch hatten zuflüstern hören: „Sie solle sich vor einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten.“ Wirklich war auch der größte Teil unter ihnen durch eine schlechte Wirtschaft so weit herabgekommen, daß er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Bruderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermessene des Unternehmens in Demut versteckte, und der zugleich am wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und „es leben die Geusen!“ wurde mit allgemeinem Geschrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien Brederode mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettlmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren Beitritt zum Bunde und versicherte hoch, daß er für jeden unter ihnen bereit

¹⁾ Hopper., § 94; Strad., 127.

stehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein jeder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Nun empfing einer nach dem andern die Bettler-
 5 tasche und hing sie an einem Nagel auf, den er sich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieses Possenspiel verursachte, zog den Prinzen von Dranien, die Grafen von Egmont und von Hoorne, die der Zufall soeben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirt vom Hause, ungestüm zusetzte, zu
 10 bleiben und ein Glas mitzutrinken¹⁾. Die Ankunft dieser drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäste, und ihre Freude fing an, bis zur Ausgelassenheit zu steigen. Viele wurden betrunken; Gäste und Aufwärter, ohne Unterschied, Ernsthaftes und Possierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des
 15 Staats vermengten sich auf eine burleske Art miteinander, und die allgemeine Not des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rausche beschlossen hatte, führte man nüchtern aus. Das Dasein seiner Beschützer mußte dem Volke versinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein sicht-
 20 bares Zeichen in Atem erhalten werden; dazu war kein besseres Mittel, als diesen Namen der Geusen öffentlich zur Schau zu tragen und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen
 25 Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Büßenden sah. Die ganze Familie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln, mit dünnem Silberblech überzogen, ebensolche Becher oder auch
 30 Messer, den ganzen Hausrat der Bettlerzunft, an den Hüften oder ließen sie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen sie eine goldne oder silberne Münze, nachher der Geusen-
 35 pfennung genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Inschrift: Dem Könige getreu. Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Provianttasche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelsack. Daher schreibt sich der Name der Geusen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papsttum abfielen und die
 Waffen gegen den König ergriffen²⁾.

¹⁾ „Aber,“ versicherte nachher Egmont in seiner Verantwortungsschrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, und dabei schrien sie: „es lebe der König und es leben die Geusen!“ Es war dies zum erstenmal, daß ich diese Benennung hörte, und gewiß, sie mißfiel mir. Aber die Zeiten waren so schlimm, daß man manches gegen seine Neigung mitmachen mußte, und ich glaubte, eine unschuldige Handlung zu tun.“ Procès criminels des Comtes d’Egmont etc., T. I., Egmont’s Verantwortung.

²⁾ Hopper., § 94; Strad., 127—130; Burg., 185, 187.

Ob die Verbundenen auseinandergingen, um sich in den Provinzen zu zerstreuen, erschienen sie noch einmal vor der Herzogin, um sie in der Zwischenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Kezer zu ermahnen, damit es mit dem Volk nicht auf's Äußerste käme. Sollte aber, fügten sie hinzu, aus einem entgegengesetzten Betragen Schlimmes entstehen, so wollten sie als Leute angesehen sein, die ihre Pflicht getan hätten.

Darauf erwiderte die Regentin: sie hoffe solche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorkommen könnte; geschehe dieses aber dennoch, so würde sie es niemand anders als den Verbundenen zuzuschreiben haben. Sie ermahne sie also ernstlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzusammenkünfte mehr zu halten und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um sie einstweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimschreiber Berti befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre kezerische Verschuldung durch kein bürgerliches Verbrechen erschwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Vorsteher aus ihrer Mitte¹⁾, welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen mußten, und noch überdies eigene Geschäftsverweser für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurückgelassen, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wachsameres Auge zu haben. Brederode, Ruilemburg und Bergen verließen endlich die Stadt, von 550 Reitern begleitet, begrüßten sie noch einmal außerhalb den Mauern mit Musketenfeuer und schieden dann von einander, Brederode nach Antwerpen, die beiden andern nach Geldern. Dem ersten schickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster; „Bürger von Antwerpen,“ redete er sie an, „ich bin hier mit Gefahr meiner Güter und meines Lebens, euch die Last der Inquisition abzunehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit mir teilen und zu euerm Führer mich erkennen, so nehmt die Gesundheit an, die ich euch hier zutrinke, und streckt zum Zeichen eures Beifalls die Hände empor!“ Damit trank er, und alle Hände

¹⁾ Burgundius gibt zwölf solcher Vorsteher an, welche das Volk spottweise die zwölf Apostel genannt haben soll. 188.

flogen unter lärmendem Jubelgeschrei in die Höhe. Nach dieser Heldenthat verließ er Antwerpen¹⁾.

Gleich nach Übergabung der Bittschrift der Edlen hatte die Regentin durch den Geheimen Rat eine neue Formel der Edikte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es ratsamer sei, diese Milderung oder Moderation, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen oder sie dem König erst zur Genehmigung vorzulegen²⁾. Der Geheime Rat, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu tun, widersetzte sich dem Prinzen von Oranien, der für das erste stimmte. Außerdem hatte man Grund zu fürchten, daß die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden sein werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt sei. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentin des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern einzeln, und diejenigen, welche die wenigste Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widerseßlichkeit Mut machte, sondern auch noch so viel gewann, daß die freieren Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beispiel der andern hinreißen ließen³⁾. Zufolge eines äußerst gesetzwidrigen Verfahrens überraschte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten lassen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, daß falsche Angeber den Rechte der Wiedervergeltung unterworfen sein sollten; die von Hennegau verlangten, daß statt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerstreite, eine andere willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquisition und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appellieren, gesichert haben. Brabants Stände ließen sich durch die Ränke des Hofes überlisten; Seeland,

¹⁾ Strad., 131.

²⁾ Hopper., § 95.

³⁾ Grot., 22; Burg., 106, 197 sq.

Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigsten Privilegien geschützt waren und mit der meisten Eifersucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfenen Milderung abgefordert; aber es dürfte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam¹⁾. Aus dem Hauptinhalt dieser Milderung, die ihren Namen doch in der That verdiente, läßt sich auf die Edikte selbst ein Schluß machen. „Die Schriftsteller der Sekten,“ hieß es darin, „ihre Vorsteher und Lehrer, wie auch die, welche einen von diesen beherbergten, kezerische Zusammenkünfte beförderten und verhehlten oder irgend sonst öffentliches Argerniß gäben, sollten mit dem Galgen bestraft und ihre Güter (wo die Landesgesetze es nämlich erlaubten) eingezogen werden; schwören sie aber ihre Irrtümer ab, so sollten sie mit der Strafe des Schwerts davonkommen, und ihre Verlassenschaft ihrer Familie bleiben.“ Eine grausame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen Kezern, hieß es ferner, könne Gnade widerfahren; unbußfertige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es sei denn, daß sie sich durch Verführung anderer dieses Vorrechts beraubten. Von dieser Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Buße loskauften, ihrer Güter verlustig erklärt und, wenn sie Relapsen, d. i. wiederabgefallene Kezer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden sollten²⁾. Die mehrere Achtung für Leben und Eigentum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt und leicht versucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuzuschreiben, war nichts als ein notgedrungenener Schritt, den ihm die standhafte Widerseßlichkeit des Abels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieser Moderation, die im Grunde keinen einzigen wesentlichen Mißbrauch abstellte, so wenig erbaut, daß das Volk sie in seinem Unwillen anstatt Moderation (Milderung) Moorderation, d. i. Mörderung nannte³⁾.

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgeloct hatte, wurde die Milderung dem Staatsrat vorgelegt und, von ihm unterschrieben, an den König nach

¹⁾ A. G. b. v. N., III, 72.

²⁾ Burg., 190—193.

³⁾ A. G. b. v. N., 72.

Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen¹⁾.

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen²⁾ aufgetragen, der sich aber aus einem nur zu gegründeten Mißtrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delikaten Geschäft allein nicht befassen wollte, einen Gehilfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der schon ehedem zu demselben
 5
 10
 15
 20
 25
 30
 35
 Geschäfte gebraucht worden war und es rühmlich beendet hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgnis war, so machte er seiner mehreren Sicherheit wegen mit der Herzogin aus, daß sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksal, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, störte seine
 Reise noch durch ein unvermutetes Hindernis, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, außerstand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichtsdestoweniger machte er sich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er
 hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusehen, sondern dafür zu sterben³⁾.

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert, und der Schritt, den der Adel getan, einen völligen Bruch mit der Regierung so nahe herbeigebracht, daß es dem Prinzen von
 30
 35
 Oranien und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere schonende Verhältnis, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Überwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten mußte, in diesem
 Streit nicht Partei zu nehmen; so sehr schon ihr natürlicher
 35
 Freiheitsinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auferlegte, so sehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen sie, die wenige

¹⁾ Vgl. ad Hopper., VII. Brief.

²⁾ Dieser Marquis von Bergen ist von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterscheiden, der von den ersten gewesen war, die den Kompromiß unterschrieben. Vgl. ad Hopper., VII. Brief.

³⁾ Strad., 133, 134.

Achtung, womit ihr Gutachten schon seit langer Zeit pflegte
 aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das
 ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Dienstfeiser erkälten und
 ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so
 vielem Widerwillen und so wenigem Danke spielten. Dazu
 kamen noch verschiedene Winke aus Spanien, welche den Un-
 willen des Königs über die Bittschrift des Abels und seine
 wenige Zufriedenheit mit ihrem eigenen Betragen bei dieser
 Gelegenheit außer Zweifel setzten und Maßregeln von ihm er-
 warten ließen, zu denen sie als Stützen der vaterländischen
 Freiheit und größtenteils als Freunde oder Blutsverwandte
 der Verbundenen nie würden die Hand bieten können¹⁾. Von dem
 Namen, den man in Spanien der Verbindung des Abels bei-
 legte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei sie künftig zu
 nehmen hatten. Hieß die Bittschrift Empörung, so blieb ihnen
 keine andre Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu
 einer bedenklichen Erklärung zu kommen oder diejenigen feind-
 lich behandeln zu helfen, deren Interesse auch das ihrige war,
 und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieser mißlichen
 Alternative konnten sie nur durch eine gänzliche Zurückziehung
 von Geschäften ausweichen, — ein Weg, den sie zum Teil schon
 einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umständen
 mehr als eine bloße Nothilfe war. Auf sie sah die ganze Nation.
 Das unumschränkte Vertrauen in ihre Gesinnungen und die
 allgemeine Ehrfurcht gegen sie, die nahe an Anbetung grenzte,
 adelte die Sache, die sie zu der ihrigen machten, und richtete
 die zugrunde, die sie verließen. Ihr Anteil an der Staatsver-
 waltung, wenn er auch mehr nicht als bloßer Name war, hielt
 die Gegenpartei im Zügel; solange sie dem Senat noch bei-
 wohnten, vermied man gewaltsame Wege, weil man noch etwas
 von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, selbst
 wenn sie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion
 mutlos und unsicher, die sich im Gegenteil in ihrer ganzen Stärke
 aufraffte, sobald sie, auch nur entfernt, auf einen so wichtigen
 Beifall rechnen durfte. Dieselben Maßregeln der Regierung,
 die, wenn sie durch ihre Hände gingen, eines günstigen Erfolgs
 gewiß waren, mußten ohne sie verdächtig und unnütz werden;
 selbst die Nachgiebigkeit des Königs, wenn sie nicht das Werk
 dieser Volkstreunde war, mußte den besten Teil ihrer Wirkung
 verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geschäften
 die Regentin zu einer Zeit von Rat entblößte, wo Rat ihr am

¹⁾ Meteren, 81.

unentbehrlichsten war, gab diese Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Übergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet und unbekannt mit den Eigenheiten des republikanischen Charakters, nicht unterlassen haben würde, das Übel zu verschlimmern und die Erbitterung der Gemüter aufs Äußerste zu treiben.

Alle diese Gründe, unter denen es jedem freigestellt ist, nach seiner guten oder schlimmen Meinung von dem Prinzen denjenigen herauszufuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentin im Stich zu lassen und sich aller Staatsgeschäfte zu begeben. Die Gelegenheit, diesen Vorsatz ins Werk zu richten, fand sich bald. Der Prinz hatte für die schleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte gestimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des Geheimen Rats und sandte sie zuvor an den König. „Ich sehe nun deutlich,“ brach er mit verstellter Heftigkeit aus, „daß allen Ratsschlägen, die ich gebe, mißtraut wird. Der König bedarf keiner Diener, deren Treue er bezweifeln muß, und ferne sei es von mir, meinem Herrn Dienste aufzubringen, die ihm zuwider sind. Besser also für ihn und mich, ich entziehe mich dem gemeinern Wesen¹⁾.“ Das nämliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorne; Egmont bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewohl er (heißt es in seiner Anklage) aussah wie die Gesundheit. Die Regentin, von den Folgen erschreckt, die dieser Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, rebete scharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorstellungen noch das gemeine Beste so viel über Sie vermögen, Sie von diesem Vorsatz zurückzubringen, so sollten Sie wenigstens Ihres eigenen Rufes mehr schonen. Ludwig von Nassau ist Ihr Bruder. Er und Graf Brederode, die Häupter der Verschwörung, sind öffentlich Ihre Gäste gewesen. Die Bittschrift enthält dasselbe, wovon alle Ihre Vorstellungen im Staatsrat bisher gehandelt haben. Wenn Sie nun plötzlich die Sache Ihres Königs verlassen, wird es nicht allgemein heißen, daß Sie die Verschwörung begünstigen?“ Es wird nicht gesagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrat getreten ist; ist er es aber, so muß er sich bald eines andern besonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geschäften erblicken. Egmont, scheint es, ließ sich von den Vorstellungen der Regentin besiegen; Hoorne allein zog sich wirklich auf eins

1) Burg., 189.

seiner Güter zurück, des Vorsazes, weder Kaisern noch Königen mehr zu dienen¹⁾).

Unterdessen hatten sich die Geusen durch alle Provinzen zerstreut und, wo sie sich zeigten, die günstigsten Nachrichten von dem Erfolg ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Ver- 5
sicherungen nach war für die Religionsfreiheit alles gewonnen, und diesen Glauben recht zu befestigen, halfen sie sich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten sie zum Bei-
spiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Bliesses vor, 10
worin diese feierlich erklärten, daß künftighin niemand weder Gefängnis noch Landesverweisung noch den Tod der Religion wegen zu fürchten haben sollte, er hätte sich denn zugleich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, in welchem Fall gleich-
wohl die Verbundenen allein seine Richter sein würden; und dies sollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs 15
anders darüber verfügte. So sehr es sich die Ritter auf die erste Nachricht von dem gespielten Betrug angelegen sein ließen, die Nation aus ihrer Täuschung zu reißen, so wichtige Dienste hatte diese Erfindung der Faktion in dieser kurzen Zeit schon geleistet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung sich auf 20
einen bloßen Augenblick einschränkt, so können Erdichtungen, die sich nur diesen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgebreute Gerücht zwischen der Statthalterin und den Rittern Mißtrauen erweckte und den Mut der Protestanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, 25
spielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn sie auch selbst nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beschönigung diene. Wenn dieser fälschliche Wahn auch noch so bald widerrufen ward, so mußte er doch in dem kurzen Zeitraum, wo er Glauben fand, 30
so viele Ausschweifungen veranlaßt, so viel Zügellosigkeit und Lizenz eingeführt haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit sowohl als aus Verzweiflung fortzuwandeln sich genötigt sehen mußte²⁾. Gleich auf die erste Zeitung dieses glücklichen Erfolgs 35
fanden sich die geflüchteten Protestanten in ihrer Heimat wieder ein, von der sie sich nur ungern geschieden hatten; die sich versteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch diese Duldungsakte, schenkten sich ihr 40

1) Wo er drei Monate außer Tätigkeit blieb. Goornes Anklage, 118.

2) Strad., 132, 133.

jetzt öffentlich und laut¹⁾. Der Name der Geusen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte sie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Insignien zu tragen. Diese

 5 Doktern brachten auf dem Geusenpfenning noch die Veränderung an, daß sie zwei kreuzweis gelegte Wanderstäbe darauffekten, gleichsam um anzudeuten, daß sie jeden Augenblick fertig und bereit stünden, um der Religion willen Haus und Herd zu ver-

 lassen. Die Errichtung des Geusenbunds hatte den Dingen eine

 10 ganz andere Gestalt gegeben. Das Murren der Untertanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geschrei der einzelnen war, hatte sich nunmehr in einen Körper furchtbar

 zusammengezogen und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrührerische Kopf sahe sich jetzt

 15 als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an und glaubte seine Verwegenheit zu sichern, indem er sie in diesen Versammlungsplatz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, schmeichelte dem Eitlen, sich unbeobachtet und ungestraft in diesem

 20 großen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Gesicht, welches die Verschwörung der Nation zeigte, war demjenigen sehr ungleich, welches sie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Absichten auch die lautersten gewesen, hätte sie es wirklich so

 gut mit dem Throne gemeint, als sie äußerlich scheinen wollte,

 25 so würde sich der große Haufen dennoch nur an das Gesetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr besserer Zweck gar nicht für ihn vorhanden gewesen sein.

Öffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugonotten und den deutschen Protestanten günstiger sein als dieser, einen Absatz ihrer gefährlichen Ware in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt

 30 wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Rundschaftern, von Kezern aller Art und ihren Aposteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter

 allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erhebliche

 35 Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landschaften hatten die Wiedertäufer überschwemmt, die aber, als die Dürftigsten von allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht und noch überdies unter

¹⁾ Grot., 22.

sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Calvinisten, welche die südlichen Provinzen und Flandern insbesondere innehatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Kantons und einem Teile von Deutschland mächtige 5 Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtenteils die Entstehung gegeben. An Anzahl und Reichtum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Teil der Niederlande, der an Deutschland grenzt, in Besitz; ihr Bekenntnis herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten 10 waren ihre Bundsgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammentritt dieser drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg, und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Freiheit begünstigte. Diese drei Kirchen hatten nichts unter sich gemein als einen gleich unauslöschlichen Haß gegen das Papsttum, gegen die Inquisition insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug diese war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst wechselseitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Übung und verhinderte, daß die Blut des Fanatismus bei ihnen verglimmte¹⁾.

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation statthaben würde, einstweilen, um die Geusen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Prozeduren gegen die Kezer Mäßigung empfohlen, — ein Auftrag, den der größte Teil von diesen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte und in seiner weitesten Bedeutung nahm. Die mehresten von den vornehmsten Magistratspersonen waren der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen sogar selbst einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgesagten Feinden, den Spaniern, doch die Lust nicht, ihre Landsleute mißhandelt 40

1) Grot., 22; Strad., 136; Burg., 212.

zu sehen¹⁾. Sie verstanden also die Regentin absichtlich falsch und ließen die Inquisition wie die Edikte fast ganz in Verfall geraten. Diese Nachsicht der Regierung, mit den glänzenden Vorspiegelungen der Geusen verbunden, lockte die Protestanten, die sich ohnehin zu sehr angehäuft hatten, um länger versteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man sich mit stillen nächtlichen Versammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man sich zahlreich und gefürchtet genug, um diese Zusammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Diese Lizenz nahm ihren ersten Anfang zwischen Dudenarde und Gent und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewisser Hermann Stricker, aus Oberhffel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloster entsprungen, ein verwegener Enthusiast von fähigem Geiste, imposanter Figur und fertiger Zunge, ist der erste, der das Volk zu einer Predigt unter freiem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens versammelt einen Anhang von 7000 Menschen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge sprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volk, das in Ermanglung anderer Waffen nach Steinen greift, so übel empfangen, daß er, von schweren Wunden dahingestreckt, noch froh ist, sein Leben durch Bitten zu retten²⁾. Der erste gelungene Versuch macht zu dem zweiten Mut. In der Gegend von Nalst versammeln sie sich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber sind sie schon mit Rapiereu, Feuergewehr und Hellebarden versehen, stellen Posten aus und verammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muß gern oder ungern an dem Gottesdienst teilnehmen, wozu besondere Abspasser bestellt sind. An dem Eingang haben sich Buchhändler gelagert, welche den protestantischen Katechismus, Erbauungsschriften und Pasquille auf die Bischöfe feilbieten. Der Apostel Hermann Stricker läßt sich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen aus dem Stegreif aufgetürmt worden. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papsttum sind. Man

¹⁾ Grot., 29; Burg., 203, 204.

²⁾ Burg., 213, 214. Diese unerhörte Brutalität eines einzelnen Menschen, mitten unter einer Schar von 7000 tollkühnen Menschen, die durch gemeinschaftliche Andacht noch mehr entzündet sind, zu dringen, um einen, den sie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweist mehr als alles, was man über diese Materie sagen kann, mit welcher insolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die sogenannten Ketzer herabgesehen haben mögen, die sie als eine schlechtere Menschenart betrachteten.

schöpft Wasser aus dem nächsten Fluß, um die neugeborenen Kinder ohne weitere Zeremonie, wie in den ersten Zeiten des Christentums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sakramente auf calvinische Art empfangen, Brautleute eingesegnet und Ehen zer-
 rissen. Halb Gent war auf diese Art aus seinen Thoren gezogen; 5
 der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter und hatte in kurzer Zeit ganz Ostflandern überschwemmt. Westflandern brachte ein anderer abgefallener Mönch, Peter Dathenus aus Bop-
 peringen, gleichfalls in Bewegung; 15000 Menschen drängten sich aus Flecken und Dörfern zu seiner Predigt; ihre Anzahl macht 10
 sie beherzt genug, mit stürmender Hand in die Gefängnisse zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertod aufgespart waren. Die Protestanten in Tournay wurden von einem ge-
 wissen Ambrosius Wille, einem französischen Calvinisten, zu gleichem Übermut verheßt. Sie dringen ebenfalls auf eine 15
 Losgebung ihrer Gefangenen und lassen sich öftere Drohungen entfallen, daß sie die Stadt den Franzosen übergeben würden. Diese war ganz von Garnison entblößt, die der Kommandant aus Furcht vor Verrätherei in das Kastell gezogen hatte, und welche sich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu 20
 agieren. Die Sektierer gingen in ihrem Übermut so weit, daß sie eine eigene öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für sich verlangten; da man ihnen dies versagte, traten sie in ein Bündnis mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienst nach dem Beispiel der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durch- 25
 zusetzen. Diese drei Städte standen untereinander in dem genauesten Zusammenhang, und die protestantische Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil sich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, so kamen sie überein, daß sie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Bre- 30
 derodes Erscheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Mut. Sechzehntausend Menschen brachen an dem nämlichen Tag, wo dasselbe in Tournay und Valenciennes geschah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durcheinander; Mütter schleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter sich her. Sie schlossen den 35
 Platz mit Wagen, die sie zusammenbanden, hinter welchen sich Gewaffnete versteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwanigen Überfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutsche, theils Hugenotten und redeten in wallonischer Sprache; manche darunter waren aus dem gemeinsten Pöbel, und Handwerker 40
 sogar fühlten sich zu diesem heiligen Werke berufen. Kein Ansehen der Obrigkeit, kein Gesetz, keines Häfchers Erscheinung schreckte sie mehr. Viele zog bloße Neugier herbei, um doch zu

hören, was für neue und seltsame Dinge diese fremden An-
 kömmlinge, die so viel Redens von sich gemacht, auskramen
 würden. Andere lockte der Wohlklang der Psalmen, die, wie es
 in Genf gebräuchlich war, in französischen Versen abgesungen
 5 wurden. Ein großer Teil wurde von diesen Predigten wie
 von lustigen Komödien angezogen, in welchen der Papst, die
 Väter der Tridentischen Kirchenversammlung, das Fegfeuer und
 andere Dogmen der herrschenden Kirche auf eine possierliche Art
 heruntergemacht wurden. Je toller dieses zuging, desto mehr
 10 kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Hände-
 klatschen, wie im Schauspielhause, belohnte den Redner, der
 es den andern an abenteuerlicher Übertreibung zuvorgetan hatte.
 Aber das Lächerliche, das in diesen Versammlungen auf die
 herrschende Kirche geworfen ward, ging demohngeachtet in dem
 15 Gemüt der Zuhörer nicht ganz verloren, so wenig als die we-
 nigen Körner von Vernunft, die gelegentlich mit unterliefen;
 und mancher, der hier nichts weniger als Wahrheit gesucht hatte,
 brachte sie, vielleicht ohne es selbst zu wissen, mit zurück¹⁾.

Diese Versammlungen wurden mehrere Tage wiederholt,
 20 und mit jeder wuchs die Vermessenheit der Sektierer, bis sie sich
 endlich sogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottes-
 dienst mit einer Eskorte von gewaffneten Reutern im Triumph
 heimzuführen und so das Gesetz durch Gepränge zu verhöhnern.
 Der Stadtrat sendet einen Gilboten nach dem andern an die
 25 Herzogin, um sie zu einer persönlichen Überkunft und wo möglich
 zur Residenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mit-
 tel, den Trotz der Empörer zu zügeln und dem gänzlichen Verfall
 der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmsten Kaufleute, vor
 Plünderung bang, standen schon im Begriff, sie zu räumen.
 30 Furcht, das königliche Ansehen auf ein so gefährliches Spiel zu
 setzen, verbietet ihr zwar, diesem Begehren zu willfahren; aber
 an ihrer Statt wird der Graf von Meghem dahin gesendet, um
 mit dem Magistrat wegen Einführung einer Garnison zu unter-
 handeln. Der aufrührerische Pöbel, dem der Zweck seiner An-
 35 kunft nicht lange verborgen bleibt, sammelt sich unter tumul-
 tuarischem Geschrei um ihn herum. „Man kenne ihn als einen
 geschwornen Feind der Geusen,“ wurde ihm zugeschrien, „er
 bringe Knechtschaft und Inquisition, und er solle unverzüglich
 die Stadt verlassen.“ Auch legte sich der Tumult nicht, bis
 40 Meghem wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Cal-
 vinisten dieser Stadt bei dem Magistrat eine Schrift ein, worin

¹⁾ Strad., 132; Burg., 220—232.

sie bewiesen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, sich in der Stille zu versammeln, und ein eigenes Gotteshaus innerhalb der Stadt für sich begehrten. Der Stadtrat erneuert seine Vorstellungen an die Herzogin, daß sie der bedrängten Stadt doch durch ihre persönliche Gegenwart zu Hilfe kommen oder ihr wenigstens den Prinzen von Oranien schicken möchte, als den einzigen, für den das Volk noch einige Rücksicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel ihres Burggrafen verpflichtet sei. Um das größte Übel zu vermeiden, mußte sie in die zweite Forderung willigen und dem Prinzen, so schwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieser, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten lassen, weil er einmal fest entschlossen schien, an den Staatsgeschäften ferner keinen Anteil zu nehmen, ergab sich endlich dem ernstlichen Zureden der Regentin und den ungestümen Wünschen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeuerung von Pistolen. Antwerpen schien alle seine Einwohner ausgegossen zu haben, um seinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerstraße wimmelte von Menschen; die Dächer auf den Landhäusern waren abgedeckt, um mehr Zuschauer zu fassen; hinter Bäumen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern sogar wuchsen Menschen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte sich hier in kindischen Ergießungen. „Die Geusen sollen leben!“ schrie jung und alt ihm entgegen. — „Sehet hin,“ schrienen andere, „daß ist der, der uns Freiheit bringt!“ — „Der ist's,“ schrienen die Lutheraner, „der uns das Augsburgerische Bekenntnis bringt!“ — „Nun brauchen wir fortan keine Geusen mehr,“ riefen andre; „wir brauchen den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns alles.“ Diejenigen, welche gar nichts zu sagen wußten, machten ihrer ausgelassenen Freude in Psalmen Lust, die sie tumultuarisch um ihn her anstimmten. Er indessen verlor seinen Ernst nicht, winkte Stillschweigen um sich her und rief endlich, da ihm niemand gehorchen wollte, zwischen Unwillen und Rührung: „Bei Gott!“ rief er, „sie sollten zusehen, was sie täten, es würde sie einmal reuen, was sie jetzt gethan.“ Das Jauchzen mehrte sich, als er in die Stadt selbst eingeritten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu sich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Übels

1) Strad., 138, 139; Burg., 233, 234.

in dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien untereinander und in dem Argwohn der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sei, und daß sein erstes Geschäft also sein müsse, die Gemüther zu versichern. Den Reformierten, als den 5 mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Überredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossard von Brabant sich in dem Gebiet von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen ließ, so fürchteten die Calvinisten, bei ihrem Gottesdienst feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Überfall sicher sein könnten¹⁾. Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten, und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, sogar während des Festes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepräng unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz 15 stilles Murren von Gözendienst war alles, was sich der un-katholische Pöbel gegen die Prozession herausnahm²⁾.

(1566.) Indem die Regentin aus einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Übermut der Protestanten erhält und für Antwerpen zittert, das sie in Draniens 25 gefährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hilfreiche Hand zu leisten. 30 Diesen Vorwand gebrauchte Graf Brederode, eine Generalversammlung des ganzen Bundes auszuschreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine so prahlerische Ausstellung der innern Kräfte des Bundes, dessen Dasein und Schutz allein den protestantischen Pöbel ermuntert haben konnte, so weit zu gehen, als er gegangen war, 35 mußte jetzt in eben dem Grad die Zuversicht der Sektierer erheben, als sie den Mut der Regentin darniederzuschlug. Der Konvent kam in einer Lüttichischen Stadt, St. Trond, zustande, wohin sich Brederode und Ludwig von Nassau an der 40 Spitze von zweitausend Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen

¹⁾ Meurs. Guil. Aur., Libr. I, 10, 11.

²⁾ Meteren, 83; Burg., 234.

das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorthier nicht viel Gutes zu weisagen schien, so achteten sie auf alle Fälle für ratsam, einen Sicherheitsbrief für ihre Personen von der Herzogin zu erpressen. Diejenigen unter ihnen, die sich einer unreinen Sympathie mit dem protestantischen Pöbel bewußt waren, betrachteten seine Ausgelassenheit als ein günstiges Ereignis für den Bund; das scheinbare Glück derer, zu deren Gemeinschaft sie sich herabsetzten, verführte sie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fing an, in Insolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man sollte die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühneren Ton annehmen und Forderung auf Forderung häufen. Die katholischen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch sehr königlich dachten und mehr durch Gelegenheit und Beispiel zu einem Anteil an dem Bunde hingerissen worden, als aus innerm Trieb dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorschlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welcher gefährlichen Unternehmung sie sich übereilterweise verwickelt hatten. Gleich auf diese Entdeckung trat der junge Graf Mansfeld zurück, und eine innere Zwietracht fing jetzt schon an, das Werk der Eile zu untergraben und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulösen¹⁾.

Graf von Egmont und Wilhelm von Oranien werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den letztern, unter denen Ludwig von Nassau, Brederode und Ruilemburg waren, besprachen sich mit ihnen in Duffle, einem Dorf ohnweit Mecheln. „Wozu dieser neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieser beiden entbieten. „Man hat Gesandte nach Spanien von mir gefordert: ich habe sie dahin gesendet. Man hat die Edikte und Inquisition allzu streng gefunden: ich habe beide gemildert. Man hat auf eine allgemeine Versammlung der Reichsstände angetragen: ich habe diese Bitte vor den König gebracht, weil ich sie aus eigner Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' ich denn nun unwissenderweise noch unterlassen oder getan, was diese Zusammenkunft in St. Trond notwendig machte? Ist es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und seinen Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? Die Beleidigung ist groß, aber größer ist seine Gnade. Wo bleibt nun das Versprechen des Bundes, keine Unruhen unter dem Volke zu erregen? Wo

¹⁾ Burg., 235; Strad., 140.

jene prächtigklingende Worte, daß man bereit sein würde, lieber zu meinen Füßen zu sterben, als dem König etwas von seinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen sich die Neuerer Dinge heraus, die sehr nah an Aufruhr grenzen und die Republik zum Verderben führen; und der Bund ist's, auf den sie sich dabei berufen. Wenn er dieses mit Stillschweigen duldet, so klagt er sich als Mitschuldigen ihres Frevels an; wenn er es redlich mit seinem König meint, so kann er bei dieser Ausgelassenheit des Böbels nicht untätig feiern. Aber er selbst geht ja dem rasenden Böbel durch sein gefährliches Beispiel voran, schließt Bündnisse mit den Feinden des Vaterlands und bekräftigt diese schlimmen Gerüchte durch seine jetzige strafbare Versammlung¹⁾.

Der Bund verantwortete sich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputierte Mitglieder im Staatsrat zu Brüssel einreichen läßt. „Alles,“ lautete diese, „was Ihre Hoheit in Rücksicht auf unsre Bittschrift getan, haben wir mit dem lebhaftesten Danke empfunden; auch können wir über keine Neuerung Klage führen, welche in dieser Zeit, Ihrem Versprechen zuwider, irgendwo gemacht worden wäre; aber wenn wir dem ungeachtet jetzt noch immer und aller Orten her in Erfahrung bringen und mit eigenen Augen uns überzeugen, daß man unsre Mitbürger um der Religion willen vor Gericht schleppt und zum Tode führet, so müssen wir notwendig daraus schließen, daß die Befehle Ihrer Hoheit von den Gerichtshöfen zum mindesten — sehr wenig geachtet werden. Was der Bund seinerseits versprochen, hat er redlich erfüllt, auch den öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu steuern gesucht; aber freilich ist es kein Wunder, wenn die so lange Verzögerung einer Antwort aus Madrid die Gemüther mit Argwohn erfüllt und die getäuschte Hoffnung einer allgemeinen Staatenversammlung sie wenig geneigt macht, fernern Versicherungen zu glauben. Nie hat sich der Bund mit den Feinden des Landes verbunden, auch nie eine Versuchung dazu gefühlt. Sollten sich französische Waffen in den Provinzen sehen lassen, so werden wir, die Verbundenen, als die ersten zu Pferde sitzen, sie daraus zu vertreiben; aber wir wollen aufrichtig gegen Ew. Hoheit sein. Wir glaubten Zeichen Ihres Unwillens gegen uns in Ihrem Gesichte zu lesen; wir sehen Menschen im ausschließenden Besitz Ihrer Gnade, die durch ihren Haß gegen uns berüchtigt sind. Täglich müssen wir hören, daß vor der Gemeinschaft mit uns wie vor Verpesteten gewarnt wird, daß man uns die Ankunft des

¹⁾ Meteren, 84; Burg., 238, 239.

Königs wie den Anbruch eines Gerichtstags verkündigt — was ist natürlicher, als daß der Argwohn gegen uns auch den unsrigen endlich erweckte? daß der Vorwurf der Majestätsverletzung, womit man unsre Verbindung zu schwärzen bemüht ist, daß die Kriegsrüstungen des Herzogs von Savoyen und anderer Fürsten, die, wie das Gerücht sagt, uns gelten sollen, die Unterhandlungen des Königs mit dem französischen Hof, um einer spanischen Armee, die nach den Niederlanden bestimmt sein soll, den Durchzug durch dieses Reich auszuwirken, und dergleichen Vorfälle mehr uns aufgefordert haben, auf unsre Selbstverteidigung zu denken und uns durch eine Verbindung mit unsern auswärtigen Freunden zu verstärken? Auf ein allgemeines unflätes und schwankendes Gerede beschuldigt man uns eines Antheils an dieser Zügellosigkeit des protestantischen Böbels; aber wen klagt das allgemeine Gerede nicht an? Wahr ist es allerdings, daß auch unter uns Protestanten sich befinden, denen eine Duldung der Religionen das willkommenste Geschenk sein würde; aber auch sie haben niemals vergessen, was sie ihrem Herrn schuldig sind. Furcht vor dem Zorne des Königs ist es nicht, was uns aufgefordert hat, diese Versammlung zu halten. Der König ist gut, und wir wollen hoffen, daß er gerecht ist. Es kann also nicht Verzeihung sein, was wir bei ihm suchen, und ebensowenig kann es Vergessenheit sein, was wir uns über Handlungen erbitten, die unter den Verdiensten, so wir uns um Se. Majestät erworben, nicht die unbeträchtlichsten sind. Wahr ist es wieder, daß sich Abgeordnete der Lutheraner und Calvinisten in St. Trond bei uns eingefunden; ja, noch mehr, sie haben uns eine Bittschrift übergeben, die wir an Ew. Hoheit hier beilegen. Sie erbieten sich darin, die Waffen bei ihren Predigten niederzulegen, wenn der Bund ihnen Sicherheit leisten und sich für eine allgemeine Versammlung der Stände verbürgen wolle. Beides haben wir geglaubt, ihnen zusagen zu müssen; aber unsre Versicherung allein hat keine Kraft, wenn sie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen Ihrer vornehmsten Räte bestätigt wird. Unter diesen kann niemand von dem Zustand unserer Sachen so gut unterrichtet sein und es so redlich mit uns meinen als der Prinz von Oranien und die Grafen von Hoorne und von Egmont. Diese drei nehmen wir mit Freuden als Mittler an, wenn man ihnen dazu die nötige Vollmacht gibt und uns Versicherung leistet, daß ohne ihr Wissen keine Truppen geworben und keine Befehlshaber darüber ernannt werden sollen. Diese Sicherheit verlangen wir indessen nur auf einen gegebenen Zeitraum, nach dessen Verstreichung es bei

dem Könige stehen wird, ob er sie aufheben oder bestätigen will. Geschieht das erste, so ist es der Billigkeit gemäß, daß man uns einen Termin setze, unsre Personen und Güter in Sicherheit zu bringen; drei Wochen werden dazu genug sein. Endlich und
 5 letzten machen wir uns auch unsrerseits anheischig, ohne Beziehung jener drei Mittelspersonen nichts Neues zu unternehmen¹⁾."

Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte und sich auf einen gründlichen Schutz verlieh; aber die Regentin sahe sich ebensowenig
 10 imstand, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen oder unter irgend einem andern Vorwand sich den
 15 Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowohl von Rat als von Geld entblößt, dessen Mangel sie nötigte, die Großmuth der Geistlichkeit anzusprechen, und, da auch dieses Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig
 20 von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden und immer nicht kamen, sahe sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in St. Trond den Vertrag einzugehen, daß sie noch 24 Tage lang auf die Resolution
 des Königs warten wollten, bevor sie einen weiteren Schritt unternähmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer
 25 noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ohngeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentin deswegen auf das nachdrücklichste in ihn drang. Auch hatte sie
 sogleich nach dem Ausbruch der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgesandt,
 80 der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte²⁾.

(1566.) Unterdessen war der niederländische Gesandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf
 35 das anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruktion war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Plakate, die Vermehrung des Staatsrats und Aufhebung der zwei übrigen Kurien, das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen
 40 Staatenversammlung und das Ansuchen der Regentin um die

¹⁾ Meteren, 84, 85; Strad., 111 sq.; Burg., 240—251; Meursli Guil. Auriacus, L. I, 11, 12.

²⁾ Hopper., § 117; Burg., 252, 262.

persönliche Überkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde Montigny bis auf die Ankunft seines Gehilfen getröstet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß fassen wollte. Der Flämänder indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem König, der ihm auch jedesmal die Depeschen der Herzogin und deren Beantwortung mitzuteilen Befehl gab. Öfters wurde er auch in das Konseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalversammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweisen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeschränkte Vergebung alles Vergangenen das Mißtrauen würde tilgen können, das bei allen diesen Beschwerden zum Grunde läge und jeder noch so gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf seine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genaue Bekanntschaft mit dem Charakter seiner Landsleute wagte er es, dem König für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, sobald er sie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit seiner Absichten überführt haben würde, da er ihm im Gegenteil, von eben dieser Kenntniß geleitet, alle Hoffnung dazu absprach, solange sie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel seiner Unterdrückung zu sein und dem Reide der spanischen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehilfe erschien endlich, und der Inhalt ihrer Gesandtschaft wurde wiederholten Veranschlagungen unterworfen¹⁾.

(1566.) Der König war damals im Busch zu Segovien, wo er auch seinen Staatsrat versammelte. Beisitzer waren: der Herzog von Alba, Don Gomez de Figueroa, Graf von Feria, Don Antonio von Toledo, Großkommendator vom Orden St. Johannes, Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeister der Königin, Ruh Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito, Ludwig von Quijada, Oberstallmeister des Prinzen, Karl Tisnaq, Präsident des niederländischen Konseils, der Staatsrat und Siegelbewahrer Hopperus²⁾ und der Staatsrat von Corteville³⁾. Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgesetzt, beide Abgesandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen

¹⁾ Hopper., 98, 99, 103.

²⁾ Aus dessen Mémoires, als einer mitbehandelnden Person, die Resultate dieser Sitzung genommen sind.

³⁾ Hopper., § 111.

beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu seiner entlegensten Quelle, brachte Vorfälle miteinander in Zusammenhang, die nie keinen gehabt hatten, und einen reifen weitausehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall aneinander gereiht und der natürlichste Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen sein, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hieß es, war die gewaltsame Wegdrängung des Ministers Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Besitz einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt tat man durch die Absendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abschaffung der Inquisition und Milde rung der Strafbefehle dringen und den König zu einer Erweiterung des Staatsrats vermögen sollte. Da aber dieses auf einem so bescheidenen Wege nicht zu erschleichen gewesen, so versuchte man es durch einen dritten und herzhastern Schritt, durch eine förmliche Verschwörung, den Geusenbund, von dem Hof zu ertrogen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele ist diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungeschont die Larve abwirft und durch die unsinnigen Vorschläge, die man dem König zu tun sich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. „Oder,“ fuhr man fort, „kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Veringerem als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führt diese vorgeschlagene Moderation nicht eine gänzliche Straßlosigkeit aller Kezereien ein? Was ist dieses Projekt von Erweiterung des Staatsrats und von Unterdrückung der zwei übrigen Kurien anders als ein völliger Umguß der Staatsregierung zugunsten des Adels? Ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammenrottung der Kezer bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Absichten unternommen wird, da die Ligue der Großen im Staatsrat und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben¹⁾?“

Welches aber auch die Quellen dieses Übels sein mochten, so gestand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und

¹⁾ Hopper., § 104.

bringend sei. Die ungesäumte persönliche Ankunft des Königs in Brüssel war allerdings das souveräne Mittel, es schnell und gründlich zu heben. Da es aber schon spät im Jahre war, und die Zurüstungen zu dieser Reise die so kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da sowohl die stürmische 5 Fahrzeit als die Gefahr von den französischen und englischen Schiffen, die den Ozean unsicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzesten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen selbst unterdessen von der Insel Walcheren Besitz nehmen und dem König die Landung streitig machen konnten: 10 so war vor dem Frühling nicht an diese Reise zu denken, und man mußte sich in Ermanglung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittleren Auskunft begnügen. Man kam also überein, dem Könige vorzutragen, erstlich daß er die päpstliche Inquisition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der 15 bischöflichen bewenden lassen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zu Milde rung der Plakate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingesandten Moderation geschont wäre; drittens, daß er der Oberstatthalterin Vollmacht erteilen möchte, allen denjenigen, 20 welche nicht schon etwas Verdammliches begangen oder bereits gerichtlich verurteilt seien, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Fehler, Gnade angedeihen zu lassen, damit die Gemüter versichert, und kein Weg der Menschlichkeit unversucht gelassen würde. Alle Ligen, Verbrüderungen, öffentliche Zu- 25 sammenkünfte und Predigten müßten fortan bei strenger Ahndung untersagt sein; würde dennoch dagegen gehandelt, so sollte die Oberstatthalterin sich der ordinären Truppen und Besatzungen zur gewaltsamern Unterwerfung der Widerspenstigen zu bedienen, auch im Notfall neue Truppen zu werben und die Befehlshaber 30 über dieselben nach ihrem Gutdünken zu ernennen Freiheit haben. Endlich würde es wohlgetan sein, wenn Se. Majestät den vornehmsten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig und allen in einem gnädigen Tone schrieben, um ihren Dienstfeiser zu beleben¹⁾. 35

Sobald dem König diese Resolution seines Staatsrats vorgelegt worden, war sein erstes, daß er an den vornehmsten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche 40 Umgänge und Gebete anzustellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei seinem Entschluß zu erslehen. Er erschien in eigner Person im Staatsrat, um diese Resolution zu genehmigen und

¹⁾ Hopper., § 109, 110, 112, 113.

5 sogleich ausfertigen zu lassen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz und verweigerte ihn ganz, verpflichtete sich aber, einige deutsche Regimenter in seinem Solde zu behalten und ihnen, damit sie desto eifriger dienten, die alten Rückstände
10 zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatschreiben, sich unter der Hand und im stillen kriegerisch zu rüsten; dreitausend Mann Reuterei und zehntausend Mann Fußgänger sollte sie in Deutschland zusammenziehen lassen, wozu er sie mit den nötigen Briefen versah und ihr eine Summe von 300000
15 Goldgulden übermachte¹⁾. Er begleitete diese Resolution mit mehreren Handschreiben an einzelne Privatpersonen und Städte, worin er ihnen in sehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewiesenen guten Eifer dankte und sie auch fürs Künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigsten Punkt, worauf
20 jetzt die Nation hauptsächlich gestellt war, über die Zusammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet diese eingeschränkte und zweideutige Begnadigung so gut als gar keine war und viel zu sehr von der Willkür abhing, als daß sie die Gemüter hätte versichern können; ungeachtet er endlich auch
25 die entworfene Moderation als zu gelinde verwarf, über deren Härte man sich doch beklagte, so hatte er diesmal doch zugunsten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt getan; er hatte ihr die päpstliche Inquisition aufgeopfert und nur die bischöfliche gelassen, woran sie gewöhnt war. Sie hatte in dem
30 spanischen Konseil billigere Richter gefunden, als wahrscheinlicherweise zu hoffen gewesen war. Ob diese weise Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umständen die erwartete Wirkung getan haben würde, bleibt dahingestellt. Jetzt kam sie zu spät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüssel anlangten, war die Bilderstürmerei ausgebrochen.

¹⁾ Kopper., § 118, 124, Burg., 288.

Viertes Buch.

Der Bildersturm.

Die Triebfedern dieser außerordentlichen Begebenheit sind offenbar nicht so weit herzuholen, als viele Geschichtschreiber sich Mühe geben. Möglich allerdings und sehr wahrscheinlich, daß die französischen Protestanten emsig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzschule für ihre Religion zu unterhalten und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem König von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern strebten, um diesem unverföhnlichen Feind ihrer Partei in seinem eigenen Lande zu tun zu geben; sehr natürlich also, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlassen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrschende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter sie seufzten, zu überreiben und sie dadurch unvermerkt zu Untaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen viele gab, die ihrer eigenen verlorenen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn sie die Zahl ihrer Mitschuldigen vermehrten, die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn sie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor sie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eigenes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderstürmerei die Frucht eines überlegten Planes gewesen, der auf dem Konvent zu St. Trond verabredet worden; daß in einer solennen Versammlung so vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Teil dem Papsttum anhing, ein Rasender sich hätte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer offeneren Schandtat zu geben, die nicht sowohl eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem schlammigten Schoß einer verworfenen Böbelseele empfangen werden konnte, wäre schon allein darum nicht glaublich, weil diese wütende Tat in

5 ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt des Augenblicks gewesen zu sein, in welchem sie aus Licht trat, und weil sie aus den Umständen, die ihr vorhergingen, so natürlich fließt, daß es so tiefer Nachsichungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengefloßen aus dem untersten Pöbel, viehisch durch viehische Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauern, von Grenze zu Grenze herumgeschleucht und bis zur Verzweiflung geheßt, genötigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht gleich einem Werke der Finsternis zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphierenden Kirche, wo ihre übermütigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Wald, unter brennender Mittagshize, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gott zu dienen — hinausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur und in einem schrecklichen Augenblick an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ist dieses Schicksal; mit Bewunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne und im Herzen Erbitterung kommen dem Wink eines fanatischen Redners zu Hilfe; die Gelegenheit ruft, keine Verabredung ist nötig, wo alle Augen daselbe sagen; der Entschluß ist geboren, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; zu einer Untat bereit — keiner weiß es noch deutlich, zu welcher! — rennt dieser wütende Trupp auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihre Armut, die Pracht jener Tempel spricht ihrem landsflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgestellte Kreuz an den Landstraßen, jedes Heiligenbild, worauf sie stoßen, ist ein Siegesmal, das über sie errichtet ist, und jedes muß von ihren rächerischen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Greuel seine Entstehung; aber niedrige Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung aufzutut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Bildersturms geschah in Westflandern und Artois, in den Landschaften zwischen dem Ozean und dem Meere. Eine rasende Rote von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa dreihundert an der Zahl, mit Keulen, Ärten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, nur wenige darunter mit Feuerqewehr und Dolchen bewaffnet, werfen sich, von

fanatischer Mut begeistert, in die Flecken und Dörfer bei St. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten sie mit Füßen. Erhitzt durch diese verdammliche That und durch neuen Zulauf verstärkt, dringen sie 5 geradenwegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Calvinisten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein, die Wände werden mit Leitern erstiegen, die Gemälde mit Hämmern zer schlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Äxten zerhauen, die Altäre ihrer Zierraten 10 entkleidet, und die heiligen Gefäße gestohlen. Dieses Beispiel wird sogleich in Menin, Comines, Berrich, Lille und Dudenarde nachgeahmt; dieselbe Mut ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die ersten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimat, die das Fest 15 von Mariä Himmelfahrt in dieser Stadt zusammenge drängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelassene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofes, der ihn eilfertig nach Brüssel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrat ver 20 sammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, gibt Antwerpen dem Mutwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Losung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Böbels hange, die sich gleich in den ersten Tagen in spöttischen Anspielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Um 25 gängen auf den Chor geflüchtet, ohne es wie sonst in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche mutwillige Buben aus dem Volk, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich so bald absentiert habe. Andere stiegen auf die Kanzel, wo sie dem Prediger nachsäßen 30 und die Papisten zum Wettkampf herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spaß verdroß, wollte sie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtstuhl zu Schlägen. Ähnliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und viele kamen schon mit verdächtigen Werkzeugen 35 und heimlichen Waffen versehen. Endlich fällt es einem bei: „es leben die Geusen!“ zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, dasselbe zu tun. Die wenigen Katholiken, die da waren und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die 40 Kirche, nachdem sie alle Tore bis auf eines verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von

der Regierung verboten sind. Noch während dem Singen werfen sich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wütend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwertern und Dolchen und schlagen ihm das Haupt ab; Suren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und Leuchten zu dem Werk. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerichmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgröße, der zwischen den zwei Schächern dem Hochaltar gegenüber aufgestellt war, ein altes und sehr wertgehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden und tritt sie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Ole werden die Schuhe gerieben, Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füßen getreten. Alles dies geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugeteilt; jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, so halbsbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finsterniß, ungeachtet die größten Lasten um und neben ihnen fielen, und manche auf den obersten Sprossen der Leitern handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenstück leuchteten, wurde kein einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die Tat vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebenzig Altären, nach der Peterkirche in Rom einen der größten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöstern und Kapellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehren sich mit jeder neuen Schandtath, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöster berauscht man sich aufs neue; die Mönche und Nonnen lassen alles im Stich, um der letzten Beschimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieses Vorgangs hatte die Bürger aus dem ersten Schlafe geschreckt; aber die Nacht machte die Gefahr schrecklicher, als sie wirklich war, und anstatt seinen Kirchen zu Hilfe zu eilen, verschanzte man sich in seinen Häusern und erwartete mit ungewissem Entsetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die

geschehene Verwüstung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöster sind noch verschont geblieben; auch diese trifft ein ähnliches Schicksal; drei Tage dauert dieser Greuel. Besorgt endlich, daß dieses rasende Ge- 5
sindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerstören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane tun und ihren Waren-
gewölben gefährlich werden möchte, zugleich mutiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die
reichern Bürger, sich bewaffnet vor ihren Haustüren zu zeigen. Alle Tore der Stadt werden verschlossen, ein einziges aus- 10
genommen, durch welches die Bilderstürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denselben Greuel zu erneuern. Während
dieser ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einzigesmal ge-
wagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen; so sehr wurde sie durch die Übermacht der Calvinisten in Furcht gehalten, von denen, wie 15
man glaubte, das Raubgesindel gedungen war. Der Schade, den diese Verwüstung anrichtete, war unermesslich; bei der
Marienkirche allein wird er auf vierhunderttausend Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser
Gelegenheit vernichtet, viele kostbare Handschriften, viele Denk- 20
mäler, wichtig für Geschichte und Diplomatie, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die geraubten Sachen
bei Lebensstrafe wieder einzuliefern, wobei ihm die reformierten Prediger, die für ihre Religionspartei errötheten, nachdrücklich
beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die An- 25
führer des Gesindels, entweder, weil weniger die Raubsucht, als Fanatismus und Rache sie beseelten, oder weil sie von fremder
Hand geleitet wurden, beschloßen, um diese Ausschweifung künf-
tig zu verhüten, fortan bandenweis und in besserer Ordnung zu 30
stürmen¹⁾.

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksal. Gleich auf die erste Nachricht der Bilderstürmerei in Ant-
werpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewalt- 35
sam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volk vorlegte, waren die Stimmen geteilt, und viele erklärten gerade-
heraus, daß sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so gestalten Sachen fanden es die katho-
lischen Geistlichen ratsam, die besten Kostbarkeiten der Kirchen in die Zitadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, 40

¹⁾ Meteren, 86; Strad., 145—147; Burg., 294, 295, 300; Hopper., § 126; Meurs, Guill. Auriac., L. II. 13, 14.

was ihre Vorfahren dorein geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Zeremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte.

5 Endlich wagt es eine tollbreuste Rotte, mit dem unverschämten Antrag an den Gouverneur der Stadt zu deputieren: „Es sei ihnen,“ sagten sie, „von ihren Obern anbefohlen, nach dem Beispiel der andern Städte die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. Widersezte man sich ihnen nicht, so sollte es ruhig und ohne

10 Schaden vor sich gehen; im Gegentheil aber würden sie stürmen;“ ja, sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hilfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmutung; nachdem er aber in Überlegung gezogen, daß die Ausschweifungen durch das Ansehen der Gesetze

15 vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häfcher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen angefihts der Garnison, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderstürmer zu ziehen, ihrer Zierraten entkleidet. Da es diesen hinterbracht

20 worden war, daß man die goldenen und silbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenschmuck unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolfs von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrührerischen Genter

25 im Treffen geblieben und in Tournay beigesezt war. Dieser Adolf hatte seinen Vater mit Krieg überzogen und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefängnis geschleppt; ihm selbst aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahr-

30 hundert, rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vaternörders Gebeine noch einmal dem Fluch preiszugeben¹⁾.

Mit den Bilderstürmern aus Tournay verbanden sich andere

35 aus Valenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zugrunde ging. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom erlitten

40 das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg nebst einem Teile von Artois und von Hennegau hatten

1) Burg., 315, 316.

das Glück, sich von diesen Schandtaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüstet¹⁾.

Von der nämlichen Raserei, die den südlichen Teil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländischen Städte Amsterdam, Leyden und Gravenhaag hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben oder ihn mit gewaltsamer Hand daraus weggerissen zu sehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entschlossenheit ihres Magistrats der Verwüstung. Dieselben Gewalttätigkeiten wurden auch auf den seeländischen Inseln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyssel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Meghem vor einem ähnlichen Schicksal²⁾.

Das Gerücht dieser Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüssel, wo die Oberstatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsrats veranstaltet hatte. Die Schwärme der Bilderstürmer dringen schon weit ins Brabantische vor und drohen sogar der Hauptstadt, wo ihnen ein starker Anhang gewiß ist, hier unter den Augen der Majestät denselben Greuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Person in Furcht, die sie selbst im Herzen des Landes, im Kreis der Statthalter und Ritter nicht sicher glaubt, ist schon im Begriffe, nach Mons in Hennegau zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog von Arschot zu einem Zufluchtsort aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderstürmer gegeben, zu unanständigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umsonst, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden und ihr auf das dringendste anliegen, sie durch eine so schimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszusetzen, als hätte es ihnen an Mut oder Eifer gefehlt, ihre Fürstin zu schützen; umsonst, daß die Stadt Brüssel selbst es ihr nahe legt, sie in dieser Extremität nicht zu verlassen, daß ihr der Staatsrat nachdrückliche Vorstellungen macht, durch einen so zaghaften Schritt die Insolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern; sie beharrt unbeweglich auf diesem verzweifeltsten Entschluß, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderstürmer gegen die Hauptstadt im Anzug seien. Sie gibt Befehl, alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages

¹⁾ Meteren, 85, 87; Strad., 149.

²⁾ Burg., 318, 319; Meurs. Gull. Auriac., L. II. 15.

steht der Greis Viglius vor ihr, den sie, den Großen zu Ge-
 fallen schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will
 wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich ge-
 steht, daß sie fliehen wolle, und daß er wohl tun würde, wenn
 er sich selbst mit zu retten suchte. „Zwei Jahre sind es nun,“
 5 sagte ihr der Greis, „daß Sie dieses Ausgangs der Dinge ge-
 wärtig sein konnten. Weil ich freier gesprochen habe als Ihre
 Höflinge, so haben Sie mir Ihr fürstliches Ohr verschlossen, das
 nur verderblichen Anschlägen geöffnet war.“ Die Regentin räumt
 10 ein, daß sie gefehlt habe und durch einen Schein von Recht-
 schaffenheit geblendet worden sei; jetzt aber drängte sie die Not.
 „Sind Sie gesonnen,“ versetzte Viglius hierauf, „auf den könig-
 lichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu bestehen?“ „Das bin
 ich,“ antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen Sie Ihre Zu-
 15 flucht zu dem großen Geheimniß der Regentenkunst, zur Ver-
 stellung, und schließen Sie sich scheinbar an die Fürsten an, bis
 Sie mit ihrer Hilfe diesen Sturm zurückgeschlagen haben. Zei-
 gen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im Herzen weit entfernt
 sind. Lassen Sie sie einen Eid ablegen, daß sie mit ihnen ge-
 20 meine Sache machen wollen, diesen Unordnungen zu begegnen.
 Denjenigen, die sich bereitwillig dazu finden lassen, vertrauen
 Sie sich als Ihren Freunden; aber die andern hüten Sie sich ja
 durch Geringschätzung abzuschrecken.“ Viglius hielt sie noch
 lange durch Worte hin, bis die Fürsten kamen, von denen er
 25 wußte, daß sie die Flucht der Regentin keineswegs zugeben wür-
 den. Als sie erschienen, entfernte er sich in der Stille, um dem
 Stadtrat den Befehl zu erteilen, daß er die Tore schließen
 und allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang versagen sollte.
 Dieser letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorstellungen ge-
 30 tan hatten. Die Regentin, die sich in ihrer eigenen Residenz
 gefangen sah, ergab sich nun dem Zureden ihres Adels, der sich
 anheischig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr aus-
 zubarren. Sie machte den Grafen von Mansfeld zum Be-
 fehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Besatzung und
 35 bewaffnete ihren ganzen Hof¹⁾.

Jetzt wurde Staatsrat gehalten, dessen endlicher Schluß
 dahin ging, der Notwendigkeit nachzugeben, die Predigten an
 den Orten, wo sie bereits angefangen, zu gestatten, die Auf-
 hebung der päpstlichen Inquisition öffentlich bekannt zu machen,
 40 die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeschafft zu erklären und
 vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit

¹⁾ Burg., 330, 331; Hopper., § 128; Vita Vigl., 48.

ohne Einschränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorne nebst einigen andern dazu ernannt, mit den Deputierten des Bundes deswegen zu unterhandeln. Dieser wird feierlich und in den unzweideutigsten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittschrift freigesprochen und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieser Versicherung nachzuleben und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbundenen in einem Revers, getreue Diener Sr. Majestät zu sein, zu Wiederherstellung der Ruhe und Bestrafung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen und dem König gegen innre und äußere Feinde tätige Hilfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt und von den Bevollmächtigten beider Teile unterzeichnet, der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzogin signiert und mit ihrem Siegel versehen. Nach einem schweren Kampf und mit weinenden Augen hatte die Regentin diesen schmerzlichen Schritt getan, und mit Bittern gestand sie ihm dem König. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerißen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen von Oranien¹⁾.

Dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen, Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen wie eine Sache, die dem ersten Finder gehört, in Besitz genommen und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz gibt sie ihren rechtmäßigen Besitzern wieder, veranstaltet ihre Ausbesserung und stellt den katholischen Gottesdienst wieder darin her. Drei von den Bilderstürmern, die man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strang, einige Aufrührer werden verwiesen, viele andere stehen Büchtigungen aus. Darauf versammelt er vier Deputierte von jeder Sprache oder, wie man sie nannte, den Nationen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten, wo sie entweder neue Kirchen bauen oder auch Privathäuser dazu einrichten könnten. Darin

¹⁾ Meeren, 88, 89, 90; Hopper., § 128, 129—134; Burg., 333—337; Meurs., L. II, 16, 17.

sollten sie jeden Sonn- und Festtag, und immer zu derselben
 Stunde, ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte
 ihnen zu diesem Gebrauch untersagt sein. Fiele kein Festtag in
 die Woche, so sollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als
 5 zwei Geistliche sollte keine Religionspartei unterhalten, und diese
 müßten geborne Niederländer sein oder wenigstens von irgend-
 einer angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht emp-
 fangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit
 der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen
 10 Dingen untertan zu sein. Alle Auflagen sollten sie gleich den
 übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewaffnet zur Predigt
 kommen, ein Schwert aber sollte erlaubt sein. Kein Prediger
 sollte die herrschende Religion auf der Kanzel anfechten, noch
 sich auf Kontroverspunkte einlassen, ausgenommen, was die
 15 Lehre selbst unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe.
 Außerhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Psalm von
 ihnen gesungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorsteher
 und Diakonen sowie zu allen ihren übrigen Konsistorialversamm-
 lungen sollte jederzeit eine obrigkeitliche Person gezogen werden,
 20 die dem Prinzen und dem Magistrat von dem, was darin ausge-
 macht worden, Bericht abstattete. Übrigens sollten sie sich des-
 selben Schutzes wie die herrschende Religion zu erfreuen haben.
 Diese Einrichtung sollte Bestand haben, bis der König mit Zu-
 zicherung der Staaten es anders beschließen würde, dann aber je-
 25 dem freistehen, mit seiner Familie und seinen Gütern das Land
 zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und
 Utrecht, um dort zu Wiederherstellung der Ruhe ähnliche Ein-
 richtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während seiner
 30 Abwesenheit der Aufsicht des Grafen von Hoogstraeten an-
 vertraut, der ein sanfter Mann war und, unbeschadet seiner er-
 klärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den
 König hatte ermangeln lassen. Es ist sichtbar, daß der Prinz
 bei diesem Vertrag seine Vollmacht weit überschritten und im
 35 Dienst des Königs nicht anders als wie ein souveräner Herr ge-
 handelt hat. Aber er führte zu seiner Entschuldigung an, daß
 es dem Magistrat weit leichter sein würde, diese zahlreiche und
 mächtige Sekte zu bewachen, wenn er sich selbst in ihren Gottes-
 dienst mischte, und wenn dieser unter seinen Augen vor sich ginge,
 40 als wenn die Sektierer im freien Felde sich selbst überlassen
 wären¹⁾.

¹⁾ Meteren, 91; Burg., 349—354; Strad., 153; Hopper., § 136; Meurs. Gull.
 Aurlac., L. I, 17, 18.

Strenger betrug sich der Graf von Meghem in Geldern wo er die protestantische Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüssel bediente sich die Regentin des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten sogar außer der Stadt zu verhindern. Als deshalb der Graf von Nassau sie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte und die Frage an sie tat, ob die Stadt Brüssel weniger Rechte hätte als die übrigen Städte, so antwortete sie: Wenn in Brüssel vor dem Vertrag schon öffentliche Predigten gehalten worden, so sei es ihr Werk nicht, wenn sie jetzt nicht mehr stattfänden. Zugleich aber ließ sie unter der Hand der Bürgerschaft bedeuten, daß dem Ersten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß sei. So erhielt sie wenigstens die Residenz sich getreu¹⁾.

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geschäft an Montignys Statt, zu dessen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorne übertragen war. Hoorne befahl den Protestanten, sogleich die Kirchen zu räumen und sich außer den Mauern mit einem Gotteshaus zu begnügen. Davider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen seien zum Gebrauch des Volks errichtet, das Volk aber sei nicht, wo die Väter, sondern wo der größte Teil sei. Verjage man sie aus den katholischen Kirchen, so sei es billig, daß man ihnen das Geld schaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: Wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sei, so sei sie zuverlässig die bessere. Kirchen zu bauen, sollte ihnen unvermehrt sein; hoffentlich aber würden sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderstürmern, erlitten, nicht zumuten, sich ihrer Kirchen wegen noch in Unkosten zu setzen. Nach langem Gezänke von beiden Seiten wußten die Protestanten doch im Besitz einiger Kirchen zu bleiben, die sie zu mehrerer Sicherheit mit Wache besetzten²⁾. Auch in Valenciennes wollten sich die Protestanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. St. Aldegonde, Herrn von Noircarmes, dem in Abwesenheit des Marquis von Bergen die Statthaltertschaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformierter Prediger, la Grange, ein Franzose von Geburt, verhezte die Gemüther, die er durch die Gewalt seiner Beredsamkeit unumschränkt beherrschte, auf eigenen Kirchen innerhalb der Stadt zu bestehen und im

¹⁾ Burg., 345, 346, 354.

²⁾ Burg., 356, 357.

Verweigerungsfall mit einer Übergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Calvinisten und ihr Einverständnis mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltfames gegen sie zu unternehmen¹⁾.

5 Auch der Graf von Egmont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem König seinen Eifer zu beweisen. Er brachte Besatzung in die Stadt Gent und ließ einige von den schlimmsten Aufrührern am Leben strafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholische Gottesdienst erneuert, und alle
10 Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Calvinisten, aber nur diesen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, sich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten sie sich zum strengsten Gehorsam gegen die Stadtoberkeit und zu tätiger Mitwirkung bei den Prozeduren gegen die Bilderstürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm
15 durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von seinen Edelknechten und ein Anhänger des Bundes, Johann Cassembrot, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderstürmer an der Spitze einiger hündischen Reiter, überfiel einen Schwarm von
20 ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt in Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern, und bekam ihrer dreißig gefangen, wovon auf der Stelle zweiundzwanzig aufgehängt, die übrigen aber aus dem Lande gepeitscht wurden²⁾.

Dienste von dieser Wichtigkeit, sollte man denken, hätten es
25 nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Oranien, Egmont und Hoorne bei dieser Gelegenheit leisteten, zeugte wenigstens von ebensoviel Eifer und schlug ebenso glücklich aus, als was Noircarmes, Meghem und Aremberg vollführten, welchen der König seine Dankbarkeit
30 in Worten und Taten zu erkennen gab. Aber dieser Eifer, diese Dienste kamen zu spät. Zu laut hatten sie bereits gegen seine Edikte gesprochen, zu heftig seinen Maßregeln widerstritten, zu sehr hatten sie ihn in der Person seines Ministers Granvella beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung gewesen wäre.
35 Keine Zeit, keine Neue, kein noch so vollwichtiger Ersatz konnte diese Verschuldungen aus dem Gemüt ihres Herrn vertilgen.

(1566.) Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderstürmerei und dem mit den Unkatholischen eingegangenen Vergleich bei ihm einliefen. Die Regentin
40 erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um seine persönliche Überkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der

¹⁾ Burg., 859 sq.

²⁾ Meteren, 91, 92; Burg., 840—343.

Präsident Biglius mit seinem Freunde Hopperus um diese Zeit wechselte. Auch von den niederländischen Großen legten viele, als z. B. Egmont, Mansfeld, Meghem, Aremberg, Noircarmes und Berlaymont besondere Schreiben an ihn bei, worin sie ihm von dem Zustand ihrer Provinzen Bericht abstatteten und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den besten Gründen zu schmücken suchten. Um eben diese Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiser an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Untertanen ermahnte und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch deswegen unmittelbar an die Regentin selbst nach Brüssel geschrieben und an die Häupter des Adels besondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben worden. Des ersten Unwillens mächtig, welchen diese verhaßte Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König seinem Konseil, sich über diesen neuen Vorfall zu beraten.

Granvellas Partei, die in demselben die Oberhand hatte, wollte zwischen dem Betragen des niederländischen Adels und den Ausschweifungen der Tempelschänder einen sehr genauen Zusammenhang bemerkt haben, der aus der Ähnlichkeit ihrer beiderseitigen Forderungen und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demselben Monat, merkten sie an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderstürmerei angefangen; am Abend desselben Tages, an welchem Dranien die Stadt Antwerpen verlassen, seien auch die Kirchen verwüstet worden. Während des ganzen Tumults habe sich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedienet, seien zum Vorteil der Sekten gewesen, alle andre hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderstürmern, hieß es weiter, sagten aus, daß sie alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten getan, und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das sie auf eigne Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorschein, worin der vornehme Adel den Geusen seine Dienste versprach, die Versammlung der Generalstaaten durchzusetzen, welche jener aber hartnäckig verleugnete. Man wollte überhaupt vier verschiedene Zusammenrottierungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau ineinander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon sollten jene verworfenen Rotten sein, welche die Kirchen verwüstet; eine zweite die verschiedenen Sekten, welche

jene zu der Schandtat gedungen; die Geusen, die sich zu Beschützern der Sekten aufgeworfen, sollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geusen durch Lehnsverhältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft zugegan sei. Alles war demzufolge von gleicher Verderbnis ange-
 5 gestreckt, und alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht bloß mit einigen getrennten Gliedern zu tun, sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der versührte Teil, und die Auf-
 10 munterung zur Empörung von obenherunter gekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, daß man alle Klassen ohne Unterschied drückte und dem gemeinen Volk ebensoviel
 15 Strenge als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man beide gezwungen, einander zu suchen; man hatte dem letztern eine Partei und dem ersten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchsam und träge, wenn die äußerste
 20 Not ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stich lassen und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen teilte. Man trug demnach bei dem Könige darauf an, den großen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch
 25 nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwand zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Untertanen als ein großmütiges Geschenk zu be-
 30 willigen¹⁾.

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, schienen gegen die jetzige dringende
 35 Notwendigkeit zu verschwinden. „Jetzt,“ ließen sich Tisnaq und Hopperus heraus, „sei die Angelegenheit wirklich vor-
 40 handen, welche der König, laut seiner eigenen Erklärung, die er ehemals dem Grafen von Egmont getan, tausend Leben zu wagen bereit sei. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe sich Karl der Fünfte einer beschwerlichen und gefahr-
 vollen Landreise durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer einzigen Stadt willen; und jetzt gelte es die Ruhe, vielleicht sogar

¹⁾ Burg., 363, 364; Hopper., § 138, 139, 140 und § 152, 153.

den Besitz aller vereinigten Provinzen¹⁾. Dieser Meinung waren die meisten, und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr umgehen könnte.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er sie antreten sollte? und hierüber waren der Prinz von 5
Eboli und der Graf von Figueroa mit dem Herzog von Alba verschiedener Meinung, wie der Privatvorteil eines jeden dabei verschieden war. Reiste der König an der Spitze einer 10
Armee, so war der Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegenteil bei einer friedlichen Beilegung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. „Eine Armee,“ erklärte Figueroa, den die Reihe zuerst traf, 15
zu reden, „würde die Fürsten, durch deren Gebiet man sie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von ihnen zu erfahren haben, die Provinzen aber, zu deren Beruhigung sie bestimmt wäre, unnötig belästigen und zu den Beschwerden, welche diese bisher so weit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie würde 20
alle Untertanen auf gleiche Art drücken, da im Gegenteil eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den Unschuldigen von dem Schuldigen unterscheide. Das Ungewöhnliche und Gewaltsame eines solchen Schritts würde die Häupter der Faction in Versuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran Mutwille und 25
Leichtsinn den größten Anteil gehabt, von einer ernsthaften Seite zu sehen und nun erst mit Plan und Zusammenhang fortzuführen; der Gedanke, den König so weit gebracht zu haben, würde sie in eine Verzweiflung stürzen, worin sie das Äußerste 30
unternehmen würden. Stelle sich der König den Rebellen gewaffnet entgegen, so begeben er sich des wichtigsten Vorteils, den er über sie habe, seiner landesherrlichen Würde, die ihn um so mächtiger schirme, je mehr er zeige, daß er auf sie allein sich verlasse. Er setze sich dadurch gleichsam in einen 35
Rang mit den Rebellen, die auch ihrerseits nicht verlegen sein würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen spanische Heere bei der Nation vorarbeite. Der König vertausche auf diese Art die gewisse Überlegenheit, die ihm sein Verhältnis als Landesfürst gewähre, gegen den ungewissen 40
Ausgang kriegerischer Unternehmungen, die, auf welche Seite auch der Erfolg falle, notwendig einen Teil seiner eigenen Untertanen zugrunde richten müssen. Das Gerücht seiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug in den Provinzen voraneilen, um allen, die sich einer schlimmen Sache bewußt

¹⁾ Hopper., § 142; Burg., 366.

wären, hinreichende Zeit zu verschaffen, sich in Verteidigungsstand zu setzen und sowohl ihre innern als auswärtigen Hilfsquellen wirken zu lassen. Hierbei würde ihnen die allgemeine Furcht große Dienste leisten; die Ungewißheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den minder Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebellen hinüberziehen und ihm Feinde erzwingen, die es ohne das niemals würden geworden sein. Wüßte man ihn aber ohne eine solche fürchterliche Begleitung im Anzug, wäre seine Erscheinung weniger die eines Blutrichters als eines zürnenden Vaters, so würde der Mut aller Guten steigen und die Schlimmen in ihrer eigenen Sicherheit verderben. Sie würden sich überreden, das Geschehene für weniger bedeutend zu halten, weil es dem König nicht wichtig genug geschienen, deswegen einen gewaltsamen Schritt zu tun. Sie würden sich hüten, durch offenbare Gewalttätigkeiten eine Sache ganz zu verschlimmern, die vielleicht noch zu retten sei. Auf diesem stillen, friedlichen Weg würde also gerade das erhalten, was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Untertan würde auf keine Art mit dem strafwürdigen Rebellen vermengt; auf diesen allein würde das ganze Gewicht seines Zorns fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß man dadurch zugleich einem ungeheuern Aufwand entginge, den der Transport einer spanischen Armee nach diesen entlegenen Gegenden der Krone verursachen würde¹⁾.

„Aber,“ hub der Herzog von Alba an, „kann das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anschlag kommen, wenn das Ganze in Gefahr schwebt? Weil einige Treugesinnte übel dabei fahren, sollen darum die Auführer nicht gezüchtigt werden? Das Vergehen war allgemein; warum soll die Strafe es nicht sein? Was die Rebellen durch ihre Taten, haben die übrigen durch ihr Unterlassen verschuldet. Wessen Schuld ist es als die ihrige, daß es jenen so weit gelungen ist? Warum haben sie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerstanden? Noch, sagt man, sind die Umstände so verzweifelt nicht, daß sie dieses gewaltsame Mittel rechtfertigten — aber wer steht uns dafür, daß sie es bei der Ankunft des Königs nicht sein werden, da nach jeglichem Berichte der Regentin alles mit schnellen Schritten zur Verschlimmerung eilt? Soll man es darauf wagen, daß der Monarch erst beim Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie notwendig ihm eine Kriegsmacht gewesen? Es ist nur allzu begründet, daß sich die Rebellen eines auswärtigen Beistands versichert haben, der ihnen auf den ersten Wink zu Gebote steht; ist es aber

¹⁾ Burg., 386, 387.

dann Zeit, auf eine Kriegsrüstung zu denken, wenn der Feind über die Grenzen hereinbricht? Soll man es darauf ankommen lassen, sich mit den nächsten den besten niederländischen Truppen behelfen zu müssen, auf deren Treue so wenig zu rechnen ist? und kommt endlich die Regentin selbst nicht immer darauf zurück, daß nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht sie bisher gehindert habe, den Edikten Kraft zu geben und die Fortschritte der Rebellen zu hemmen? Nur eine wohldisziplinierte und gefürchtete Armee kann diesen die Hoffnung ganz abschneiden, sich gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten und nur die gewisse Aussicht ihres Verderbens ihre Forderungen herabstimmen. Ohne eine hinreichende Kriegsmacht kann der König ohnehin keine Person nicht in feindliche Länder wagen; ohne sie kann er mit seinen rebellischen Untertanen keine Verträge eingehen, die seiner Würde gemäß sind¹⁾."

(1566.) Das Ansehen des Redners gab seinen Gründen das Übergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Dzean für ihn zu wagen war, so blieb ihm keine andre Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahinzugehen, oder von Savoyen aus die apenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig sein konnte; und über die Apenninen war in dieser späten Fahrzeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nötigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Kastilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den Dezember bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahr nicht unternommen werden²⁾.

Indessen drang die Regentin auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich aus gegenwärtigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehen zuviel dabei zu vergeben; und etwas mußte notwendig geschehen, ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzogin erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Ratsversammlungen vorlegen durfte, und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine

¹⁾ Burg., 381—390.

²⁾ Hopper., § 154, 155; Burg., 390—392.

Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantin Clara
 Isabella Eugenia, nachheriger Erzherzogin Albert von
 Oesterreich und Fürstin der Niederlande an. Er erklärte ihr
 seinen nunmehr festen Entschluß, die Niederlande in Person zu
 5 besuchen, wozu er bereits die nötigen Zurüstungen mache. Die
 Ständeversammlung verwarf er wie das vorige Mal; des Ver-
 gleichs, den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde ein-
 gegangen war, geschah in diesem Briefe gar keine Erwähnung,
 weil er es noch nicht rathsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen,
 10 und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären.
 Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimente
 aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspenstigen
 Gewalt entgegenzusetzen. Übrigens, schloß er, verlasse er sich
 auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er viele kenne,
 15 die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem König mein-
 ten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal an-
 befohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hinter-
 treiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu
 mächtig werden sollte, und sie der Gewalt würde nachgeben müssen,
 20 es wenigstens so vorsichtig einzurichten, daß seiner Würde nichts
 vergeben und seine Einwilligung darein niemand kund würde¹⁾.

(1566.) Währenddem, daß man sich in Spanien über diese
 Sache beratschlagte, machten die Protestanten in den Nieder-
 landen von den Vorrechten, die man ihnen gezwungenerweise
 25 bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen
 kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit
 zustande; jung und alt, der Adel wie die Geringeren halfen
 Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um
 das Werk zu beschleunigen. Beide Religionsparteien errichteten
 30 in mehrern Städten eigene Konsistorien und einen eigenen Kir-
 chenrat, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten
 ihren Gottesdienst auf einen gesetzmäßigen Fuß. Man trug auch
 darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fond zusammen-
 zuschießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische
 35 Kirche im ganzen angingen, sogleich die nötigen Mittel zur
 Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoog-
 straeten von den Calvinisten dieser Stadt eine Schrift über-
 geben, worin sie sich anheischig machten, für die freie Übung
 ihrer Religion durch alle niederländische Provinzen drei Millio-
 40 nen Taler zu erlegen. Von dieser Schrift gingen viele Kopien
 in den Niederlanden herum; um die übrigen anzulocken, hatten

¹⁾ Meteren, 92; Hopper., § 144, 145, 146; Burg., 969, 370.

sich viele mit prahlerischen Summen unterschrieben. Über dieses ausschweifende Anerbieten sind von den Feinden der Reformierten verschiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für sich haben. Unter dem Vorwand nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieses Versprechens zusammenzubringen, hoffte man, wie einige glaubten, mit desto weniger Verdacht die Beisteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegerischen Widerstande jetzt benötigt war; und wenn sich die Nation nun doch einmal, sei es für oder gegen die Regentin, in Unkosten setzen sollte, so war zu erwarten, daß sie sich weit leichter dazu verstehen würde, zu Erhaltung des Friedens als zu einem unterdrückenden und verheerenden Krieg beizutragen. Andere sahen in diesem Anerbieten weiter nichts als eine temporäre Ausflucht der Protestanten, ein Blendwerk, wodurch sie den Hof einige Augenblicke lang unentschlüssig zu machen gesucht haben sollen, bis sie Kräfte genug gesammelt, ihm die Stirne zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großsprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen und den Mut der Partei durch die Eröffnung so reicher Hilfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von diesem Anerbieten gewesen sei, so gewannen seine Urheber dadurch wenig, die Beisteuern flossen sehr sparsam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit stillschweigender Verachtung¹⁾.

Aber der Erzeß der Bilderstürmerei, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern und die Protestanten emporzubringen, hatte beiden einen unerseßlichen Schaden getan. Der Anblick ihrer zerstörten Kirchen, die, nach Wiglius' Ausdruck, Viehställen ähnlicher sahen als Gotteshäusern, entrüstete alle Katholiken und am meisten ihre Geistlichkeit. Alle, die von dieser Religion dazu getreten waren, verließen jetzt den Bund, der die Ausschweifungen der Bilderstürmer, wenn auch nicht absichtlich angestiftet und befördert, doch unstreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Calvinisten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrschende war, die Katholiken aufs grausamste bedrückten, riß diese vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und sie gaben es auf, sich einer Partei anzunehmen, von welcher wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigene Religion so viel zu befürchten stand. So verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgesinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und sein Ansehen in der Republik fing merklich an zu sinken. Die Strenge, mit der

¹⁾ Strad., 163; Burg., 874, 875; U. G. b. v. N., III. T., 93.

einige seiner Mitglieder, um sich der Regentin gefällig zu zeigen und den Verdacht eines Verständnisses mit den Ubelgesinnten zu entfernen, gegen die Bilderstürmer verfahren, schadete ihm bei dem Volk, daß jene in Schutz nahm, und er war in 5 Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieser Veränderung hatte die Regentin nicht sobald Nachricht erhalten, als sie den Plan entwarf, allmählich den ganzen Bund zu trennen oder wenigstens durch innre Spaltungen zu entkräften. Sie bediente sich zu dem Ende der Privatbriefe, die 10 der König an einige aus dem Adel an sie beigeschlossen, mit völliger Freiheit, sie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Diese Briefe, welche von Wohlgewogenheit überslossen, wurden denen, für welche sie bestimmt waren, mit absichtlich verunglückter Heimlichkeit zugestellt, so daß jederzeit einer oder der andere von 15 denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abschriften davon herumgingen. Dieser Kunstgriff erreichte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man so glänzende Ver- 20 sprachungen gemacht, ein Mißtrauen zu setzen; aus Furcht, von ihren wichtigsten Beschützern im Stiche gelassen zu werden, ergriffen sie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten sich zu einer baldigen Versöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht 25 von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentin allerorten zu verbreiten, Sorge trug, leistete ihr dabei große Dienste; viele, die sich von dieser königlichen Erscheinung nicht viel Gutes versprochen, besonnen sich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letztenmal angeboten 30 ward¹⁾.

Von denen, welche dergleichen Privat Schreiben bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Oranien. Beide hatten sich bei dem Könige über die übeln Nachreden beschwert, womit 35 man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Absichten verdächtig zu machen suchte; Egmont besonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu bestimmen, wodurch man ihm gefällig werden und seinen Dienstleister dartun könnte. Seine 40 Verleumder, ließ ihm der König durch den Präsidenten von Tisnaq zurückschreiben, könne er durch nichts besser widerlegen

¹⁾ Thuan., II. 507; Strad., 164, 165; Meteren, 93.

als durch die vollkommenste Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche so klar und bestimmt abgefaßt seien, daß es keiner neuen Auslegung und keines besondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverän komme es zu, zu beratschlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souveräns unbedingt nachzuleben, gebühre dem Untertan; in seinem Gehorsam bestehe dessen Ehre. Es stehe einem Gliede nicht gut an, sich für weiser zu halten als sein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, daß er nicht alles getan habe, was in seinen Kräften gestanden, um der Ausgelassenheit der Sektierer zu steuern, aber auch noch jetzt stehe es in seiner Gewalt, das Versäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigstens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorames Kind mit Verweisen strafte, so behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen seinen Freund mußte man Kunst und Betrug zu Hilfe rufen. Auch Oranien hatte in seinem Briefe des schlimmen Verdachts erwähnt, den der König in seine Treue und Ergebenheit setze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie Egmont, ihm diesen Verdacht zu benehmen, wovon er längst zurückgekommen war, sondern um von dieser Beschwerde den Übergang auf die Bitte zu nehmen, daß er ihn seiner Ämter entlassen möchte. Ost schon hatte er diese Bitte an die Regentin getan, stets aber unter den stärksten Beteuerungen ihrer Achtung eine abschlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, erteilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit ebensovarken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besonders bezeugte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit, beklagte es sehr, daß die Privatumstände des Prinzen (von denen der letztere einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen), so sehr verfallen sein sollten, endigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sei, einen Diener von seiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, setzte er hinzu, der Prinz hege eine bessere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwätz gewisser Menschen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen von Nassau, bat sich in dieser Sache zum Schein seinen Rat aus und äußerte

zuletzt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeitlang aus den Niederlanden entfernt zu wissen¹⁾).

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu tun, der ihm an Schlaubeit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn und sein geheimes Konseil in Madrid und Segovien schon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieses heimlichsten von allen Despoten war seiner List und seinem Gelbe zugänglich geworden; auf diesem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin ingeheim nach Madrid geschrieben, mit ihrer eignen Handschrift erhalten und in Brüssel unter ihren Augen gleichsam im Triumph zirkulieren lassen, daß sie selbst, die mit Erstaunen hier in jedermanns Händen sah, was sie so gut aufgehoben glaubte, dem König anlag, ihre Depeschen ins Künftige sogleich zu vernichten. Wilhelms Wachsamkeit schränkte sich nicht bloß auf den spanischen Hof ein; bis nach Frankreich und noch weiter hatte er seine Kundschafter gestellt, und einige beschuldigen ihn sogar, daß die Wege, auf welchen er zu seinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unschuldigsten gewesen. Aber den wichtigsten Aufschluß gab ihm ein aufgefangener Brief des spanischen Botschafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzogin, worin sich dieser über die schöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verschuldung des niederländischen Volks dem König jetzt gegeben sei, eine willkürliche Gewalt in diesem Lande zu gründen. Darum riet er ihr an, den Adel jetzt durch eben diese Künste zu hintergehen, deren er sich bis jetzt gegen sie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen sicher zu machen. Der König, schloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde sie zu seiner Zeit wohl zu finden wissen, so wie die beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entweichen würden; und er habe geschworen, ein Beispiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Christenheit sich entsetzen solle, müßte er auch alle seine Erbländer daran wagen. Diese schlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien schrieben, und worin sie über die zurücksetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen sie bittere Beschwerden führten, die höchste Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den schönen Versicherungen des Königs zu halten habe²⁾.

¹⁾ Hopper., § 149; Burg., 397; Apologie de Guillaume Pr. d'Orange als Bellage.

²⁾ Reidan., 3; Thuan., 507; Burg., 401; Meteren, 94; Strad., 160.

(1566.) Der Brief des Ministers Alava nebst einigen andern, die aus Spanien datiert waren und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und seinen schlimmen Absichten wider die Edeln umständliche Nachricht gaben, legte der Prinz seinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Nassau, dem Grafen von Egmont, von Hoorne und von Hoogstraeten bei einer Zusammenkunft zu Dendermonde in Flandern vor, wohin sich diese fünf Ritter begeben hatten, gemeinschaftlich miteinander die nötigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur seinem Unwillen Gehör gab, behauptete toll- dreist, daß man ohne Zeitverlust zu den Waffen greifen und sich einiger fester Plätze versichern müsse. Dem König müsse man, es koste auch, was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen versagen. Man müsse die Schweiz, die protestantischen Fürsten Deutschlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß sie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erschwerten, und wenn er sich demungeachtet durch alle diese Hindernisse hindurchschlüge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf sich, in Frankreich, der Schweiz und in Deutschland ein Schutzbündnis zu negotiieren und aus letzterem Reiche viertausend Reuter nebst einer verhältnismäßigen Anzahl Fußvolks zusammenzubringen; an einem Vorwand fehle es nicht, das nötige Geld einzutreiben, und die reformierten Kaufleute würden ihn, wie er sich versichert hielt, nicht im Stich lassen. Aber Wilhelm, vorsichtiger und weiser, erklärte sich gegen diesen Vorschlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquisition, stellte er vor, sei in der That aufgehoben, die Plakate beinahe ganz in Vergessenheit gekommen und eine billige Glaubensfreiheit verstatet. Bis jetzt also fehle es ihnen an einem gültigen Grund, diesen feindlichen Weg einzuschlagen; indessen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung also sei, diesen gelassen zu erwarten, unterdessen aber auf alles ein wachsameres Auge zu haben und dem Volk von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit sei, zu handeln, wenn die Umstände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Versammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, so ist kein Zweifel, daß eine so mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Ansehen ihrer Glieder, den Absichten des Königs Hindernisse hätten entgegensetzen können, die ihn gezwungen haben würden, seinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Mut der

versammelten Ritter wurde gar sehr durch die Erklärung niedergeschlagen, womit der Graf von Egmont sie überraschte. „Lieber,“ sagte er, „mag alles über mich kommen, als daß ich das Glück so verwegend versuchen sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig, — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüt seines Herrn zu schauen und seine Geheimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm Diensteifer hegt und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsre Treue zu setzen; und dazu, deucht mir, hätten wir ihm nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdopplung meines Eifers seine Meinung von mir zu verbessern und durch mein künftiges Verhalten womöglich dem Verdacht auszulöschen, den meine bisherigen Handlungen auf mich geworfen haben mögen. Und wie sollte ich mich auch aus den Armen meiner zahlreichen und hilfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herumzutragen, eine Last für jeden, der mich aufnimmt, jedes Sklave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leidlichen Zwang in meiner Heimat zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und teuer war, und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so billige, so gnädige Gefinnungen gehegt und so nachdrücklich, so heilig mir beteuert hat, jetzt so despotische Anschläge dagegen schmieden soll. Haben wir dem Lande nur erst seine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wiederhergestellt, so glauben Sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen mehr hören wird; und dies ist es, wozu ich Sie alle durch meinen Rat und durch mein Beispiel jetzt auffordere, und wozu auch bereits die mehresten unsrer Brüder sich neigen. Ich meinesteils fürchte nichts von dem Zorne des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frei; mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade¹⁾“.

Unsonst bemühten sich Nassau, Hoorne und Oranien, seine Standhaftigkeit zu erschüttern und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem König wirklich ergeben; das Andenken seiner Wohltaten und

¹⁾ Thuan., 507; Burg., 405, 406; Meteren, 95.

des verbindlichen Betragens, womit er sie begleitet hatte, lebte noch in seinem Gedächtnis. Die Aufmerksamkeiten, wodurch er ihn vor allen seinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falscher Scham als aus Parteigeist hatte er gegen ihn die Sache seiner Landsleute verfochten, 5 mehr aus Temperament und natürlicher Herzengüte als aus geprüften Grundsätzen die harten Maßregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß seinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entsagen, der ihm so angenehmen Klang, hatte er doch etwas thun 10 müssen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf seine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm sein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen schreckte ihn aus diesem Selbstbetrug auf und scheuchte ihn eifertig zu seiner Pflicht zurück. 15

Oraniens ganzer Plan scheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Vertrauen der Armee, ohne die es schlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte so gewiß auf ihn gerechnet; seine unerwartete Erklärung machte die ganze Zusammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas 20 beschlossen zu haben. Alle, die in Dendermonde angekommen waren, wurden im Staatsrat zu Brüssel erwartet; aber nur Egmont verfügte sich dahin. Die Regentin wollte ihn über den Inhalt der gehaltenen Unterredung ausforschen; aber sie brachte weiter nichts aus ihm heraus als den Brief des 25 Alava, den er in Abschrift mitgenommen hatte und unter den bittersten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfarbte sie sich darüber; aber sie faßte sich bald und erklärte ihn dreistweg für untergeschoben. „Wie kann,“ sagte sie, „dieser Brief wirklich 30 von Alava herrühren, da ich doch keinen vermisste, und derjenige, der ihn aufgefangen haben will, die andern Briefe gewiß nicht geschont haben würde? Ja, da mir auch nicht ein einziges Paket noch gefehlt hat, und auch kein Bote ausgeblieben ist? Und wie läßt es sich denken, daß der König einen Alava zum 35 Herrn eines Geheimnisses gemacht haben sollte, daß er mir selbst nicht einmal würde preisgegeben haben?“

1) Burg., 408; Meteren, 95; Grot., 23.

Bürgerlicher Krieg.

(1566.) Unterdessen eilte die Regentin, den Vorteil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Abel gab, um den Fall des Bundes, der schon durch innre Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverlust Truppen aus Deutschland, die Herzog Erich von Braunschweig für sie in Bereitschaft hielt, verstärkte die Reuterei und errichtete fünf Regimente Wallonen, worüber die Grafen von Mansfeld, von Meghem, von Aremberg und andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn nicht aufs empfindlichste zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um so mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorstand, ihrer am nötigsten bedurften; aber man gebrauchte die Vorsicht, ihm einen Obersten, mit Namen Walderfinger, an die Seite zu geben, der alle seine Schritte bewachte und seine Maßregeln, wenn sie gefährlich zu werden schienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont steuerte die Geistlichkeit in Flandern vierzigtausend Goldgulden bei, um fünfzehnhundert Mann zu unterhalten, davon er einen Teil in die bedenklichsten Plätze verteilte. Jeder Statthalter mußte seine Kriegsmacht verstärken und sich mit Munition versehen. Alle diese Zurüstungen, welche allerorten und mit Nachdruck gemacht wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einschlagen werde.

Ihrer Überlegenheit versichert und dieses mächtigen Beistands gewiß, wagt sie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andre Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche sie den Protestanten nur in der Angst und aus Notwendigkeit erteilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulegen und alle Freiheiten, die sie ihnen stillschweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünstigung der Predigten einzuschränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die sich doch, wenn jene gestattet wurden, von selbst zu verstehen schienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt und gegen die Übertreter als gegen Beleidiger der Majestät verfahren. Man vergönnte den Protestanten, anders als die herrschende Kirche von dem Abendmahl zu denken, aber es anders zu genießen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben, wurde bei angedrohten Todesstrafen untersagt. Es war grausamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu versagen; aber dieser unedle Kunstgriff, ihres gegebenen Wortes wieder los zu werden, war der

Zaghastigkeit würdig, mit der sie es sich hatte abdringen lassen. Von den geringsten Neuerungen, von den unbedeutendsten Übertretungen nahm sie Anlaß, die Predigten zu stören; mehrern von den Prädicanten wurde unter dem Vorwand, daß sie ihr Amt an einem andern Platz, als der ihnen angewiesen worden, verwaltet, der Prozeß gemacht, und einige von ihnen sogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehrern Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht, und daß sie sich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen ausgepreßt, nicht für gebunden halte¹⁾.

Unter allen niederländischen Städten, welche sich des bilderstürmerischen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meisten gezittert. In keiner von allen war die Partei der Calvinisten so mächtig als in dieser, und der Geist des Aufruhrs, durch den sich die Provinz Hennegau vor allen übrigen stets ausgezeichnet hatte, schien hier einheimisch zu wohnen²⁾. Die Nähe Frankreichs, dem es sowohl durch Sprache als durch Sitten noch weit näher als den Niederlanden angehörte, war Ursache gewesen, daß man diese Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorsicht regierte, wodurch sie nur desto mehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufstand der Tempelschänder hatte wenig gefehlt, daß sie sich nicht den Hugenotten auslieferte, mit denen sie das genaueste Verständniß unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentin eine verstärkte Besatzung zubachte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. Philipp von Noircarmes, Herr von St. Udegonde, Statthalter von Hennegau an der Stelle des abwesenden Marquis von Bergen, hatte diesen Auftrag erhalten und erschien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von seiten des Magistrats Deputierte entgegen, sich die Besatzung zu verbitten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegene Teil, sich dawider erklärt habe. Noircarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund und ließ sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reuter und sechs Kompagnien Fußvolf sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr seinen eigenen Sohn zum Geißel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrate

¹⁾ Meteren, 93, 94; Thuan., 507; Strad., 166; Meurs, Guill. Aurlac., 21.

²⁾ Es war ein Sprichwort im Hennegau und ist es vielleicht noch: die Provinz steht nur unter Gott und unter der Sonne. Strad., 174.

vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war, sie zu er-
 greifen, erschien der Prediger Peregrine le Grange an
 der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks,
 dem es darum zu tun sein mußte, eine Unterwerfung zu ver-
 hindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte
 durch die Gewalt seiner Beredsamkeit das Volk, die Bedin-
 gungen auszuschlagen. Als man Noircarmes diese Antwort
 zurückbringt, läßt er die Gesandten gegen alle Gesetze des
 Völkerrechts in Fesseln schlagen und führt sie gefangen mit sich
 fort; doch muß er sie auf der Regentin Geheiß bald wieder frei-
 geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu
 möglichster Schonung angehalten, läßt sie noch mehrmalen auf-
 fordern, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber
 hartnäckig auf ihrer Weigerung besteht, so wird sie durch eine
 öffentliche Akte für eine Rebellen erklärt, und Noircarmes
 erhält Befehl, sie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen
 wird verboten, dieser aufrührerischen Stadt mit Rat, Geld
 oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiskus zu-
 gesprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich an-
 fing, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu lassen, zog Noir-
 carmes aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zusammen
 (1566), nahm St. Amand in Besitz und legte Garnison in alle
 nächstliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ
 alle übrige Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schick-
 sal schließen, welches ihnen selbst zugedacht war, und setzte so-
 gleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geusisches Heer
 zwischen drei- und viertausend Mann, das aus landsflüchtigem
 Gefindel und den überbliebenen Rotten der Bilderstürmer in der
 Eile zusammengerafft worden, erscheint in dem Gebiete von
 Tournay und Lille, um sich dieser beiden Städte zu versichern
 und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouver-
 neur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im
 Einverständnis mit den Protestanten dieser Stadt einen Anschlag
 gemacht hat, sich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu schlagen
 und seine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das
 geusische Heer, das bei Lannoy unnütz die Zeit verdirbt, von
 Noircarmes überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die
 wenigen, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeschlagen,
 werfen sich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger sogleich
 aufgefordert wird, ihre Tore zu öffnen und Besatzung einzu-
 nehmen. Ihr schneller Gehorsam bereitet ihr ein leichteres
 Schicksal. Noircarmes begnügt sich, das protestantische Kon-
 fessorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweisen, die

Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen und den katholischen Gottesdienst, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wiederherzustellen. Nachdem er ihr einen sichern Katholiken zum Gouverneur gegeben und eine hinreichende Besatzung darin zurückgelassen, rückt er mit seinem siegenden Heer wieder vor Valen- 5 ciennes, um die Belagerung fortzusetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befestigung trotzig, schickte sich lebhaft zur Verteidigung an, fest entschlossen, es aufs Äußerste kommen zu lassen. Man hatte nicht versäumt, sich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu versehen; alles, 10 was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker selbst nicht ausgeschlossen, wurde Soldat; die Häuser vor der Stadt und vorzüglich die Klöster riß man nieder, damit der Belagerer sich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein 15 Katholiker durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Priesters gab Gesetze. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Mut verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Ent- 20 satz, und ihr Haß gegen die katholische Religion aufs äußerste gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Noch einmal versuchte es Noircarmes, dessen Heer durch die Hilfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuströmten, 25 furchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen einer langen Blockade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ also die Laufgräben eröffnen und schickte sich an, die Stadt einzuschließen¹⁾.

Die Lage der Protestanten hatte sich unterdessen in eben dem Grade verschlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen 30 war. Der Bund des Adels war allmählich bis auf den dritten Teil geschmolzen. Einige seiner wichtigsten Beschützer, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem König übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man so sicher gerechnet hatte, fielen sehr sparsam aus; der Eifer der Partei fing merklich 35 an zu erkalten, und mit der gelinden Jahreszeit mußten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jetzt in Übung erhalten hatten. Alles dies zusammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten und, ehe sie das Äußerste wagte, alle unschuldige Mittel vorher zu versuchen. 40

¹⁾ Burg., 379; 411—418, Meteren, 98, 99; Strad., 176; Vgl. ad Hopper., Epist. 2, 21.

In einer Generalsynode der Protestanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beschlossen, an die Regentin zu deputieren, ihr dieser Wortbrüchigkeit wegen Vorstellungen zu thun und sie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederoode übernimmt diesen Auftrag, muß sich aber auf eine harte und schimpfliche Art abgewiesen und von Brüssel selbst ausgeschlossen sehen. Er nimmt seine Zuflucht zu einem schriftlichen Aufsatz, worin er sich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im Angesicht aller Protestanten, die auf des Bundes Bürgschaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wortbrüchigkeit Lügen strafe und alles, was die Verbundenen Gutes gestiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß sie den Bund in den Augen des Volks herabzuwürdigen gesucht, Zwietracht unter seinen Gliedern erregt und viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen lassen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Protestanten ihre freie Religionsübung benommen sei, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leisten könne.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung sehr verschieden war. „Wer diese Verbundenen sind, die sich in dieser Schrift an mich wenden, ist mir in der That ein Geheimniß. Die Verbundenen, mit denen ich zu thun hatte, sind, wie ich nicht anders weiß, auseinandergegangen. Alle wenigstens können an dieser Klagschrift nicht theilhaben; denn ich selbst kenne viele, die, in allen ihren Forderungen befriedigt, zu ihren Pflichten zurückgetreten sind. Wer es aber auch sei, der sich hier ohne Fug und Recht und ohne Namen an mich wendet, so hat er meinen Worten wenigstens eine sehr falsche Auslegung gegeben, wenn er daraus folgert, daß ich den Protestanten Religionsfreiheit zugesichert habe. Niemand kann es unbekannt sein, wie schwer es mir schon geworden ist, die Predigten an denen Orten zuzugeben, wo sie sich selbst eingeführt haben, und dieses kann doch wohl nicht für eine bewilligte Glaubensfreiheit gelten? Mir hätte es einfallen sollen, diese gesetzwidrigen Konsistorien in Schutz zu nehmen, diesen Staat im Staate zu dulden? Ich hätte mich so weit vergessen können, einer verwerflichen Sekte diese gesetzliche Würde einzuräumen, alle Ordnung in der Kirche und in der Republik umzukehren und meine heilige Religion so abscheulich zu lästern? Haltet euch an den, der euch diese Erlaubniß gegeben hat; mit mir

aber müßt ihr nicht rechten. Ihr beschuldigt mich, daß ich den Vertrag verlegt habe, der euch Straßlosigkeit und Sicherheit gewährte? Das Vergangene hab' ich euch erlassen, nicht aber, was ihr künftig begehren würdet. Eure Bittschrift vom vorigen April sollte keinem von euch Nachtheil bringen, und das hat sie meines Wissens auch nicht getan; aber wer sich neuerdings gegen die Majestät des Königs vergangen, mag die Folgen seines Frevels tragen. Endlich, wie könnt ihr euch unterstehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, den ihr zuerst gebrochen habt? Auf wessen Anstiften wurden die Kirchen geplündert, die Bilder der Heiligen gestürzt und die Städte zur Rebellion hingerißen? Wer hat Bündnisse mit fremden Mächten errichtet, unerlaubte Werbungen angestellt und von den Untertanen des Königs gesetzwidrige Steuern eingetrieben? Deswegen hab' ich Truppen zusammengezogen, deswegen die Eдите geschärft. Wer mir anliegt, die Waffen wieder niederzulegen, kann es nimmermehr gut mit seinem Vaterlande und dem König meinen; und wenn ihr euch selbst liebt, so sehet zu, daß ihr eure eigenen Handlungen entschuldigt, anstatt die meinigen zu richten¹⁾."

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung sank mit dieser hochtönenden Erklärung. Ohne sich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu sein, konnte die Regentin eine solche Sprache nicht führen. Eine Armee stand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jetzt so schlimm, daß eine offenbare Widersetzung sie nicht schlimmer machen konnte. Lieferten sie sich ihrem aufgebrachtten Herrn wehrlos in die Hände, so war ihr Untergang gewiß; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigstens noch zweifelhaft machen; also wählten sie das letzte und fingen mit Ernst an, zu ihrer Verteidigung zu schreiten. Um sich ein Recht auf den Beistand der deutschen Protestanten zu erwerben, wollte Ludwig von Nassau die Städte Amsterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgerischen Konfession beizutreten und sich auf diese Weise enger an ihre Religion anzuschließen; ein Vorschlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß der Calvinisten gegen ihre evangelischen Brüder den Abscheu womöglich noch überstieg, den sie gegen das Papsttum trugen. Nassau fing nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachsen ernstlich wegen Subsidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen besetzte seine Schlösser; Brederode warf

¹⁾ Thuan., 523, 524; Strad., 167, 168; Burg., 433, 434, 435; Meteren, 96, 97.

sich mit einem kleinen Heer in seine feste Stadt Bienen an dem See, über welche er sich Souveränitätsrechte anmaßte, und die er eilig in Verteidigungsstand setzte, um hier eine Verstärkung von dem Bund und den Ausgang von Nassaus Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgesteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten sah man Truppen marschieren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Teile begegneten sich oft in demselben Plaze; und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt geräumt, so mußte sie von den Mäklern des Bundes dieselbe Gewaltthätigkeit leiden¹⁾.

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt die Wilderführer neue Ausschweifungen begangen, und die Partei der Protestanten zu einer starken Überlegenheit gelangt war. Um die Bürgerschaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu vermögen, schickte sie den Kanzler Scheiff von Brabant mit einem Rathsherrn Merode von Peterzheim, den sie zum Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Gesandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben versichern und der Bürgerschaft einen neuen Eid des Gehorsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf von Meghem, der in der Nähe mit einem Corps stand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Gesandten zu unterstützen und sogleich Besatzung darein werfen zu können. Aber Brederode, der in Bienen davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Kreaturen, einen gewissen Anton von Bombergen, einen hitzigen Calvinisten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Mut seiner Partei in dieser Stadt aufzurichten und die Anschläge der Regentin zu hintertreiben. Diesem Bombergen gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in seine Gewalt zu bekommen und falsche unterzuschreiben, die durch ihre harte und gebieterische Sprache die Bürgerschaft aufbrachten. Zugleich wußte er die beiden Gesandten der Herzogin in Verdacht zu bringen, als ob sie schlimme Anschläge auf die Stadt hätten, welches ihm so gut bei dem Pöbel glückte, daß dieser sich in toller Wut an den Gesandten selbst vergriff und sie gefangen setzte. Er selbst stellte sich an der Spitze von achthundert Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen von Meghem entgegen, der in

¹⁾ Thuan., 524; Strad., 169; N. G. b. v. R., XXII. Bb., 95; Vigl. ad. Hopper. Epist. 3.

Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit grobem Geschütz so übel, daß Meghem unverrichteter Dinge zurückweichen mußte. Die Regentin ließ nachher ihre Gesandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern und im Verweigerungsfall mit einer Belagerung drohen; aber Bombergen besetzte mit seinem Anhang das Rathhaus und zwang den Magistrat, ihm die Schlüssel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewiesen und der Regentin durch ihn geantwortet, daß man es auf Brederodes Befehl würde ankommen lassen, was mit den Gefangenen zu verfügen sei. Der Herold, der außen vor der Stadt hielt, erschien nunmehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb¹⁾.

Nach dem vereitelten Versuche auf Herzogenbusch warf sich der Graf von Meghem in Utrecht, um einem Anschlag zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben diese Stadt ausführen wollte. Diese, welche von dem Heer der Verbundenen, das nicht weit davon bei Bienen kampierte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beschützer auf und bequeme sich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienst machte. Er ließ dann sogleich an dem Ufer des Deck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Bienen bestreichen konnte. Brederode, der nicht Lust hatte, ihn in dieser Stadt zu erwarten, verließ mit dem besten Theil seines Heers diesen Waffenplatz und eilte nach Amsterdam²⁾.

So unnütz auch der Prinz von Oranien während dieser Bewegungen in Antwerpen seine Zeit zu verlieren schien, so geschäftig war er in dieser anscheinenden Ruhe. Auf sein Angeben hatte der Bund geworben, und Brederode seine Schlösser besetzt, wozu er ihm selbst drei Kanonen schenkte, die er zu Utrecht hatte gießen lassen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofes, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anschlag gewarnt, der auf diese oder jene Stadt gemacht wurde. Aber seine Hauptangelegenheit schien zu sein, die vornehmsten Plätze seiner Statthalterschaft in seine Gewalt zu bekommen, zu welchem Ende er Brederodens Anschlag auf Utrecht und Amsterdam im stillen nach allen Kräften zu befördern gesucht hatte³⁾.

Der wichtigste Platz war die seeländische Insel Walcheren, wo man eine Landung des Königs vermutete; und diese zu überumpeln, wurde jetzt ein Anschlag von ihm entworfen, dessen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter

1) Thuan., 525; Strad., 170; Burg., 423, 424, 427, 428; Vigl. ad Hopper., Epist. 6.

2) N. G. b. v. R., 98, 99; Strad., 170; Vigl. ad Hopper., 5. Brief.

3) Grotius, 23.

Freund des Prinzen von Dranien, Johann von Marnix,
 Herr von Toulouse, Philipp von St. Aldegonde Bruder,
 über sich nahm (1567). Toulouse unterhielt mit dem ge-
 wesenen Amtmann von Middelburg, Peter Haak, ein ge-
 5 heimes Verständniß, welches ihm Gelegenheit verschaffen sollte,
 in Middelburg und Bliessingen Besatzung zu werfen; aber die
 Werbung, welche für dieses Unternehmen in Antwerpen an-
 gestellt wurde, konnte so still nicht vor sich gehen, daß der Magi-
 10 strat nicht Verdacht schöpfte. Um nun diesen zu beruhigen und
 seinen Anschlag zugleich zu befördern, ließ der Prinz allen frem-
 den Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Diensten des
 Staats wären oder sonst Geschäfte trieben, öffentlich durch den
 Herold verkündigen, daß sie ungesäumt die Stadt räumen sollten.
 Er hätte sich, sagen seine Gegner, durch Schließung der Tore
 15 aller dieser verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können;
 aber er jagte sie aus der Stadt, um sie desto schneller an den
 Ort ihrer Bestimmung zu treiben. Sie wurden dann sogleich
 auf der Schelde eingeschifft und bis vor Rammekens gefahren;
 da man aber durch das Marktschiff von Antwerpen, welches kurz
 20 vor ihnen einlief, in Bliessingen schon vor ihrem Anschlag ge-
 wart war, so versagte man ihnen hier den Eingang in den
 Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden sie bei Arnemuiden,
 ohnweit Middelburg, in welcher Stadt sich die Unkatholischen
 vergebens bemühten, zu ihrem Vorteil einen Aufstand zu er-
 25 regen. Toulouse ließ also unverrichteter Dinge seine Schiffe
 drehen und segelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Doster-
 weel, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er sein
 Volk aussetzte und am Ufer ein Lager schlug, des Vorsatzes
 sich hier von Antwerpen aus zu verstärken und den Mut seiner
 30 Partei, die von dem Magistrat unterdrückt wurde, durch seine
 Nähe frisch zu erhalten. Durch Vorschub der reformierten Geist-
 lichen, die in der Stadt Webersdienste für ihn verrichteten,
 wuchs mit jedem Tage sein kleines Heer, daß er zuletzt anfang,
 den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er
 25 vermüstete. Der aufgebrachte Magistrat wollte ihn hier mit der
 Stadtmiliz überfallen lassen, welches aber der Prinz von
 Dranien unter dem Vorwand, daß man die Stadt jetzt nicht
 von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

Unterdessen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer
 40 gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipp von
 Lannoy in starken Märschen von Brüssel aus gegen ihn
 anrückte. Zugleich wußte der Graf von Meghem das geuische
 Heer bei Bienen so gut einzuschließen und zu beschäftigen, daß es

weder von diesen Bewegungen hören noch seinen Bundes-
 verwandten zu Hilfe eilen konnte. Lannoy überfiel die zer-
 streuten Haufen, welche auf Blünderung ausgegangen waren,
 unversehens und richtete sie in einem schrecklichen Blutbad zu-
 grunde. Toulouse warf sich mit dem kleinen Überrest seiner 5
 Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier ge-
 dient hatte, und wehrte sich lange mit dem Mute eines Ver-
 zweifelnden, bis Lannoy, der ihn auf keine andre Art heraus-
 zutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die weni-
 gen, welche dem Feuer entkamen, stürzten in das Schwert des 10
 Feindes oder fanden in der Schelde ihren Tod. Toulouse
 selbst wollte lieber in den Flammen sterben, als in die Hände des
 Siegers fallen. Dieser Sieg, der über tausend von den Feinden
 auftrieb, war für den Überwinder wohlfeil genug erkauft; denn
 er vermißte nicht mehr als zwei Mann in seinem ganzen Heere. 15
 Dreihundert, welche sich lebendig ergaben, wurden, weil man
 von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Darm-
 herzigkeit sogleich niedergestochen¹⁾.

Ehe die Schlacht anging, ahnete man in Antwerpen nichts
 von dem Angriff. Der Prinz von Oranien, welcher früh- 20
 zeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorsicht ge-
 braucht, die Brücke, welche die Stadt mit Dosterweel verbindet,
 den Tag zuvor abbrechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die
 Calvinisten der Stadt nicht versucht werden möchten, sich zu dem
 Heere des Toulouse zu schlagen, wahrscheinlicher aber, damit 25
 die Katholiken dem geusischen Feldherrn nicht in den Rücken
 fielen, oder auch Lannoy, wenn er Sieger würde, nicht in die
 Stadt eindrange. Aus eben diesem Grunde wurden auf seinen
 Befehl auch die Tore verschlossen, und die Einwohner, welche
 von allen diesen Anstalten nichts begriffen, schwebten ungewiß 30
 zwischen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geschüßes
 von Dosterweel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen mochte.
 Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt alles nach den Wällen und
 auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch
 von den schlagenden Heeren zerteilte, das ganze Schauspiel einer 35
 Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, daß
 man ihre Fahnen unterscheiden und die Stimmen der Über-
 winder wie der Überwundenen deutlich auseinander erkennen
 konnte. Schrecklicher als selbst die Schlacht war der Anblick,
 den diese Stadt jetzt gab. Jedes von den schlagenden Heeren 40
 hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles,

¹⁾ Meteren, 97, 98; Burg., 440, 441; Strad., 171, 172; Thuan., 30, Libr. 41.

was unten vorging, erweckte hier oben Frohlocken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauer zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfeld konnte man in den Gesichtern der Antwerper angemalt lesen: Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wut der Sieger. Hier ein schmerzhaftes, eitles Bestreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen, dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Geusen, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht; Toulouses letzter Zufluchtsort steht in 10 Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens der wütenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Laut schreiend, 15 die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar stürzt die Witwe des geschlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apostel, greifen die Calvinisten zu den Waffen, entschlossen, ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn 20 geleitet, stürzen sie dem roten Tore zu, das zum Schlachtfeld hinausführt; aber kein Ausweg! das Tor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. „Wir sind verraten, wir sind gefangen,“ schreien 25 alle. „Verderben über die Papisten, Verderben über den, der uns verraten hat!“ Ein dumpfes, aufrührererkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, daß alles Bisherige von den Katholiken angestellt gewesen, die Calvinisten zu verderben. Ihre Verteidiger habe man auf- 30 gerieben, jetzt würde man über die Wehrlosen selbst herfallen. Mit unglückseliger Behendigkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalt; ein schreckliches Mißtrauen bemächtigt sich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet von der andern, jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind, das Geheimnis vermehrt diese Furcht und dieses Entsetzen; ein schrecklicher Zustand für eine so menschenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlauf sogleich zum Tumulte, 40 jeder hingeworfene Einsall zum Gerüchte, jeder kleine Funken zur lohen Flamme wird, und durch die starke Reibung sich alle Leidenschaften heftiger entzünden. Alles, was reformiert heißt, kommt auf dieses Gerücht in Bewegung. Fünfzehntausend von

dieser Partei setzen sich in Besitz der Meerbrücke und pflanzen schweres Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughaus genommen wird; auf einer andern Brücke geschieht dasselbe; ihre Menge macht sie furchtbar, die Stadt ist in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Dranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich herzhafte durch die wütenden Haufen schlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke versuchte der Graf von Hoogstraeten, von dem Bürgermeister Straalen begleitet, dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehen als an Beredsamkeit mangelte, so wies er den tollern Haufen, der ihm selbst zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranstürmte. Das Thor, suchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Ursache geschlossen worden, als um den Sieger, wer er auch sei, von der Stadt abzuhalten, die sonst ein Raub der Soldaten würde geworden sein. Umsonst! diese rasenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Berwegensten darunter wagt es sogar, sein Feuergewehr auf ihn anzuschlagen und ihn einen Verräther zu schelten. Mit tumultuarischem Geschrei fordern sie ihm die Schlüssel zum roten Thore ab, die er sich endlich gezwungen sieht, in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, setzte er mit glücklicher Geistesgegenwart hinzu, sie sollten zusehen, was sie täten; in der Vorstadt warteten sechshundert feindliche Reuter, sie zu empfangen. Diese Erfindung, welche Not und Angst ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, als er vielleicht selbst glauben mochte; denn der siegende Feldherr hatte nicht sobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er seine ganze Reuterei aufziehen ließ, um unter Vergünstigung desselben in die Stadt einzubrechen. „Ich wenigstens,“ fuhr der Prinz von Dranien fort, „werde mich beizeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird sich derjenige ersparen, der meinem Beispiel folgt.“ Diese Worte, zu ihrer Zeit gesagt und zugleich von frischer That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächst standen, folgten, und so die Nächsten an diesen wieder, daß endlich die wenigen, die schon vorausgeeilt, als sie niemand nachkommen sahen, die Lust verloren, es mit den sechshundert Reutern allein aufzunehmen. Alles setzte sich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorposten ausstellte und eine tumultuarische Nacht unter den Waffen durchwachte¹⁾.

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das schrecklichste Blutbad

¹⁾ Burg., 444—447; Strad., 172.

und eine gänzliche Plünderung. In dieser bringenden Not versammelt Dranien einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtschaffensten Bürger aus den vier Nationen gezogen worden. Wenn man den Übermut der Calvinisten niederschlagen wolle, 5 sagte er, so müsse man ebenfalls ein Heer gegen sie aufstellen, das bereit sei, sie zu empfangen. Es wurde also beschlossen, die katholischen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier, eilig unter die Waffen zu bringen und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrschucht der 10 Calvinisten, die, auf ihren Reichtum stolz und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Religionspartei mit Verachtung begegneten, hatte schon längst die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieser beiden protestantischen Kirchen gegeneinander war von einer unersöhnlichen 15 Art als der Haß, in welchem sie sich gegen die herrschende Kirche vereinigten. Von dieser gegenseitigen Eifersucht hatte der Magistrat den wesentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformierten zu beschränken, von deren Wachstum das meiste zu fürchten war. Aus diesem 20 Grunde hatte er die Lutheraner, als den schwächern Teil und die Friedfertigesten von beiden, stillschweigend in seinen Schutz genommen und ihnen sogar geistliche Lehrer aus Deutschland verschrieben, die jenen wechselseitigen Haß durch Kontroverspredigten in steter Übung erhalten mußten. Die Lutheraner 25 ließ er in dem Wahn, daß der König von ihrem Religionsbekenntnis billiger denke, und ermahnte sie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verständnis mit den Reformierten zu beslecken. Es hielt also nicht gar schwer, zwischen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zustande zu 30 bringen, da es darauf ankam, so verhaßte Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages stellte sich den Calvinisten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieses Heers fing die Beredsamkeit Draniens an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang 35 zu finden. Die Calvinisten, obgleich im Besitz der Waffen und des Geschüßes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken gesetzt, machten den Anfang, Gesandte zu schicken und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Draniens Kunst zu allgemeiner Zufriedenheit geschlossen ward. Sogleich nach Bekanntmachung desselben legten die Spanier und Italiener in der Stadt 40 ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformierten, und diesen die Katholiken; am allerlezten taten es die Lutheraner¹⁾.

¹⁾ Thuan., 526, 527; Burg., 448—451; Strad., 173; Meteren, 97, 98.

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in diesem fürchterlichen Zustande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformierten, das sie besetzt hatte, in die Luft zu sprengen; eben das war an andern Orten von den Letzten gegen die Katholiken geschehen¹⁾. Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Besonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag Noircarmes mit seinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in festem Vertrauen auf geusißchen Schutz gegen alle Vorstellungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben und jeden Gedanken von Übergabe zu verworfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er sich mit frischen Truppen aus Deutschland verstärkt haben würde. Der König, sei es aus Schonung oder Furcht, verabscheute den gewaltsamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unschuldigen in das Schicksal des Schuldigen zu verflechten und den treugesinnten Untertan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Troß der Belagerten stieg, die, durch die Untätigkeit des Feindes kühner gemacht, sich sogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöster vor der Stadt in Brand zu stecken und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieser Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundsgenossen besser benutzt werden konnte, so lag Noircarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubnis zu Stürmung dieser Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man sich begnügen, bloß die Maschinen zu dem Sturme zuzurichten und, ehe man ihn wirklich anfang' erst eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu lassen; wenn auch dann die Übergabe nicht erfolgte, so erlaube er den Sturm, doch mit möglichster Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentin zu diesem äußersten Mittel schritt, bevollmächtigte sie den Grafen von Egmont nebst dem Herzog von Arschot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide besprechen sich mit den Deputierten der Stadt und unterlassen nichts, sie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß Toulouse geschlagen und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen sei; daß der Graf von Meghem das geusißche Heer von der Stadt abgeschnitten,

¹⁾ Meteren, 97.

und daß sie sich allein durch die Nachsicht des Königs so lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem soll es freistehen, seine Unschuld, vor welchem Tribunal er wolle, zu verteidigen, jedem, der es nicht
 5 wolle, vergönnt sein, innerhalb vierzehn Tagen mit allen seinen Habseligkeiten die Stadt zu verlassen. Man verlange nichts, als daß sie Besatzung einnähmen. Diesen Vorschlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenstillstand bewilligt. Als die Deputierten nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ihre
 10 Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleich geneigt, weil sich unterdessen falsche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geusen darin verbreitet hatten. Toulouse, behauptete man, habe obgesiegt, und ein mächtiges Heer sei im Anzug, die Stadt zu entsetzen. Diese Zuversicht ging so weit, daß man sich
 15 sogar erlaubte, den Stillstand zu brechen und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magistrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Ratsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestät
 20 angeklagt und zum Feinde erklärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben und die Gefangenen von beiden Theilen wieder auf freien Fuß gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis jeder, der es für gut fände, sich und seine Güter erst im Sicherheit ge-
 25 bracht; sie sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noircarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Ent-
 rüstung und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, rebete er die Abgeordneten
 30 an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle zurückwandern oder gewärtig sein, daß er sie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimschickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsstarrigkeit der Reformierten und baten ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebelli-
 35 schen Mitbürgern nichts mehr zu tun haben und in ihr Schicksal nicht mit vermengt sein wollten. Sie umfaßten sogar Egmonts Knie, sich seine Fürsprache zu erwerben; aber Noircarmes blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb sie ungern nach Valenciennes
 40 zurück. Die Notwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieses strenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Gesandten hatte ihm schon ehemals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde

man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Ursache wie das erstere zuzuschreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Überreste gutdenkender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder, tollkühner Haufe Herr ihres Schicksals würde. Egmont war über den schlechten Erfolg seiner ⁵ Gesandtschaft so sehr entrüstet, daß er in der folgenden Nacht selbst die Stadt umritt, ihre Festungswerke rekonnozierte und sehr zufrieden heimkehrte, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht länger haltbar sei¹⁾.

Balenciennes streckt sich von einer sanften Erhöhung in einer ¹⁰ geraden und gleichen Ebene hin und genießt einer ebenso festen als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Flusse umfassen, auf der andern durch tiefe Gräben, starke Mauern und Türme beschützt, scheint es jedem ¹⁵ Angriffe trocken zu können. Aber Noircarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachlässigerweise mit dem übrigen Boden hatte gleich werden lassen, und diese benutzte er. Er zieht alle zerstreuten Korps, wodurch er die Stadt bisher eingeschlossen gehalten, zusammen und erobert in einer stürmischen ²⁰ Nacht die Bergische Vorstadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf verteilt er die Stadt unter den Grafen von Bossu, den jungen Grafen Karl von Mansfeld und den jüngern Berlaymont; einer von seinen Obersten nähert sich mit möglichster Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. ²⁵ Dicht vor der Stadt und dem Tor gegenüber wird unter den Augen der Belagerten und mit sehr wenigem Verlust in gleicher Höhe mit den Festungswerken eine Batterie aufgeworfen, von welcher einundzwanzig Geschütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade bestürmen. Der Nikolauturm, ³⁰ auf welchen die Belagerten einiges Geschütz gepflanzt, ist von den ersten, welche stürzen, und viele finden unter seinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geschütz gerichtet, und eine schreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden sind ihre wichtigsten Werke ³⁵ zerstört, und an dem Tore selbst eine so starke Bresche geschossen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter absenden, um Gehör anzufuchen. Dieses wird bewilligt, mit dem Sturm aber ununterbrochen fortgeföhren. Desto mehr fördern sich die Gesandten, den Vergleich abzu- ⁴⁰ schließen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben,

¹⁾ Thuan., 528; Strad., 178; Burg., 466.

welche sie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umstände hatten sich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgesetzte Feuer ließ ihren
 5 keine Zeit, die Mauern auszubessern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten und dem Feind überall Wege bahnten, durch die Bresche einzudringen. Ihres gänzlichen
 10 Untergangs gewiß, übergeben sie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung sechsunddreißig Stunden gedauert und dreitausend Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter strenger Mannszucht führt Noircarmes sein siegendes Heer ein, von einer Schar
 15 Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen und seine Barmherzigkeit ansehn. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und sein Sohn enthauptet; sechsunddreißig der schlimmsten Rebell
 20 bellen, unter denen auch le Grange und Guido de Bresse, ein anderer reformierter Prediger, sich befinden, büßen ihre Halsstarrigkeit mit dem Strang, alle obrigkeitliche Personen verlieren ihre Ämter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der
 25 katholische Gottesdienst wird sogleich in seiner ganzen Würde wiederhergestellt und der protestantische vernichtet; der Bischof von Arras muß seine Residenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorsam derselben hastet eine starke Besatzung¹).

(1567.) Der Übergang von Valenciennes, auf welchen Blick
 30 aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Ansehen. Noircarmes verfolgte seinen Sieg und rückte sogleich vor
 35 Maastricht, das sich ihm ohne Schwertstreich ergab und Besatzung empfing. Von da marschierte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbusch und Antwerpen durch seine Nähe in Furcht zu
 40 setzen. Seine Ankunft erschreckte die geuische Partei, welche unter Bombergens Anführung den Magistrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, so sehr, daß sie mit ihrem Anführer
 eilig die Stadt räumte. Noircarmes wurde ohne Widerstand aufgenommen, die Gesandten der Herzogin sogleich in Freiheit
 gesetzt und eine starke Besatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete seinem Erzbischof, den die herrschende Partei der Reformierten aus seinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem
 40 Zuruf die Tore wieder; und er verdiente diesen Triumph, weil er seinen Einzug nicht mit Blute besetzte. Auch die Städte Gent,

¹) Thuan., 528, 529; Meteren, 98, 99; Strad., 178—180; Burg., 462—465.

Obern und Dudenarde unterwarfen sich und empfangen Besatzung. Geldern hatte der Graf von Meghem beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorsam zurückgebracht; das nämliche war dem Grafen von Arnhem in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas später und mit größerer Schwierigkeit, weil seinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil diese streitbaren Republikaner strenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befestigung trosteten¹⁾. Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, alles weicht den siegreichen Waffen der Herzogin. Der Mut der Auführrer sank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig als Flucht oder unbedingte Unterwerfung²⁾.

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon seit Errichtung des Geusenbundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruch der Bilderstürmerei hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so ineinander verwirret, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählich verloren gegangen, und die Grenzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die sie zum Vorteil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Notmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen und der Willkür eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde, daß bei dem genauen Zusammenhang, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, letztere die Hintertüre benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinktionen entwischten. Ihren Gedanken nach war es

¹⁾ Vgl. ad Hopper., Epist. 1, 21.

²⁾ Burg., 466, 473—475.

genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Kezern zu sein, um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln und seinem Gehorsam gegen den König die willkürlichsten Grenzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu sein, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienst sehr nachlässig geworden und übten im Vertrauen auf diese Strafslosigkeit eine schädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maßregeln der Regentin unkräftig machte. Diese Unzuverlässigkeit so vieler wichtigen Menschen im Staat hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als sie wirklich Ursache dazu hatten, weil sie jeden, der die Partei des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieser Wahn sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet gewesen wäre, und die ungewissen Vasallen wurden dadurch beinahe ebenso schädlich als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, dem Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogstraeten, von Hoorne und mit mehreren von dem höhern Adel. Die Statthalterin sah die Nothwendigkeit ein, diese zweideutigen Untertanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um so dringender, da sie eine Armee ins Feld stellen mußte und sich gezwungen sah, mehreren unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu diesem Ende einen Eid aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römisch-katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen und Kezereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eignen zu behandeln und sich gegen jeden, ohne Unterschied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch diesen Eid hoffte sie nicht sowohl, die Gemüter zu erforschen, und noch weniger, sie zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schwören, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brächen. Dieser Eid wurde allen Rittern des Blieses, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obergkeiten, allen Offizieren der Armee, allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut

war, von seiten des Hofes abgefordert. Der Graf von Mansfeld war der erste, der ihn im Staatsrate zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiel folgte der Herzog von Arschot, der Graf von Egmont, die Grafen von Meghem und Berlaymont; Hoogstraeten und Hoorne suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwand, daß Mecheln seinen Statthalter nicht länger missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benötigt sei, hatte sie ihm jene Provinz entzogen und an einen andern vergeben, der ihr sichrer war. Hoogstraeten erklärte ihr seinen Dank, daß sie ihn einer seiner Bürden habe entledigen wollen, und setzte hinzu, daß sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorne, seinem Vorsatze getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weerdt in gänzlicher Abgeschlossenheit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu sein glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch scheint erlassen zu haben¹⁾.

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelassen, entweder den verlangten Eid abzulegen oder sich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entschloß er sich endlich zu dem letztern und entging dadurch einem Meineid²⁾.

Umsonst hatte man versucht, den Prinzen von Oranien zu diesem Eide zu vermögen, der bei dem Verdacht, der längst auf ihm haftete, mehr als jeder andere dieser Reinigung zu bedürfen schien und wegen der großen Gewalt, die man in seine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakonischen Kürze wie gegen einen Brederode oder seinesgleichen verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleistung auf alle seine Ämter, wozu er sich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl vorausfah, wie gefährlich ihr dieser Mann erst alsdann werden würde, wenn er sich unabhängig

¹⁾ Meteren, 99; Strad., 180 sq; Grotius, 24.

²⁾ Burg., 421, 422.

wissen und seine wahren Gesinnungen durch keinen äußerlichen Anstand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es schon seit jener Beratschlagung in Dendermonde unwiderrusslich beschlossen, aus dem Dienst des Königs von Spanien zu treten und bis auf bessere Tage aus dem Lande selbst zu entweichen. Eine sehr niederschlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unsicher die Hoffnungen sind, die man gezwungen ist, auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieser vielversprechende Eiser dahin ist, wenn Taten von ihm gefordert werden. Eine Armee stand im Felde, und eine weit stärkere näherte sich, wie er wußte, unter Herzog Albas Befehlen — die Zeit der Vorstellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentin zu schließen und dem spanischen Feldherrn den Eintritt in das Land zu versagen. Aber woher dieses Heer nehmen, da ihm das nötige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Protestanten ihre prahlerischen Versprechungen zurücknahmen und ihn in diesem dringenden Bedürfnis im Stiche ließen¹⁾? Eifersucht und Religionshaß trennten noch dazu beide protestantischen Kirchen und arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformierten vor dem Augsburgerischen Bekenntnis hatte alle protestantische Fürsten Deutschlands gegen sie aufgebracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glück seines Feldherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte. Die Gewalttätigkeiten, welche die Wilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübte, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klasse der katholischen Klerisei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie, vor diesem unglücklichen Zwischenfalle, schon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde selbst wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreißen.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen bewogen den

¹⁾ Wie mader der Wille und wie schlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beispiel. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunalfasse zusammenzuschließen, bis eine Summe von elftausend Gulden beisammen wäre, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste mit einer Spalte im Dedel und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zu Einhebung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wittin des Grafen von Breberode auf Abschlag seiner nicht bezahlten Beche überließ. A. G. d. v. N., III. Bb.

Prinzen, ein Vorhaben, dem der jezige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen und ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr gut machen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereite. Über die Gefinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach so vielen eingezogenen Erkundigungen, so vielen Proben seines Mißtrauens, so vielen Warnungen aus Madrid nicht mehr zweifelhaft sein. Wäre er es auch gewesen, so würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern, wie er besser wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meisten widerstund, und den er am meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewißheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in Philipps Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurteilte er sein eignes Betragen zu richtig, um, wie sein Freund Egmont, bei dem König auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gesäet hatte. Er konnte also keine andre als feindselige Gefinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit riet ihm an, sich dem wirklichen Ausbruch derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jezt hartnäckig verleugnet, und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Sekretär Verti nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewissen reden und alle übeln Folgen zu Gemüte führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienst für das Land sowohl, als für seinen eignen guten Namen nach sich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezüchtigte, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Palaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienst abgestorben und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm in Hoogstraetens Weisheit, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, daß je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sei; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe,

durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, daß er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem ersten entgegenlaufen; weil in diesem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen jeden, ohne Unterschied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Lehns Herr, ausgenommen sei, den er doch, als sein Vasall, nicht bekriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auflegen könnte, seine Freunde und Verwandte, seine eignen Söhne, ja seine Gemahlin selbst, die eine Lutheranerin sei, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieses Eides würde er sich allem unterziehen müssen, was dem König einfiel, ihm zuzumuten; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuten, wovor ihm schaudre, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Empfindung empört. Dieser Eid widerstreite seinem Menschengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba mit einem Merkmal von Bitterkeit, und gleich darauf schwieg er stille¹⁾.

Alle diese Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Verti beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen solchen Eid abgefordert, weil sich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange diesen Eid nicht, weil die Statthalter den ersten gebrochen, sondern um ihnen jenen ersten Eid lebhafter ins Gedächtnis zu bringen und in dieser dringenden Lage ihre Tätigkeit anzufrischen. Dieser Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke; denn der König habe diese Privilegien und Rechte so gut als der Prinz von Oranien beschworen. In diesem Eide sei ja weder von einem Kriege gegen den Kaiser noch gegen irgend einen Fürsten aus des Prinzen Verwandtschaft die Rede, und gerne würde man ihn, wenn er sich ja daran stieße, durch eine eigne Klausul ausdrücklich davon freisprechen. Mit Aufträgen, die seinem Menschengefühl widerstritten, würde man ihn zu verschonen wissen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nötigen können, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln. Verti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der diesen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der

¹⁾ Burg., 456—458; Strad., 182, 183.

König würde nach den Niederlanden kommen," sagte er, „und er kenne den König. Der König würde es nimmermehr dulden, daß einer von seinen Dienern eine Lutheranerin zur Gemahlin habe, und darum habe er beschlossen, sich mit seiner ganzen Familie freiwillig zu verbannen, ehe er sich diesem Loos aus Zwang unterwerfen müsse. Doch," schloß er, „würde er sich, wo er auch sein möge, stets als ein Untertan des Königs betragen.“ Man sieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieser Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu bestimmte¹⁾.

Noch hoffte Berti von Egmonts Beredsamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab, durch die seinige zu bewirken. Er brachte eine Zusammenkunft mit dem letztern in Vorschlag (1567), wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden ließ, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund Egmont vor seinem Abschied noch einmal zu umarmen und den Verblendeten womöglich von seinem gewissen Untergange zurückzureißen. Diese merkwürdige Zusammenkunft, die letzte, welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Willebroeck, einem Dorf an der Rupel, zwischen Brüssel und Antwerpen, vor sich; mit dem geheimen Sekretär Berti war auch der junge Graf von Mansfeld dabei zugegen. Die Reformierten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausschlag dieser Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derselben durch einen Spion zu erfahren, der sich in dem Schornstein des Zimmers versteckt hielt, wo sie vor sich ging²⁾. Alle drei bestürmten hier den Entschluß des Prinzen mit vereinigter Beredsamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter kosten, Dranien, wenn du auf diesem Vorsatz bestehest," sagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm seitwärts zu einem Fenster folgte. „Und dir dein Leben, Egmont, wo du den deinigen nicht änderst," versetzte jener. „Mir wenigstens wird es Trost sein in jedem Schicksal, daß ich dem Vaterland und meinen Freunden mit Rat und Tat habe nahe sein wollen in der Stunde der Not; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen.“ Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher getan, sich einem Wolfe wiederzuschenken, das sein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge sei.

1) Burg., 456, 458; Strad., 182, 183.

2) Meteren.

Aber alle noch so lichtvollen Gründe, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundschaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche Egmonts guten Verstand noch gebunden hielt. Dranien's Warnung kam aus einer trübsinnigen, verzagenden Seele; und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schoße des Überflusses, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tausendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu scheiden, um derentwillen allein es Wert für ihn besaß, und dies alles, um einem Übel zu entgehen, das sein leichter Mut noch so weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigner Mut verzagte, die eine erhabne Philosophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Dranien,“ sagte Egmont, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wiederzuschicken — was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin.“ „Wohlan,“ rief Dranien mit Unwillen und innerm Leiden, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind.“ Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Tränen entfielen ihm, — sie sahen einander nicht wieder¹⁾.

Gleich den folgenden Tag schrieb Dranien der Regentin den Abschiedsbrief, worin er sie seiner ewigen Achtung versicherte und ihr nochmals anlag, seinen jetzigen Schritt aufs beste zu

¹⁾ Thuan., 527; Strad., 183; Meteren, 95; Burg., 470, 471; Meurs., 28.

deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Breda ab, wo er nur so lange verweilte, als nötig war, um noch einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen. Sein ältester Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn 5 unter dem Schutze der brabantischen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich sicher glaubte; eine Unvorsichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen ist, das er in so vielen andern Fällen von dem Gemüthscharakter seines Gegners gefällt hatte. 10 In Breda wandten sich die Häupter der Calvinisten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob alles unrettbar verloren sei? — „Er habe ihnen ehemals den Rat gegeben,“ antwortete der Prinz, „und komme jetzt abermals darauf zurück, daß sie dem Augsburgerischen Bekenntnisse 15 beitreten sollten; dann wäre ihnen Hilfe aus Deutschland gewiß. Wollten sie sich aber dazu noch immer nicht verstehen, so sollten sie ihm sechshunderttausend Gulden schaffen oder auch mehr, wenn sie könnten.“ — „Das erste,“ erwiderten sie, „streite mit ihrer Überzeugung und ihrem Gewissen; zu dem Geld aber 20 könne vielleicht Rat werden, wenn er sie nur wissen lassen wollte, wozu er solches gebrauchen würde.“ — „Ja,“ rief er mit Verdrusse, „wenn ich das wissen lassen muß, so ist es aus mit dem Gebrauche.“ Sogleich brach er das ganze Gespräch ab und entließ bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, 25 daß er sein Vermögen verschwendet und seiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünstiget habe; aber er versicherte, daß er noch sechzigtausend Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch zwanzigtausend Gulden vorschießen, wofür er ihnen 30 einige Herrschaften verpfändete. Man konnte sich nicht überreden, daß er so ganz ohne Widerstand der Notwendigkeit unterlegen und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber was er im stillen mit sich herumtrug, wußte niemand; niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn einige, wie er 35 sich inskünftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte. „Ruhig,“ war seine Antwort, „es sei denn, daß er sich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife.“ Gleich darauf verließ er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt Dillenburg im Nassauischen zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, sowohl von seinen Dienern als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraeten, von Ruilemburg, von Bergen, die lieber eine

selbstgewählte Verbannung mit ihm teilen, als einem ungewissen Schicksal leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; viele hatten ihn anbetet, alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestantentz
 5 letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr als von allen miteinander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt; nicht
 10 selten hatte er sie gegen ihre eigne Kirche in Schutz genommen; viele unter ihnen hatte er dem blutdürstigen Eifer der Sekten entz
 15 entzissen. Wenige arme Seelen unter den Calvinisten, denen die angetragne Verbindung mit den Augsburgischen Konfessionsverwandten ein Argerniß gegeben, feierten mit stillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war (1567)¹⁾.

Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes.

15 Gleich nach genommenem Abschied von seinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüssel zurück, um an dem Hof der Regentin die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen und dort im Hofgewühl und im Sonnenscheine seines
 20 Glücks die wenigen Wolken zu zerstreuen, die Draniens ernste Warnung über sein Gemüt gezogen hatte. Die Flucht des letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplaz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um
 25 eine hinsällige Fürstengunst zu buhlen, über die er doch so weit erhaben war. Ganz Brüssel mußte seine Freude mit ihm teilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentin selbst öfters beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den ver-
 30 langten Eid abgelegt zu haben, tat er es den Andächtigen an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen und die widerspenstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogstraeten, seinem alten Freund, wie auch dem ganzen Überrest
 35 der Geusen kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schoß der Kirche zuzutreten und sich mit ihrem König zu veröhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Teile voneinander in Händen hatten, wurden ausgewechselt, und der Bruch zwischen beiden durch

¹⁾ Meteren, 100; Meurs. Guil. Auriac., 34; Reidan., 5; Grothius, 26.

diesen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten und löste den ganzen Geusenbund auf. Einer drängte sich dem andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Kompromiß abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens schriegen die protestantischen Kaufleute über die Wortbrüchigkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten¹⁾.

Die wichtigsten Plätze waren unterworfen und hatten Besatzung; die Auführer flohen oder starben durch des Senkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden; alles wich dem Glück der Regentin, und ihr siegreiches Heer war im Anzug gegen Antwerpen. Nach einem schweren und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schlimmsten Köpfen gereinigt; Hermann und sein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, sich zu sammeln und, von keinem wüthen den Schwärmer mehr verhezt, bessern Ratschlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger sehnte sich ernstlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. Albas gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzogin zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von diesem freiwilligen Schritt überrascht wurde, so wenig ließ sie sich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, daß sie von nichts hören könne noch wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf von Mansfeld zog den Tag darauf mit sechzehn Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzogin errichtet, durch welchen jene sich anheißig machte, den reformierten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder einzusetzen, die verwüesteten Kirchen in ihrem ganzen Schmuck wiederherzustellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die

1) Strad., 184; Burg., 472.

andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten und alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Anteil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergessen und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Monat bewilligt sein, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschließung aller derer, welche etwas Verdammliches getan und durch das Vorige schon von selbst ausgenommen wären. Gleich nach Abschließung dieses Vertrags wurde allen reformierten und Lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Tore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebstes verließen und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichen Himmelsstrich suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhause; wo man hinblickte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantischen Kirchen waren versiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrat zu beurlauben, widerstanden sie ihren Tränen nicht mehr und ergossen sich in die bittersten Klagen. „Man habe sie aufgeopfert“, schrien sie, „lüderlich habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Niederträchtigkeit büßen würde.“ Am bittersten beschwerten sich die Lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Calvinisten zu predigen. Unter der falschen Vorspiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen sei, hatte man sie in ein Bündnis wider die Calvinisten versprochen und letztere durch ihre Beihilfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, ließ man beide in einem gemeinschaftlichen Schicksal ihre Torheit beweinen¹⁾.

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reutern, von

¹⁾ Meurs., 33, 34; Thuan., 527; Reidan., 5; Strad., 187, 188; Meteren, 99, 100; Burg., 477, 478.

allen Rittern des goldnen Bliezes, allen Statthaltern und Räten, von ihrem ganzen Hof und einer großen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pomp einer Siegerin. Ihr erster Besuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderstürmerei noch überall klägliche Spuren trug und ihrer Andacht die bittersten Tränen kostete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markt vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, müssen sie von katholischen Priestern noch einmal erhalten; alle Schulen der Rezer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Weinake alle niederländischen Städte folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mußten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholischen Kirchen wieder herrlicher als jemals geschmückt, alle protestantischen Gotteshäuser niedergerissen, und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebenzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in seiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte sich jetzt ebenso geschäftig, den Fall der Unglücklichen zu beschleunigen, als er kurz vorher wütend für sie gestritten hatte; ein schönes Gotteshaus, das die Calvinisten in Gent errichtet, verschwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbauet, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre nicht zwischen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offnem Lande den Drossarten in die Hände fielen und als Raubgefindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör sogleich aufgeknüpft wurden¹⁾.

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachsen, Hessen, Württemberg und Baden Gesandte sich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgischen Konfession hatten den Religionsfrieden der Deutschen reklamiert, dessen auch Brabant, als ein Reichsstand, theilhaftig wäre, und sich in den Schutz dieser Fürsten begeben. Die Erscheinung der fremden Minister beunruhigte die Regentin, und vergeblich suchte sie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch

¹⁾ Thuan., 529; Strad., 178; Meteren, 99, 100; Burg., 482, 484.

gelang es ihr, sie unter dem Schein von Ehrenbezeugungen so
 scharf bewachen zu lassen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von
 ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den sie so sehr
 zur Unzeit gegen die Herzogin annahm, möchte man beinahe
 5 schließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernst ge-
 wesen sei. Billig, sagten sie, sollte das Augsburgerische Bekenntnis,
 als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in
 den Niederlanden das herrschende sein; aber äußerst unnatürlich
 und unerlaubt sei es, die Anhänger desselben durch so grausame
 10 Edikte zu verfolgen. Man ersuche also die Regentin im Namen
 der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit solcher Härte
 zu behandeln. Ein Eingang von dieser Art, antwortete diese
 durch den Mund ihres deutschen Ministers, des Grafen von
 Starhemberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem An-
 15 teil, welchen die deutschen Fürsten an den niederländischen
 Flüchtlingen genommen, sei es klar, daß sie den Briefen
 Sr. Majestät, worin der Aufschluß über sein Verfahren enthalten
 sei, weit weniger Glauben schenkten als dem Anbringen einiger
 Nichtswürdigen, die ihrer Taten Gedächtnis in so vielen zer-
 20 störten Kirchen gestiftet. Sie möchten es dem König in Spanien
 überlassen, das Beste seiner Völker zu besorgen, und der un-
 rühmlichen Mühe entsagen, den Geist der Unruhen in fremden
 Ländern zu nähren. Die Gesandten verließen Antwerpen in
 wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur
 25 der sächsische Minister tat der Regentin ingeheim die Erklärung,
 daß sich sein Herr diesem Schritt aus Zwang unterzogen und
 dem österreichischen Hause aufrichtig zugetan sei¹⁾. Die deut-
 schen Gesandten hatten Antwerpen noch nicht verlassen, als eine
 Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen
 30 machte.

Der Graf von Brederode hatte seine Stadt Bienen und
 alle seine neuen Festungswerke aus Furcht vor dem Grafen von
 Megen im Stich gelassen und sich mit Hilfe der Unkatho-
 lischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart
 35 den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe
 gestillt hatte, äußerst beunruhigte, den Mut der Protestanten
 aber aufs neue belebte. Täglich vergrößerte sich hier sein Anhang,
 und aus Utrecht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele
 Edelleute zu, welche Megens und Arembergs siegreiche Waf-
 40 fen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fan-
 den sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um

¹⁾ Strad., 188; Burg., 487—489.

die Person ihres Anführers versammelten und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin, vor einem neuen Aufstand in Sorgen, sandte deswegen einen ihrer geheimen Sekretäre, Jakob de la Torre, an den Rat von Amsterdam und ließ ihm befehlen, sich, auf welche Art es auch sei, des Grafen von Brederode zu entledigen. Weder der Magistrat, noch de la Torre selbst, der ihm in Person den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten aus Brederodens Gefolge in seinem Zimmer überfallen, und alle seine Brieffschaften ihm entzissen. Vielleicht wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entweichen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfall hing Brederode, ein ohnmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu tun, als seine Wirtszrechnung zu vergrößern, während dem daß sein in Bienen zurückgelassenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen von Meghem genug zu tun gab, um ihn zu hindern, die Protestanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschließt sich auch Brederode, nach dem Beispiel Oraniens, der Notwendigkeit zu weichen und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrat seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Bankiers strecten es auf Bürgschaft des Stadtrats vor. Er verließ dann noch in derselben Nacht Amsterdam und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das Blic geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schicksal behandelte ihn gelinder als den größten Teil derer, die er in sein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher, 1568, auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Pöllerei, worauf er zuletzt soll gefallen sein, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein schöneres Loß fiel seiner Witwe, einer gebornen Gräfin von Mörz, welche Friedrich der Dritte, Kurfürst von der Pfalz, zu seiner Gemahlin machte. Die Sache der Protestanten verlor durch Brederodens Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, so wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte.¹⁾

¹⁾ Meteren, 100, Vigl. Vit. N. C. V.: H. G. d. b. N., 104.

Das kleine Heer, das er durch seine schimpfliche Flucht sich selbst überließ, war mutig und tapfer und hatte einige entschlossene Anführer. Es war entlassen, sobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber sein guter Mut und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beisammen. Einige rückten unter Anführung Dietrichs von Battenburg vor Amsterdam, in Hoffnung, diese Stadt zu berennen; aber der Graf von Meghem, der mit dreizehn Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entsatz herbeieilte, nötigte sie, diesem Anschlag zu entsagen. Sie begnügten sich damit, die umliegenden Klöster zu plündern, wobei besonders die Abtei zu Egmont sehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo sie sich der vielen Sümpfe wegen vor weitem Verfolgungen sicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Meghem und nötigte sie, ihre Rettung eilig auf der Südersee zu suchen. Die Gebrüder von Battenburg nebst einigen friesischen Edelleuten, Behma und Galama, warfen sich mit hundertundzwanzig Soldaten und der in den Klöstern gemachten Beute bei der Stadt Hoorne auf ein Schiff, um nach Friesland überzusetzen, fielen aber durch die Treulosigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergischen Hauptmann in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volk unter der Mannschaft wurde durch den Grafen von Aremberg sogleich das Urtheil gesprochen; die dabei befindlichen Edelleute schickte er der Regentin zu, welche sieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andre von dem edelsten Geblüt, unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Friesen sich befanden, alle noch in der Blüte der Jugend, wurden dem Herzog von Alba aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen und durch den Grafen von Meghem in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Geldern getrieben, wo sie wohlbehalten ans Land stiegen; sie gingen bei Huisen über den Rhein und entkamen glücklich ins Clevische, wo sie ihre Fahnen zerrissen und auseinander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Klöster verspätet hatten, ereilte der Graf von Meghem in Nordholland und bekam sie gänzlich in seine Gewalt, vereinigte sich darauf mit Noircarmes und gab Amsterdam Besatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Überrest der geusischen Armee, überfiel Herzog Erich von

Braunschweig bei Bienen, wo sie sich einer Schanze bemächtigen wollten, schlug sie aufs Haupt und bekam ihren Anführer, Kennessé, gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Bienen einrückte, fand er nichts mehr als tote Straßen und eine menschenleere Stadt; Einwohner und Besatzung hatten sie im ersten Schrecken verlassen. Er ließ sogleich die Festungswerke schleifen, Mauern und Tore abbrechen und machte diesen Waffenplatz der Geusen zum Dorfe¹⁾. Die ersten Stifter des Bundes hatten sich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Nassau waren nach Deutschland geflohen, und die Grafen von Hoogstraeten, Bergen und Ruilemburg ihrem Beispiel gefolgt; Mansfeld war abgefallen; die Gebrüder Battenburg erwarteten im Gefängnis ein schimpfliches Schicksal, und Toulouse hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwert des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts als ihr Leben gerettet, und so sahen sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllt, den sie zur Schau getragen hatten.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieser lobenswürdige Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt und das Ansehen gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke, Mißtrauen und innere Zwietracht sein Untergang. Viele seltne und schöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umschlagen, alle Früchte des mühsamsten Fleißes verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei seiner Gründung wirklich waren, so hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und, auch unglücklich, würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte verdienen. Aber es leuchtet allzu klar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unsinn der Bilderstürmer einen nähern Anteil hatte oder nahm, als sich mit der Würde und Unschuld seines Zwecks vertrug, und viele unter ihm haben augenscheinlich ihre eigene gute Sache mit dem rasenden Beginnen dieser nichtswürdigen Rotte verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition und eine etwas

¹⁾ Meteren, 100, 101; Thuan., 530; Burg., 490—492; Strad., 189; Meurs., 314
Vgl. ad Hopper., Epistol. 34; A. G. b. v. R., 105.

menschlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen
 Wirkungen des Bundes; aber der Tod so vieler Tausende, die
 in dieser Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes
 von so vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andre
 5 Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba
 und die Wiederkehr der spanischen Waffen in die Provinzen
 waren wohl ein zu teurer Preis für diese vorübergehende Er-
 leichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volk, der
 ohne diese gefährliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt
 10 haben würde, erhitzte der Name dieses Bundes zu strafbaren
 Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen
 ließ, und stürzte ihn ins Verderben, weil er diese Hoffnungen
 nicht erfüllte. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß er
 vieles von dem, was er schlimm gemacht, durch einen gründ-
 15 lichen Nutzen wieder vergütete. Durch diesen Bund wurden die
 Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghafsten
 Selbstsucht herausgerissen; durch ihn wurde ein wohlthätiger
 Gemeingeist unter dem niederländischen Volk wieder gangbar,
 der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänz-
 20 lich erloschen war, und zwischen den getrennten Gliedern der
 Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwürigkeit allein
 Despoten so fest macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die
 zu flüchtig geknüpften Bande lösten sich wieder; aber an miß-
 lingenden Versuchen lernte die Nation das dauerhafte Band
 25 endlich finden, das der Vergänglichkeit trogen sollte.

Die Vernichtung des geusischen Heeres brachte nun auch die
 holländischen Städte zu ihrem vorigen Gehorsam zurück, und in
 den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der sich den Waffen
 der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Aus-
 30 wanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit
 einer verderblichen Erschöpfung. In Amsterdam war die Menge
 der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über
 die Nord- und Südersee zu bringen, und diese blühende Handels-
 stadt sah dem gänzlichen Verfall ihres Wohlstandes entgegen¹⁾.
 35 Erschreckt von dieser allgemeinen Flucht, eilte die Regentin, er-
 munternde Briefe an alle Städte zu schreiben und den sinkenden
 Mut der Bürger durch schöne Verheißungen aufzurichten. Allen,
 die dem König und der Kirche gutwillig schwören würden, sagte
 sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu und lud
 40 durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf
 diese königliche Huld wieder umzukehren. Sie versprach der

¹⁾ U. G. d. v. N., 105.

Nation, sie von dem spanischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Grenze stünde; ja, sie ging so weit, sich entfallen zu lassen, daß man noch wohl Mittel finden könnte, diesem Heer den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu ver- 5 sagen, weil sie gar nicht gesonnen sei, einem andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und diese wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon vor- aus, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie 10 sich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten bis selbst auf die Kleidertracht beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzusterben und selbst von der Hoffnung einer Wiederkehr zu scheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksstandes mit sich; bei 15 weitem der größte Teil bettelte sich dahin und schenkte seinem neuen Vaterlande nichts als seinen Kunstfleiß, nützliche Hände und rechtschaffne Bürger¹⁾.

Und nun eilte die Regentin, dem Könige eine Botschaft zu hinterbringen, mit der sie ihn während ihrer ganzen Verwaltung 20 noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen sei, allen niederländischen Provinzen die Ruhe wiederzuschicken, und daß sie sich stark genug glaube, sie darin zu erhalten. Die Sekten seien ausgerottet, und der römisch- katholische Gottesdienst prange in seinem vorigen Glanz; die 25 Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen oder erwarten sie noch im Gefängnis; die Städte seien ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Jetzt also bedürfe es keiner spanischen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sei mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft 30 würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr so viel Kunst gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, deren beide so bedürftig seien, und, indem sie den Bürger in neue Unkosten stürze, ihn zugleich des einzigen Mittels zu Verbeischaffung derselben berauben. 35 Schon das bloße Gerücht von Ankunft des spanischen Heeres habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblößt; seine wirkliche Erscheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen und keine Rebellion mehr zu dämpfen sei, so könnte man zu diesem Heer keinen andern Grund 40

¹⁾ Meteren, 101; Meurs., 35; Burg., 486; Vigl. ad Hopper., Epist. 5, Ep. 34; Grot., 26.

ausfinden, als daß es zur Züchtigung heranziehe; unter dieser Voraussetzung aber würde es keinen sehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther aufs neue erbittern, die Protestanten aufs Äußerste treiben und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage gethan, daß sie vom fremden Kriegsheer befreit sein sollte, und dieser Bedingung vorzüglich danke sie jetzt den Frieden; sie stehe ihm also nicht für seine Dauer, wenn er sie Lügen strafe. Ihn selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater und nicht als strafender König kommen. Er möchte kommen, sich der Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie aufs neue zu stören.¹⁾

Albas Rüstung und Zug nach den Niederlanden.

Aber im Conseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister Granbella, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, der Cardinal Großinquisitor, Spinosa, und der Herzog von Alba, jeder von seinem Haß, seinem Verfolgungsgeist oder seinem Privatvorteil geleitet, hatten die gelindern Ratschläge des Prinzen Ruh Gomez von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Weichwaters, Fresnoeda, überstimmt²⁾. Der Tumult sei für jetzt zwar gestillt, behaupteten sie, aber nur weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken gesetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue, danke man diese Ruhe, um die es bald wieder geschehen sein würde, wenn man sie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländischen Volks dem König eine so schöne und erwünschte Gelegenheit darboten, seine despotischen Absichten mit einem Scheine von Recht auszuführen, so war diese ruhige Betlegung, woraus die Regentin sich ein Verdienst machte, von seinem eigentlichen Zweck sehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem gesetzmäßigen Vorwande Freiheiten zu entreißen, die seinem herrschsüchtigen Geiste schon längst ein Anstoß gewesen waren.

¹⁾ Strad., 197.

²⁾ Strad., 193 sq.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Person besuchen würde, mit der undurchdringlichsten Verstellung unterhalten, so entfernt er vielleicht immer davon gewesen war. Reisen überhaupt schienen sich mit dem maschinemäßigen Takt seines geordneten Lebens, mit der Beschränkung und dem stillen Gang seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen, die von außen her auf ihn eindrangen, allzu leicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darniedergebrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders diese Reise begleitet war, mußten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich heraus zu wirken und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete wie er, so waren die Weitläufigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen mußte, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, daß man gar nicht nötig hat, den Einfluß seines Günstlings, Ruy Gomez, der es gerne gesehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Person des Königs zu entfernen, dabei zu Hilfe zu rufen. Aber so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so notwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Mut der Treugesinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung aufs Äußerste zu treiben, hatte er die weitläufigsten und lautesten Anstalten zu dieser Reise getroffen und alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Offiziere angestellt und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremden Höfe wurden durch seine Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese kriegerischen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem König von Frankreich ließ er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen und den Herzog von Savoyen um Rat fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sei. Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichniß aufsetzen und ihre Entfernungen voneinander

aufs genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Sa-
 vohem bis Burgund sollte aufgenommen und eine eigene Karte
 davon entworfen werden, wozu er sich von dem Herzog die
 nötigen Künstler und Feldmesser ausbat. Er trieb den Betrug
 5 so weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigstens acht Fahr-
 zeuge in Seeland bereitzuhalten, um sie ihm sogleich entgegen-
 schicken zu können, wenn sie hören würde, daß er von Spanien
 abgefegelt sei. Und wirklich ließ sie diese Schiffe auch ausrüsten
 und in allen Kirchen Gebete anstellen, daß seine Seereise glücklich
 10 sein möchte, obgleich manche sich in der Stille vermerken ließen,
 daß Se. Majestät in ihrem Zimmer zu Madrid von See-
 stürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese
 Rolle so meisterlich, daß die niederländischen Gesandten in Ma-
 drid, Bergen und Montigny, welche alles bis jetzt nur für
 15 ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfangen, darüber un-
 ruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser
 Furcht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit
 in Segovien befiel oder auch nur von ihm geheuchelt wurde,
 reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die Ausführung
 20 dieser Reise zu verschieben, während daß die Ausrüstung dazu
 mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die
 dringenden und wiederholten Bestürmungen seiner Schwester
 eine bestimmte Erklärung abnötigten, machte er aus, daß der
 Herzog von Alba mit der Armee vorangehen sollte, um die
 25 Wege von Rebellen zu reinigen und seiner eigenen königlichen
 Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen,
 den Herzog als seinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen,
 weil nicht zu hoffen war, daß der niederländische Adel eine
 Mäßigung, die er dem Souverän nicht versagen konnte, auch
 30 auf einen seiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze
 Nation als einen Barbaren kannte und als einen Fremdling
 und Feind ihrer Verfassung verabscheute. Und in der That hielt
 der allgemeine und noch lange nach Albas wirklichem Eintritt
 fortwährende Glaube, daß der König selbst ihm bald nach-
 35 kommen würde, den Ausbruch von Gewalttätigkeiten zurück,
 die der Herzog bei der grausamen Eröffnung seiner Statthalter-
 schaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben¹⁾.

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders
 steuerte dem König zu dieser niederländischen Expedition reich-
 40 lich, wie zu einem heiligen Kriege, bei. Durch ganz Spanien
 wurde mit allem Eifer geworben. Seine Bizetönige und

¹⁾ Strad., 198, 200; Meteren, 103.

Statthalter von Sardinien, Sizilien, Neapel und Mailand erhielt den Befehl, den Kern ihrer italienischen und spanischen Truppen aus den Besatzungen zusammenzuziehen und nach dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatz im Genuesischen Gebiet abzusenden, wo der Herzog von Alba sie übernehmen und gegen spanische 5
Rekruten, die er mitbrächte, einwechseln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutsche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodron in Luxemburg wie auch einige Geschwader leichter Reuter in der Grafschaft Burgund be- 10
reit zu halten, damit sich der spanische Feldherr sogleich bei seinem Eintritt in die Provinzen damit verstärken könnte. Dem Grafen Berlaymont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu versorgen, und der Statthalterin eine Summe von zweimalhunderttausend Goldgulden ausgezahlt, um 15
diese neuen Unkosten sowohl als den Aufwand für ihre eigene Armee davon zu bestreiten¹⁾.

Als sich unterdessen der französische Hof, unter dem Vorwand einer von den Hugonotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen spanischen Armee verbotem hatte, wandte 20
sich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm standen, um ihm dieses Gesuch abzuschlagen. Ersterer machte bloß die Bedingung, zweitausend Fußgänger und eine Schwadron Reuter auf des Königs Unkosten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu 25
schützen, dem es während des Durchzugs der spanischen Armee ausgefetzt sein möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nötigen Proviant zu versorgen²⁾.

Das Gerücht von diesem Durchmarsche brachte die Hugonotten, die Genfer, die Schweizer und Graubünder in Be- 30
wegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny lagen Karln dem Neunten an, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stünde, dem Erbfeind Frankreichs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Mit Hilfe der Schweizer, der Genfer und seiner eigenen prote- 35
stantischen Untertanen würde es ihm ein Leichtes sein, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Pässen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von funfzigtausend Hugonotten zu unterstützen versprochen. Dieses Anerbieten aber, dessen gefährliche Absicht nicht zu verkennen 40

¹⁾ Meteren, 104; Burg., 412; Strad., 106.

²⁾ Strad., 198, 199.

war, wurde von Karl dem Neunten unter einem anständigen Vorwand abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, für die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsch zu sorgen. Er brachte auch eilfertig Truppen auf, die französischen Grenzen zu decken; dasselbe taten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubünden, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhaftesten Gegenwehr zu empfangen¹⁾.

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit dreißig Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Cosmus von Florenz dazu hergeschafft hatten, zu Carthagena unter Segel und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nötigte ihn, einige Tage untätig in der Lombardei zu liegen — eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Verteidigung benutzt wurde. Sobald er sich wiederhergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren und nicht viel über zehntausend Mann, Reiterei und Fußvolk, betrug. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zug nicht mit unnützem Troß beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer größern Armee sein, die er nach Maßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus den Überresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl der Fünfte Europa zittern gemacht hatte; mordlustige, undurchbrechliche Scharen, in denen die alte mazedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz und fed durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes, gesegnetes Land losgelassen und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Nordbegier, diesem Ruhmdurst und angestammten Mut kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hilfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heersführer diese rohen Banden

¹⁾ Strad., 196; Burg., 497.

führte. Mit absichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen. Unter seinem stillschweigenden Schutze zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Apennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nötigte, seine Armee auf die möglich kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen¹⁾. Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr preßte er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte, und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des Athenienischen Feldherrn Xiphikrates in Ausübung, der dem wollüstigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugestand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwang zusammengehalten worden, desto wütender mußten sie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelassen ward.

Das ganze Fußvolk, ohngefähr neuntausend Köpfe stark und größtenteils Spanier, verteilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. Alphonz von Alloa führte die Neapolitanische Brigade, die unter neun Fahnen dreitausendzweihundertunddreißig Mann ausmachte; Sancho von Vodroño die Mailändische, zweitausendzweihundert Mann unter zehn Fahnen; die sizilianische Brigade zu ebensoviele Fahnen, und eintausendsechshundert Mann kommandierte Julian Romero, ein erfahrener Kriegsmann, der schon ehemals auf niederländischem Boden gefochten²⁾ und Gonzalo von Bracamonte die sardinische, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem funfzehn spanische Musketiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über zwölfhundert Pferde stark, bestand aus drei italienischen, zwei albanischen und sieben spanischen leichten und schwergeharnischten Geschwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl

¹⁾ Der bacchantische Aufzug dieses Heers kontrastirte seltsam genug mit dem finstern Ernst und der vorgeführten Heiligkeit seines Zwecks. Die Anzahl dieser öffentlichen Dirnen war so übermäßig groß, daß sie notgedrungen selbst darav verfielen, eine eigene Disziplin unter sich einzuführen. Sie stellten sich unter besondere Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer soldatischer Ordnung hinter jedem Bataillon daher und sondernten sich mit strenger Eitelkeit, nach Rang und Gehalt, in Befehlshabers-, Hauptmanns-, reiche und arme Soldaten-, wie ihnen das Loos gefallen war, und ihre Ansprüche stiegen oder fielen. Metzer, 104.

²⁾ Derselbe, unter dessen Befehlen eines von den spanischen Regimentern gestanden, worüber sieben Jahre vorher von den Generalstaaten so viel Streit erhoben worden.

führten. Feldmarschall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Offizier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beschenkt hatte, und Gabriel Serbellon General des Geschüzes. Von dem Herzog von Savoyen wurde ihm ein erfahrener Kriegsbaumeister, Franz Paciotto aus Urbino, überlassen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Festungen nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger und die Auswahl des spanischen Adels, wovon der größte Teil unter Karl dem Fünften in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; Christoph Mondragone, einer der zehen spanischen Helden, die ohnweit Mühlberg, den Degen zwischen den Bähnen, über die Elbe geschwommen und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengesetzten Ufer die Rähne herübergezogen, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; Sancho von Avila, den Alba selbst zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nicolaus Basta und Graf Martinengo — alle von edlem Feuer begeistert, unter einem so trefflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu eröffnen oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu krönen¹⁾.

Nach geschעהer Musterung rückte die Armee, in drei Haufen verteilt, über den Berg Genis, desselben Weges, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal soll gegangen sein. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Obersten Lodroño an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von Barra nebst dem General Serbelloni, der Armee Bahn zu machen und den Mundvorrat in den Standquartieren bereitzuhalten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagreisen die savoyischen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsch war dieser gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliierte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbeizam; beide Heere ganz untätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den steilen, abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Sfere septe,

¹⁾ Strad., 200, 201; Burg., 898; Meteren, 104.

oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatz immer nur auf einen einzigen Tag und für ein einziges Drittel Pro-
 5 viant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß sie ihren Vorteil nicht wahrnahmen, oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit mög-
 10 lichster Stille durch diesen gefährlichen Paß zu stellen, überzeugt, daß es um ihn geschehen sein würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt¹⁾; und nie ist vielleicht seit Menschengedenken
 15 eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen sein, ob die Klugheit seines Führers oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Ver-
 20 wunderung verdienen²⁾.

In der Franche Comté stießen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reuter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fußvolf in Luxemburg, welche die Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodron dem Herzoge zuführten.
 25 Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, ließ er die Oberstatthalterin durch Franz von Ibarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erschienen Noircarmes und Verlaymont im spanischen Lager, dem Herzog
 30 zu seiner Ankunft Glück zu wünschen und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Zugleich mußten sie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Teil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Scharen aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des
 35 neuen Statthalters zu gewinnen oder eine Rache, die gegen sie im Anzug war, durch eine zeitige Unterwerfung zu versöhnen.

¹⁾ Einmal nur wagten es drei Reuter am Eingang von Lothringen, einige Hämmel aus einer Herde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigentümer das Geraubte wieder zurückschickte und die Täter zum Strange verurteilte. Dieses Urteil wurde auf die Fürbitte des lothringischen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüßen gekommen war, nur an einem von den dreien vollzogen, den das Loß auf des Trommel traf. Strad., 202.

²⁾ Burg., 496, 497; Strad., I. a.

Als unter diesen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umstehenden. „Es kommt ein großer Rezer,“ rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Flamänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winkes durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue Freundschaft mit einem Geschenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward¹⁾.

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genossen und von keiner Seite Widersezung zu fürchten sei, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinandergehen. Dreitausendsechshundert Mann wurden unter Lodrons Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sogleich abziehen mußte; eine verhältnismäßig starke Besatzung warf man in Gent und in andre wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der Mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete²⁾.

Hier wie in allen übrigen Städten der Niederlande waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und wer sich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer sich auch keiner bewußt war, sah diesem Einzug mit einer Bangigkeit wie dem Anbruch eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich losreißen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterin eigenem Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unausgesetzt fort³⁾. Aber die Ankunft des spanischen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter sein, als sie der Regentin kränkend und niederschlagend war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren, hatte sie angefangen, die Süßigkeit der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschaft zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen und bisher immer ein eitler Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Fremdling entrissen werden, der, auf einmal

¹⁾ Meteren, 105; Meurs., 37; Strad., 202; Watson, Tom. II, p. 9.

²⁾ Strad., 203.

³⁾ Strad., l. I. c.

in den Besitz aller Vorteile gesetzt, die sie den Umständen nur mit langsamer Kunst abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davontragen und mit rascheren Erfolgen über ihr gründliches, aber weniger schimmerndes Verdienst triumphieren würde. Seit dem Abzuge des Ministers Granvella hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und die schmeichlerische Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrschaft desto mehr zu genießen gab, je mehr er ihr von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählich zu einem solchen Grade verwöhnt, daß sie endlich auch ihren redlichsten Diener, den Staatsrat Viglius, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Teilhaber ihrer Gewalt an die Seite gesetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen stolzem, störrigem und gebieterrischem Geist, den keine Hoffsprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödlichsten Kränkungen bevorstanden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunst aufgeboten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, daß der gänzliche Ruin des niederländischen Handels die unausbleibliche Folge dieser spanischen Einquartierung sein würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wiederhergestellten Frieden des Landes und auf ihre eigenen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmling abzutreten und alles von ihr gestiftete Gute durch ein entgegengesetztes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Ceniz herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heers zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdruße sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Tränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterland weinte¹⁾.

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst ließ sein erstes Geschäft sein, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel

¹⁾ Meteren, 104; Burg., 470; Strad., 200; Vigl. ad Hopper., IV., V., XXX. Brief.

erwählte, seinem Hochmut weh zu tun und seinen Triumph
 in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige,
 die er aus Spanien für sie mitgebracht, und legte ihr eine Ab-
 schrift seiner eigenen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl
 über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der
 Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen
 Dinge nach wie vor anheimgestellt blieb. Sobald er sich aber
 mit ihr allein sah, brachte er eine neue Kommission zum Vor-
 schein, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Zu-
 folge dieser neuen Kommission war ihm Macht verliehen, nach
 eigenem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die
 Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte und
 die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und
 abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschung zu tun,
 ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen.
 Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem
 Souverän gleich machte und diejenige weit übertraf, womit
 sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentin aufs
 äußerste, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu ver-
 bergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine
 dritte Kommission oder besondere Befehle im Rückhalt hätte,
 die noch weiter gingen und bestimmter abgefaßt wären, welches
 er nicht undeutlich bejahete, aber dabei zu erkennen gab, daß es
 für heute zu weitläufig sein dürfte und nach Zeit und Gelegen-
 heit besser würde geschehen können. Gleich in den ersten Tagen
 seiner Ankunft ließ er den Ratsversammlungen und Ständen
 eine Kopie jener ersten Instruktion vorlegen und beförderte sie
 zum Druck, um sie schneller in jedermanns Hände zu bringen.
 Weil die Statthalterin den Palaß inne hatte, bezog er einstweilen
 das Ruilemburgische Haus, dasselbe, worin die Weusenverbrüde-
 rung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch
 einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei
 ihre Zeichen aufpflanzte¹⁾.

Eine tote Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen
 das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog
 war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter gleich
 losgelassenen Spürhunden nach allen Gegenden zerstreuten.
 Überall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser
 verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentliche Plätze verlassen,
 die ganze Residenz wie eine Landschaft, welche die Pest hinter
 sich liegen ließ. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu

¹⁾ Strad., 203; Meteren, 106; Meurs. Guil. Aurinc., L. IV, 88.

verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtnis des neuen Statthalters nicht zu Hilfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben; der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Mutwillens und der Fröhlichkeit verschleucht, eine gezwungne Gravität sogar das Mienenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niedersfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt und jetzt die tödliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüter hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein erstes mußte sein, sich der verächtlichsten Großen zu versichern, um der Faktion für ein- und allemal ihre Häupter, und dem Volk, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern und den Grafen von Egmont besonders in seine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit dem flämischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorne, der es bis jetzt für ratsamer gehalten, den ersten Begrüßungen von weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freundes geführt, nach Brüssel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont sich befand, fingen sogar an, zu ihrer vorigen lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halben Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuisenburgische Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte und auf einem Gesicht, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern ließ; Egmont besonders gab sich das Ansehen, mit leichtem Mute in diesem Hause aus- und einzugehen, bewirtete die Söhne des Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirten. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweiten Male wiederkommen dürfte,

und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sei, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hoogstraeten, als der dritte Mann, in derselben Schlinge gefangen werden, den er deswegen, unter einem scheinbaren Vorwand von Geschäften, nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodron in Antwerpen den Bürgermeister Straalen, einen genauen Freund des Prinzen von Dranien, und der im Verdacht war, die Calvinisten begünstigt zu haben, ein andrer den geheimen Sekretär und Edelmann des Grafen von Egmont, Johann Cassembrod von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorne, in Verhaft nehmen und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräte und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müßte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, der von Berlaymont, von Aremberg, und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Terbelloni und Ivarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mansfeld, der gleichfalls bei dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, daß er sich eiligst wieder unsichtbar machte und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Geusenbundes, verhängt war. Der Herzog suchte die Berathschlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Kuriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der übrigen Nachricht bringen sollten. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu tun, mußte der Kriegsbaumeister Paciotto bei der Berathschlagung mit zugegen sein und ihm die Pläne zu einigen Festungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodrons Anschlag glücklich von statten gegangen sei, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach und die Staatsräte von sich ließ. Und nun wollte sich der Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich sah er sich von einer Schar spanischer Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hintergrund hervortraten. Dieser höchst unerwartete Streich griff ihn so heftig an,

daß er auf einige Augenblicke Sprache und Besinnung verlor; doch faßte er sich bald wieder und nahm seinen Degen mit gelassnem Anstand von der Seite. „Dieser Stahl,“ sagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück verteidigt.“ Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein anderer spanischer Offizier des Grafen von Hoorne, der ohne alle Ahnung der Gefahr soeben nach Hause kehren wollte. Hoornes erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freund in eben dem Augenblick dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen,“ rief er aus; „es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm theile.“ Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Ruilemburgischen Hause unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnißvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksal; alle frohlockten, daß Oranien entronnen sei. Auch soll die erste Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen sein: ob man den Schweigenden auch habe? Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf: „Man hat also gar nichts,“ sagte er, „weil man den Schweigenden entzwischen ließ.“ Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoogstraeten, den das Gerücht dieses Vorfalles unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er krankheits halber war genötigt worden, langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um und entrann glücklich dem Verderben¹⁾.

leich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handschreiben an den Befehlshaber der Zitadelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefehlen mußte, dem spanischen Obristen Alphons von Alloa die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besondern Orte, gefangen gefessen, unter einer Bedeckung von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller

¹⁾ Meteren, 108; Strad., 204, 205; Meurs. Guil. Auriac., 39; N. G. b. v. N., III Sbd., 112.

ihrer Brieffchaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundlichkeit des Herzogs von Alba hatten betören lassen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schicksal; und an diejenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längern Aufschub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen zwanzigtausend Einwohner den Wanderstab, außer den hunderttausend, die sich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des spanischen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand schätzte sich mehr sicher, nachdem sogar auf ein so edles Leben ein Angriff geschehen war¹⁾; aber viele fanden Ursache, es zu bereuen, daß sie diesen heilsamen Entschluß so weit hinausgeschoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht schwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen sperren ließ und auf die Wanderung Todesstrafe setzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stich gelassen, um nichts als Atem und Freiheit zu retten²⁾.

Albas erste Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Albas erster Schritt, sobald er sich der verdächtigsten Großen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges Ansehen wieder einzusetzen, die Schlüsse der Tridentischen Kirchenversammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben und die Blakate gegen die Kezer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen³⁾. Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesamte niederländische Nation, Katholiken und Irreligiöse, Treugefinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Taten, jene, weil sie sich durch Unterlassen

¹⁾ Ein großer Theil dieser Flüchtlinge half die Armee der Hugonotten verstärken, die von dem Durchzug der spanischen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zusammenzuziehen, und Karl den Neunten jetzt auß äußerste bedrängten. Aus diesem Grunde glaubte der französische Hof ein Recht zu haben, bei der Regentin der Niederlande auf Subsidien zu dringen. Die Hugonotten, führte er an, hätten den Marsch der spanischen Armee als eine Folge der Verabredung angesehen, die zwischen beiden Höfen in Bayonne gegen sie geschlossen worden sei, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechts wegen komme es also dem spanischen Hofe zu, den französischen Monarchen aus einer Bebrängnis ziehen zu helfen, in welche dieser nur durch den Marsch der Spanier geraten sei. Alba ließ auch wirklich den Grafen von Artemberg mit einem ansehnlichen Heer zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich stoßen und erbot sich sogar, es in eigener Person zu befehligen, welches letztere man sich aber verbat. Strad., 206; Thuan. 541.

²⁾ Meurs. Guil. Auriac., 40; Thuan., 539; Meteren, 108; A. G. d. v. N., 113.

³⁾ Meurs. Guil. Auriac., 88; Meteren, 105.

vergangen, einige wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urteil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt und aller Verträge 5
entlassen, welche die Oberstatthalterin in seinem Namen mit dem niederländischen Volk eingegangen, und Gnade war alle Ge-
rechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers Granvella beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Anteil gehabt oder 10
auch nur Gutes davon gesprochen; alle, die gegen die Trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensbeditte oder gegen die Einsetzung der Bischöfe mit einer Supplik eingekommen; alle, die das öffentliche Predigen zugelassen oder nur schwach gehindert; alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenslieder ge- 15
sungen oder sonst auf irgend eine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; alle, die einen unkatholischen Prediger beherbergt oder verheimlicht, Calvinischen Begräbnissen beigewohnt oder auch nur von ihren heimlichen Zusammenkünften gewußt und sie verschwiegen; alle, die von den Privilegien des Landes 20
Einwendungen hergenommen; alle endlich, die sich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen — alle ohne Unterschied seien in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestätsverletzung und Hochverrat lege, und diese Strafe solle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Ge- 23
schlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiel und zum Schrecken für alle künftige Zeiten, nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden¹⁾. Nach dieser Angabe war kein Keiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Auslesen unter der ganzen 30
Nation. Alle Güter und alle Leben waren sein, und wer eines von beiden oder gar beides rettete, empfing es vom seiner Großmut und Menschlichkeit zum Geschenke.

Durch diesen ebenso fein ausgedachten als abscheulichen Kunstgriff wurde die Nation entwaffnet und eine Vereinigung 35
der Gemüter unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an wem er das Urteil vollstrecken lassen wollte, das über alle ohne Ausnahme gefällt war, so hielt jeder einzelne sich stille, um womöglich der Aufmerksamkeit des Statthalters zu entweichen und die Todeswahl ja nicht 40
auf sich zu lenken; so stand jeder, mit dem es ihm gefiel, eine

¹⁾ Meteren, 107.

Ausnahme zu machen, gewissermaßen in seiner Schuld und hatte ihm für seine Person eine Verbindlichkeit, die dem Wert des Lebens und des Eigentums gleichkam. Da dieses Strafgericht aber bei weitem nur an der kleinern Hälfte der Nation vollstreckt werden konnte, so hatte er sich also natürlicherweise der größern durch die stärksten Bande der Furcht und der Dankbarkeit versichert; und für einen, den er zum Schlachtopfer aussuchte, waren zehn andre gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Besitz seiner Herrschaft, solange er dieser Staatskunst getreu blieb, und verschertzte diesen Vorteil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Last aufzulegen, die jeden ohne Ausnahme drückte¹⁾.

Um aber nun diesem blutigen Geschäfte, das sich täglich unter seinen Händen häufte, mehr gewachsen zu sein und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren, um auf der andern Seite sein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es so sehr im Widerspruche stand, und die ihm überhaupt viel zu menschlich dachten, setzte er einen außerordentlichen Justizhof von zwölf Kriminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen und nach dem Buchstaben der gegebenen Vorschrift Urteil sprechen sollte. Schon die Einsetzung dieses Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit sich brachten, daß kein Bürger außerhalb seiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewalttätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligsten Privilegien des Landes, auch den erklärten Feinden der niederländischen Freiheit, seinen Spaniern, Siz und Stimme darin gab. Präsident dieses Gerichtshofs war er selbst, und nach ihm ein gewisser Lizentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den sein eigenes Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen, wo er an einem seiner Mündel Notzucht verübt hatte; ein schamloser, verhärteter Bösewicht, in dessen Gemüte sich Geiz, Wollust und Blutbegier um die Oberherrschaft stritten, über dessen Nichtswürdigkeit endlich die Geschichtschreiber beider Parteien miteinander einstimmig sind²⁾. Die vornehmsten Beisitzer waren der Graf von Artemberg, Philipp von Noircarmes und Karl von Berlaymont, die jedoch niemals darin erschienen sind; Adrian Nicolai, Kanzler von Geldern; Jakob Mertens und Peter Asset, Präsidenten von Artois und Flandern;

¹⁾ Thuan., II, 540; M. G. b. v. N., III, 115.

²⁾ Dignum belgico carcinomate cultrum nennt Ihn Meurs. Guil. Auriac., 38; Vgl. ad Hopper., XLV. LXVIII. LXXXI Brief; Meteren, 105.

Jakob Hesselts und Johann de la Porte, Räte von Gent; Ludwig del Rio, Doktor der Theologie und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwalt des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Bigliuz' Vorstellungen wurde der Geheime Rat mit einem Anteil an diesem 5
Gerichte verschont; auch aus dem großen Räte zu Mecheln wurde niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur ratgebend, nicht beschließend, welches letztere sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine besondere 10
Zeit bestimmt; die Räte versammelten sich des Mittags, so oft es der Herzog für gut fand. Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fing dieser an, bei den Sitzungen seltner zu werden und seinem Liebling Vargas zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit so abscheulicher Würdigkeit besetzte, daß in 15
kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandtaten müde, wovon sie Augenzeugen und Gehilfen sein mußten, bis auf den spanischen Doktor del Rio und den Sekretär de la Torre aus den Versammlungen wegblieben¹⁾. Es empört die Empfindung, wenn man liest, wie das Leben der Edelsten und Besten 20
in die Hände spanischer Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabei war, daß sie selbst die Heiligtümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimsten Kontrakte zwischen dem Landesherrn und den Ständen profaniert und preisgegeben hätten²⁾.

Von dem Rat der Zwölfe, der, seiner Bestimmung nach, 25
der Rat der Unruhen genannt wurde, seines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutrats, den die aufgebracht Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt ist, fand keine Revision der Prozesse, keine Appellation statt. Seine Urteile waren unwiderruflich und durch keine andre Autorität gebunden. 30
Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, so daß beinahe alle andre Justizhöfe ruhten. Der große Rat zu Mecheln war so gut als nicht

¹⁾ Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angesehensten Männer, z. B. das Todesurteil über den Bürgermeister Strahlen von Antwerpen, nur von Vargas, del Rio und de la Torre unterzeichnet fand. Meteren, 105.

²⁾ Meteren, 106. Zu einem Beispiel, mit welchem süßlosen Leichtsinne die wichtigsten Dinge, selbst Entscheidungen über Leben und Tod, in diesem Blutrath behandelt worden, mag dienen, was von dem Rat Hesselts erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrenteils in der Versammlung zu schlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu einem Todesurteile zu geben, noch schlaftrunken aufzuschreien: Ad Patibulum! Ad Patibulum! So geläufig war dieses Wort seiner Zunge geworden. Von diesem Hesselts ist noch merkwürdig, daß ihm seine Gattin, eine Nichte des Präsidenten Bigliuz, in den Ehepacten ausdrücklich vorgeschrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalts niederzulegen, daß ihn der ganzen Nation verhaßt machte. Vigil. ad Hopper., LXVII. Brief; V. G. b. u. N., 114.

mehr; das Ansehen des Staatsrats fiel gänzlich, daß sogar seine Sitzungen eingingen. Selten geschah es, daß sich der Herzog mit einigen Gliedern des Iektorn über Staatsgeschäfte besprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, so war es in seinem Rabinett, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch so sorgfältig besiegelter Freibrief kam vor dem Rat der Unruhen in Anschlag¹⁾. Alle Urkunden und Kontrakte mußten ihm vorgelegt werden und oft die gewalttätigste Auslegung und Aenderung leiden. Tief der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabant's Widerspruch zu fürchten hatte, so galt sie ohne das brabantische Siegel. In die heiligsten Rechte der Personen wurden Eingriffe getan, und eine beispiellose Despotie drang sich sogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholischen und Rebellen bisher durch Heiratsverbindungen mit den ersten Familien des Landes ihren Anhang so sehr zu verstärken gewußt hatten, so gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, wes Standes und Würden sie auch sein möchten, bei Strafe an Leib und Gut unterjagte, ohne vorhergesehene Anfrage bei ihm und ohne seine Bewilligung keine Heurat zu schließen²⁾.

Alle, die der Rat der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor diesem Tribunale erscheinen, die Geistlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigsten Häupter der Senate wie der Silberstürmer verworfenes Gefindel. Wer nicht erschien, wie auch fast niemand tat, war des Landes verwiesen, und alle seine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, oder den man sonst habhaft werden konnte. Zwanzig, vierzig, oft fünfzig wurden aus einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Donnerstrahl immer die nächsten. Geringere Bürger, die nichts besaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überrascht und verhaftet. Manche angesehenene Kaufleute, die über ein Vermögen von sechzig- bis hunderttausend Gulden zu gebieten gehabt hatten, sah man hier wie gemeines Gefindel mit auf den Rücken gebundenen Händen an einem Pferdeschweif zu der Richtstätte schleifen, in Valenciennes zu einer Zeit fünf- und fünfzig Häupter abschlagen. Alle Gefängnisse, deren der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen lassen, waren von Delinquenten vollgepreßt;

¹⁾ In einem schlechten Latein richtete Barqas die niederländische Freiheit zugrunde. Non curamus Vestros Privilegios, antwortete er einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. U. G. b. v. R., 117.

²⁾ Meteren, 106, 107; Thuan., 540.

Hängen, Köpfen, Vierteln, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltner schon hörte man von Galeerenstrafe und Verweisung; denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermessliche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Goldburrst des neuen Statthalters und seiner Gehilfen viel mehr reizten als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu sein, die ganze Nation zum Bettler zu machen und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Konfiskationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Taler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war desto unmenslicher, da es gerade die ruhigsten Untertanen und die rechtgläubigsten Katholiken, denen man nicht einmal Leibes tun wollte, oft am härtesten traf; denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getäuscht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hospitäler und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armut, die sonst einen Notpfennig davon gezogen, mußte diese einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an diese Güter vor dem Rat der Zwölfe zu verfolgen (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen), verzehrten sich in langwierigen, kostbaren Rechtskämpfen und waren Bettler, ehe sie das Ende davon erlebten¹⁾. Von einer solchen Umkehrung der Gesetze, solchen Gewaltthatigkeiten gegen das Eigentum, einer solchen Verschleuderung des Menschenlebens kann die Geschichte gebildeter Staaten schwerlich mehr als noch ein einziges Beispiel aufweisen; aber Cinna, Sulla und Marius traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger und übten wenigstens ohne Hülle, was der niederländische Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Gesetze vollführte.

Bis zum Ablauf dieses 1567sten Jahres hatte man noch an die persönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Besten aus dem Volk hatten sich auf diese letzte Instanz vertröstet. Noch immer lagen Schiffe die er ausdrücklich zu diesem Zweck hatte ausrüsten lassen, im Hafen vor Bliessingen bereit, ihm auf den ersten Wink entgegenzufegeln; und bloß allein, weil er in ihren Mauern residieren sollte, hatte sich die Stadt Brüssel zu einer spanischen Besatzung verstanden. Aber auch diese Hoffnung erlosch

¹⁾ Mezeren, 109.

allmählich ganz, da der König diese Reise von einem Vierteljahr aufs andere hinausshob, und der neue Regent sehr bald anfang, eine Vollmacht sehen zu lassen, die weniger einen Vorläufer der Majestät als einen souveränen Minister ankündigte, der sie ganz
 5 überflüssig machte. Um die Not der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Person der Regentin ihr letzter guter Engel von ihnen scheiden¹⁾.

Schon seit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrschaft keinen Zweifel
 10 mehr übrig ließ, hatte Margaretha den Entschluß gefaßt, auch dem Namen derselben zu entsagen. Einen lachenden Erben in Besitz einer Hoheit zu sehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfnis geworden war, einem andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung und alle Auf-
 15 merksamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchsten Gewalt sind, zuwandern zu sehen, und verloren zu fühlen, was sie besessen zu haben nie vergessen konnte, war mehr, als eine Frauenseele zu verschmerzen imstande ist; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen schonenden Gebrauch
 20 seiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung selbst, die durch diese doppelte Herrschaft in Gefahr geriet, schien ihr diesen Schritt aufzulegen. Viele Provinzstatthalter weigerten sich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe Befehle vom Herzog an-
 25 zunehmen und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der schnelle Umtausch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht so gelassen, so unmerklich abgehen können, daß die Herzogin die Veränderung nicht aufs bitterste empfand. Selbst die we-
 30 nigen, die, wie z. B. der Staatsrat Bigliuz, standhaft bei ihr aushielten, taten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Person als aus Verdruß, sich Anfängern und Fremdlingen nachgesetzt zu sehen, und weil sie zu stolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehriahre zu wiederholen²⁾. Bei weitem der größte Theil konnte bei allen Bestrebungen, die Mitte zwischen
 35 beiden zu halten, die unterscheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der sinkenden zollte, und der königliche Palast in Brüssel ward immer öder und stiller, je mehr sich das Gedränge im Ruilemburgischen Hause vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußersten Grade
 40 reizte, war Hoornes und Egmonts Verhaftung, die ohne

¹⁾ Vgl. ad Hopper., XLV. Brief.

²⁾ Vgl. ad Hopper., XXIII. XL. XLIV. und XLV. Brief.

ihr Wissen, und als wäre sie gar nicht in der Welt gewesen, eigenmächtig von dem Herzog beschlossen und ausgeführt ward. Zwar bemühte sich Alba, sie sogleich nach geschehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man diesen Anschlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem so verhassten Geschäfte ihren Namen zu schonen; aber eine Delikatessse konnte die Wunde nicht zuschließen, die ihrem Stolze geschlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrscheinlich nur ein Vorbote war, schickte sie ihren Geheimschreiber Machiavell an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlassung von der Regentschaft dort mit allem Ernst zu betreiben. Sie wurde ihr ohne Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen seiner höchsten Achtung bewilligt; er setzte, drückte er sich aus, seinen eignen und der Provinzen Vorteil hintan, um seine Schwester zu verbinden. Ein Geschenk von dreißigtausend Talern begleitete diese Bewilligung, und zwanzigtausend wurden ihr zum jährlichen Gehalt angewiesen¹⁾. Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberstatthalter der sämtlichen Niederlande mit unumschränkter Vollmacht ernannte²⁾.

Gar gerne hätte Margaretha gesehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthaltertschaft vor einer solennen Ständeversammlung niederzulegen; ein Wunsch, den sie dem König nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu sehen. Überhaupt mochte sie das Feierliche lieben, und das Beispiel des Kaisers, ihres Vaters, der in eben dieser Stadt das außerordentliche Schauspiel seiner Kronab dankung gegeben, schien unendlich viel Anlockendes für sie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchsten Gewalt geschieden sein mußte, so war ihr wenigstens der Wunsch nicht zu verargen, diesen Schritt mit möglichstem Glanz zu tun; und da ihr außerdem nicht entging, wie sehr der allgemeine Haß gegen den Herzog sie selbst in Vorteil gesetzt hatte, so sahe sie

¹⁾ Der ihr aber nicht sehr gewissenhaft scheint ausgezahlt worden zu sein, wenn man anders einer Broschüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Druck herauskam. (Sie führt den Titel: Discours sur la Blessure de Monseigneur, Prince d'Orange, 1582, ohne Druckort, und steht in der kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden.) Sie schmachte, heißt es hier, zu Ramur im Elend, so schlecht unterstützt von ihrem Sohn (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), daß ihr Sekretär, Albo brandin, selbst ihren dasigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heißt es weiter, was konnte sie auch von einem Sohne Besseres erwarten, der ihr, als er sie noch sehr jung in Brüssel besuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen schlug?

²⁾ Strad., 206, 207, 208; Meurs. Guil. Auriac., 40; Thuan., 539; Vgl. ad Hopper. LX. XLI. XLIV. Brief.

einem so schmeichelhaften, so rührenden Auftritt entgegen. So gerne hätte sie die Tränen der Niederländer um die gute Beherrscherin fließen sehen, so gerne auch die ihrigen dazu geweint, und sanfter wäre sie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne gestiegen. So wenig sie während ihrer neun-
 5 jährigen Verwaltung auch getan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück sie noch umlächelte und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünsche begrenzte, so viel Wert hatte es jetzt für sie erlangt, da es das einzige war, was ihr
 10 für den Fehlschlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Ersatz geben konnte; und gerne hätte sie sich überredet, daß sie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menschlichen Gesinnung für die Niederländer geworden sei. Da der Monarch weit davon entfernt war, eine Zusammenrottung der Nation Gefahr zu
 15 laufen, um eine Grille seiner Schwester zu befriedigen, so mußte sie sich mit einem schriftlichen Abschied von den Ständen begnügen, in welchem sie ihre ganze Verwaltung durchließ, alle Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt, alle Übel, die sie
 20 durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte und endlich damit schloß, daß sie ein geendigtes Werk verlasse und ihrem Nachfolger nichts als die Bestrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Dasselbe mußte auch der König zu
 25 wiederholten Malen von ihr hören, und nichts wurde gespart, dem Ruhm vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweise erwerben möchten. Ihr eigenes Verdienst legte sie als etwas Entchiedenes, aber zugleich als eine Last, die ihre Bescheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder¹⁾.

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieses gefällige Urtheil ohne Einschränkung zu unterschreiben; selbst wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenossen, wenn das
 30 Zeugnis der Niederlande selbst dafür spräche, so würde einem dritten das Recht nicht benommen sein, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leichtbewegliche Gemüthe des Volks ist nur allzu sehr geneigt, einen Fehler weniger für eine
 35 Tugend mehr anzuschreiben und unter dem Druck eines gegenwärtigen Übels das überstandene zu loben. Die ganze Verabscheuungskraft der Niederländer schien sich an dem spanischen Namen erschöpft zu haben; die Regentin als Urheberin eines Übels anklagen, hieß dem König und seinen Ministern Flüche
 40 entziehen, die man ihnen lieber allein und vollständig gönnte; und Herzog Albas Regiment in den Niederlanden war der

¹⁾ Meurs. Guil. Auriac., 40; Strad., 207, 208.

rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienst seiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volks und die Pflichten der Menschlichkeit anzustoßen; aber im Kampf mit diesen zwei widersprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beiden erfüllt und der Nation augenscheinlich zu viel geschadet, um dem König so wenig zu nützen. Wahr ist's, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang; aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerei tat ihr dabei größere Dienste als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innre Zwietracht der tödliche Streich schon an seiner Wurzel geschehen war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zustande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land; aber nicht zu leugnen ist es, daß die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabei getan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Konseil in Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbei, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen als der Unzuverlässigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seien. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelehrte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden; aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt, nie hat sie sich aus selbstgebornem Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigner schöner Menschlichkeit mißverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Not sie zwang, gab sie

mit unsicherer, zurückgezogener Hand, als hätte sie gefürchtet, zu viel zu geben, und sie verlor die Frucht ihrer Wohltaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach Granvel-
5 las Vertreibung die Wohltäterin des niederländischen Volks zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Mißbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler
10 Mäßigung übte sie eine traurige Gewalt und besleckte durch keine willkürliche Grausamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp der Zweite, ihrer lange
15 vergessen hatte, hielt das niederländische Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren; aber sie war der Glorie bei weitem nicht wert, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verließ Brüssel gegen Ende des Christmonats 1567 und wurde von dem Herzog bis an die Grenze Brabants geleitet, der sie hier
20 unter dem Schutze des Grafen von Mansfeld verließ, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückzukehren und sich dem niederländischen Volk nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

2. Kapitel: Wörter

Auswahl in zehn Teilen

Die Wörter sind alphabetisch geordnet

und sind in drei Spalten

angeordnet, um die Lesbarkeit zu erhöhen

Die Wörter sind in drei Spalten

angeordnet, um die Lesbarkeit zu erhöhen

Die Wörter sind in drei Spalten
angeordnet, um die Lesbarkeit zu erhöhen

F

24.138/8-10